

1408

A 355

Wissenschaftsmagazin der
Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main

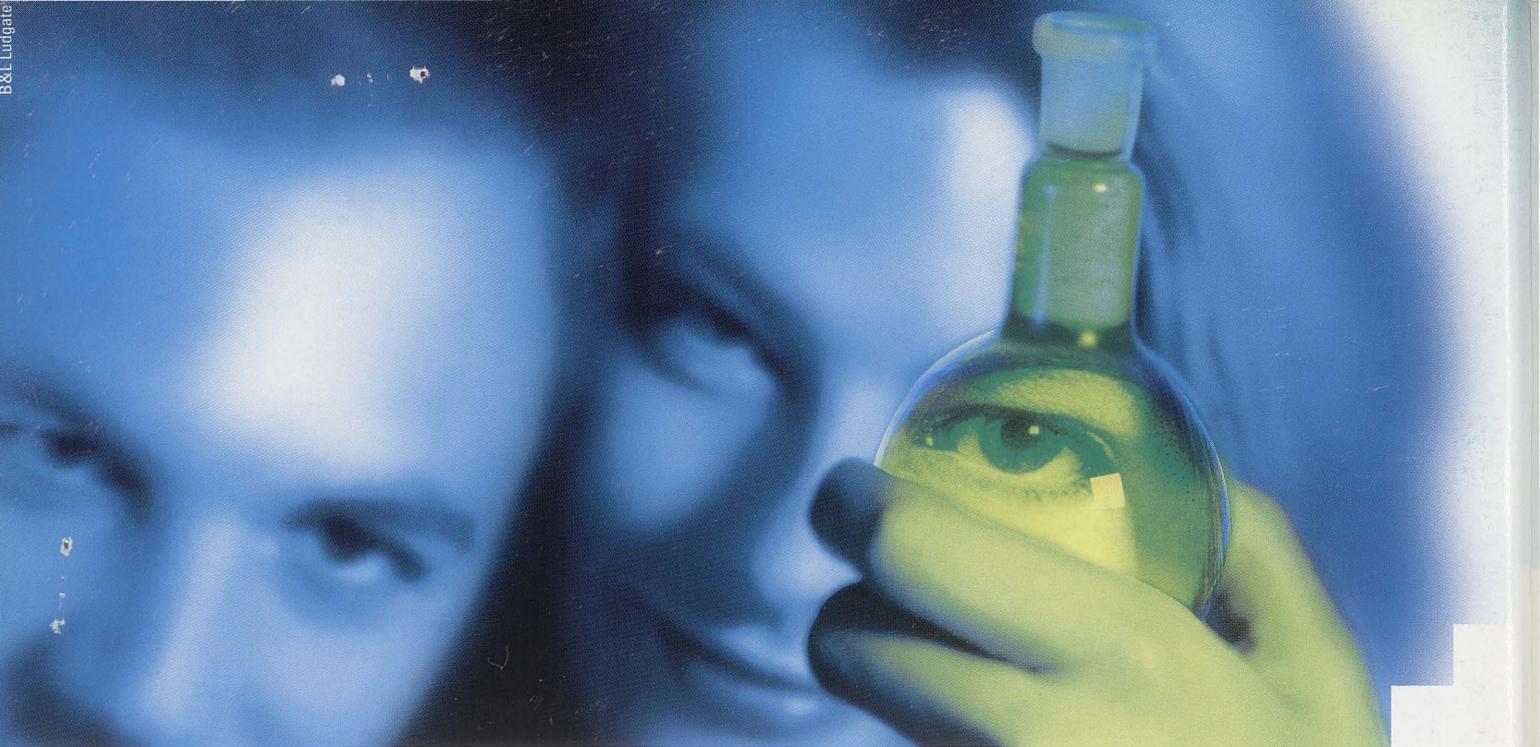
Forschung Frankfurt



Natur als Text – Zur Syntax der Natur bei Goethe ▶ Goethe und die Beobachtung der Wolken ▶ Zu Goethes Art von Naturwissenschaft ▶ Über Goethe hinaus: Goethe und die moderne Naturwissenschaft ▶ Goethe als Patient ▶ Anmerkungen zu Goethes Musikanschauung ▶ Goethes Blick auf die Geschichte ▶ Goethes gegenständliches Denken und Adornos „Vorrang des Objekts“ ▶ Zur Ästhetik der Goethe-Zitation bei jüdischen Neurowissenschaftlern in Frankfurt ▶ Zur Geschichte einer deutschen Kultfigur ▶ Wie die Universität zu ihrem Namen kam

2
1999

17. Jahrgang / 1999 / DM 5,-



Forscher Geist zahlt sich aus

Innovation heißt, Neues denken und Neues wagen –
immer weitergehen, als bisher möglich war.

Innovation erfordert aber auch hohe Aufwendungen für Forschung
und Entwicklung. Sie bereitet den Boden für künftige Erfolge.

Wir bei Merck forschen und entwickeln zum Wohle vieler Menschen, zur Lösung gesellschaftlicher
Anliegen, zum Nutzen unserer Kunden, unserer Mitarbeiter und unserer Aktionäre.

Weil wir heute Zukunft denken, können wir sie morgen gestalten.

Pharma, Labor, Chemie. Wir sind auf Zukunft spezialisiert.

Informationen zum Unternehmen erhalten Sie:

Freecall **0 800-70 777 07** oder im Internet: www.merck.de

Steigerung in %
indizierte Werte



MERCK

Editorial

Der englische Schriftsteller Sir Charles Percy Snow hat 1959 einen Vortrag veröffentlicht mit dem Titel „The two cultures and the scientific revolution“. Seine These von der Beziehungslosigkeit zwischen Natur- und Geisteswissenschaften löste eine kontroverse Diskussion aus, und noch heute zeigt sie Nachwirkungen. Erst vor wenigen Jahren veröffentlichte John Brockman seine Gespräche mit berühmten Literaten und Naturwissenschaftlern Amerikas über das Weltbild der modernen Naturwissenschaft unter dem Titel „The third culture“. Er hat damit gezeigt, daß der Dialog zwischen Naturwissenschaftlern und Literaten in Amerika bereits begonnen hat.

Sieht man einmal davon ab, daß die Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhun-



derts noch in den Anfängen lagen, dann begegnen wir in Goethe einem entschiedenen Verfechter jenes Dialogs. Die von Snow beklagte tiefe Kluft zwischen Naturwissenschaften und Literatur verschwindet in dem Maße, wie man sich Goethes Verständnis von Naturwissenschaft und Literatur annähert. Die Ergebnisse seiner naturwissenschaftlichen Studien hat Goethe in vorbildlicher Prosa, ja zuweilen in poetischer Form abgefaßt. Er stellt den Menschen mit seinen sinnlichen und intellektuellen Fähigkeiten als verbindendes Glied ins Zentrum von Wissenschaft und hofft, Wissenschaft möge auch künftig nicht zu sehr nur mit sich selbst befaßt sein.

Goethes Name bleibt für unsere Universität nicht äußerlich. Sein Verständnis von Wissenschaft im allgemeinen trifft sich mit dem Anspruch einer Universität, Kluften zwischen den Fachbereichen auf Dauer nicht hinzunehmen. Daß Goethe heute der Anlaß sein kann, Brücken zwischen

einzelnen Disziplinen der Wissenschaften zu schlagen, beweist diese Ausgabe des Wissenschaftsmagazins FORSCHUNG FRANKFURT. Hier haben sich Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Fachbereichen unserer Universität zusammengefunden und auf den einen gemeinsamen Schwerpunkt konzentriert: auf Goethe. Die Autoren und Autorinnen dieser Ausgabe beschäftigen sich mit dem Dichter, dem Literaten und dem Naturforscher Goethe.

Unter dem Titel „Durchgeistete Natur. Ihre Präsenz in Goethes Dichtung, Wissenschaft und Philosophie“ greifen wir das Thema mit anderen Akzenten in einem Symposium vom 7. bis 9. Mai im Casino des I.G. Farben-Gebäudes (Poelzig-Baus) noch einmal auf. Auch hierbei wirkt Goethe wieder als Einheit stiftendes Motiv: Zur Vorbereitung und Durchführung der Veranstaltung haben insgesamt zwölf Fachbereiche zueinander gefunden. So soll es sein.

W. Meißner

Professor Dr. Werner Meißner
Präsident der Goethe-Universität

Natur als Text

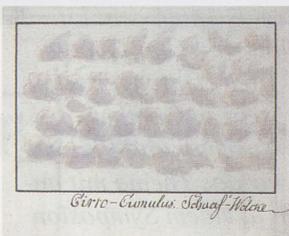


„...ein Gleichnis das ich so gerne brauche“
Zur Syntax der Natur bei Goethe

War er Naturforscher, Textil-Experte oder Poet? Diese Talente scheint Goethe selbst entscheidend wichtig gehalten zu haben, wie der Germanist *Klaus Jeziorkowski* nachweisen kann: Die Metapher vom Weben und dem Gewebe war eines seiner elementaren und zentralen Bilder, vermutlich weil sie Natur und poetische Kunst im selben Bild als ein Ganzes, ein Gewebe ineinanderdenkt. Beide bildenden Prinzipien, das der Natur und das der Sprache,

laufen in ihrer schöpferischen umformenden Folgerichtigkeit für Goethe parallel und sind aufeinander bezogen: das eine ist bildende Kraft des anderen. Das Vermögen der Syntax erschafft die gestaltende Energie der Natur. Für Goethe – so konstatiert der Germanist – wachsen die Kompetenz des Naturwissenschaftlers und die des Poeten auf demselben Stengel und dies erklärt auch, warum die naturwissenschaftlichen Schriften zu seinen Hauptwerken zählen.

Goethes meteorologische Studien



„Ein Angehäuftes, flockig löst sich's auf“
Goethe und die Beobachtung der Wolken

Goethes Überlegungen zur Wolkenbildung gründen auf den Schriften von Luke Howard, einem englischen Naturforscher, den er tief bewunderte und verehrte. Howard hatte gezeigt, daß Wolkenformen nicht zufällig entstehen, sondern stets wiederkehrende, physikalisch begründete Ähnlichkeiten zeigen. Goethe benutzte Howards Wolkentypologie als Mittel, um das Prinzip der Variation typischer Grundformen, wie er es in seinen botanischen und

zoologischen Studien zur Morphologie entwickelt hatte, auf einen weiteren Bereich der Natur anzuwenden. Er führte systematische Beobachtungen durch, verfolgte die Fachliteratur und betrieb in seiner Funktion als Leiter der Anstalten für Kunst und Wissenschaft im Herzogtum Weimar die Gründung von Wetterstationen. *Christian-Dietrich Schönwiese* vom Institut für Meteorologie und Geophysik stellt den „Meteorologen“ Johann Wolfgang von Goethe vor.

Goethes Naturwissenschaft

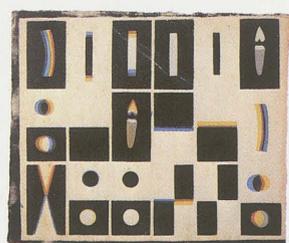


„...daß ich geteilt und doppelt bin“
Zu Goethes Art von Naturwissenschaft

Das geteilte, symmetrisch vereinte Ginkgo-Blatt ist ein schönes Symbol für den Künstler und Naturwissenschaftler Goethe. Sein Weg, um Phänomene durchschaubar zu machen, erlaubt ein Miteinander von Erklärung in der Wissenschaft und erklärendem Verstehen im geschaffenen Kunstwerk. Am Beispiel von Goethes Morphologie erläutert *Walter G. Saltzer* vom Institut für Geschichte der Naturwissenschaften, wie das Weltbild des Universalgenies von der Vor-

herrschaft des Lebendigen, der Entfaltungskraft der Natur und der in ihr wohnenden dynamischen Wirk- und Ordnungsprinzipien geprägt ist. Was verbirgt sich hinter Goethes Typus der Urpflanze? Kein biologischer Gattungsbegriff, keine Idee, wie Schiller fälschlich meinte, sondern das reine Phänomen von „Pflanzenhaftigkeit“, das aus der Vielfalt botanischer Erscheinungen als das zugrundeliegende Allgemeine faßbar wird – eine dynamische Erstuniversalie.

Über Goethe hinaus

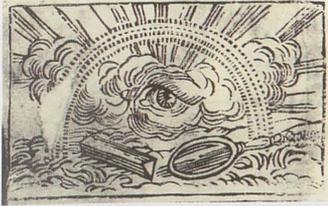


Goethe als inspirierender Partner
für die modernen Naturwissenschaften?

Goethe spürte und wußte es wohl auch, daß die Welt mehr ist als die Summe der Objekte in ihr, daß die Natur keine „Sinn-lose“ Anhäufung einzelner Objekte ist. Das unterschied ihn ganz grundsätzlich von Isaac Newton, der eine Wissenschaft begründete, die die Welt in Teile zerlegt und die meint, durch diese Zerlegung das Ganze bereits erfaßt zu haben. Der Physiker

Thomas Görnitz hält Goethes Weltansicht heute für durchaus aktuell und inspirierend, sie hat in gewisser Weise mit der Quantentheorie auch wieder Eingang in die Physik gefunden. So hat die Quantentheorie deutlich gemacht, daß der ganzheitliche Aspekt der Welt bei hinreichend genauen Experimenten selbst in der Physik nicht mehr vernachlässigt werden kann.

Über Goethe hinaus



Über Goethe hinaus?
Goethe und die moderne Naturwissenschaft

35

Die heutige Naturwissenschaft ist über Goethe hinaus, ist über ihn hinweggegangen, daran gibt es für den Chemiker *Martin Trömel* keinen Zweifel: Dem Dichter und Naturforscher bekundet die moderne Naturwissenschaft zwar Respekt, doch sieht sie in ihm nicht den wegweisenden Denker. Trömel charakterisiert

Goethe als Außenseiter auch in seiner Zeit: Er stand zeitlebens außerhalb einer Naturwissenschaft, die sich als exakte Wissenschaft zu verstehen begann. Erst unser Jahrhundert sieht wieder deutlicher, was Goethe noch wußte: Wissenschaft von der Natur ist nicht möglich ohne den Betrachter.

Goethe als Patient



Goethe als Patient
Krankheit und Lebensgeschichte

38

Goethe als Patient, als kranker Mensch? Ist diese Frage „erlaubt“, oder ist es nicht geradezu frevelhaft, sich darauf einzulassen? Der Medizinhistoriker *Helmut Siefert* begibt sich auf diese Spur und versucht, Goethes Krankheiten lebensgeschichtlich einzuordnen; ihm geht es dabei nicht um eine diagnostische Etikettierung. Goethe selbst bezeichnete sich als „Kränkling, der mehr an der Seele als am Körper zu leiden

schien“. An zwei Beispielen macht Siefert deutlich, wie eng bei Goethe akute schwere Erkrankungen mit dem Tod ihm wichtiger Menschen zusammenhängen. Als beispielsweise sein Sohn August in Rom stirbt, unterdrückt er gewaltsam alle Gefühle von Trauer, flüchtet verbissen in die Arbeit am Schlußkapitel von „Dichtung und Wahrheit“, aber nur wenig später erleidet er einen schweren Blutsturz.

Goethes Musikanschauung



„...als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte“

44

Im Gegensatz zur bildenden Kunst hat Goethe sich offenbar nur sporadisch mit Musik auseinandergesetzt; eine größere zusammenhängende Schrift über musikalische Fragen fehlt im Gesamtwerk. War Goethe also unmusikalisch? Keineswegs, wie die Musikwissenschaftlerin *Ulrike Kienzle* zeigt: Goethe besaß beachtliche musikalische Fähigkeiten, konnte mehrere Instrumente spielen und Partituren studieren. Er schrieb Singspieltexte und inszenierte Opern. Die Konzerte in Goethes Haus

gehörten zu den Höhepunkten des Weimarer Kulturlebens. Goethes besonderes Interesse galt akustischen und musiktheoretischen Fragen, über die er mit seinen Komponistenfreunden Kayser, Reichardt und Zelter kenntnisreich debattierte. Für Goethe war Musik das Urelement aller Poesie. Er erlebte Bachs Präludien und Fugen als Abglanz der kosmischen Harmonie, und er gestand der Musik fundamentale Bedeutung für eine ideale Pädagogik zu.

Goethes Geschichtsverständnis



Physische und moralische Welt
Goethes Blick auf die Geschichte

52

Vergleicht man Goethes Verhältnis zur Geschichte mit seiner Haltung zur Naturforschung, wird ein Kontrast sichtbar, den der Philosoph *Alfred Schmidt* in seinem Beitrag beleuchtet. In der Naturforschung fühlt er sich heimisch, die Geschichte bleibt ihm fremd. Auf festerem Boden bewegt sich der Forscher in der Natur, weil sie gegenwärtig ist und sich den Sinnen offenbart. Die Geschichte hingegen ist dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht gegenwärtig ist und nur durch Quellen vermit-

telt erfaßt werden kann. In ihr scheint das Zufällige zu überwiegen, während in der Entwicklung der Natur ein gesetzmäßiger Gang erkennbar ist. Gleichwohl übersieht Goethe über dem Nachteil der Historie ihren Nutzen nicht, denn sie erregt neben Verdruß auch Ansporn und Enthusiasmus. Seine wissenschaftshistorischen Studien und seine autobiographischen Schriften belegen, daß er bei allen Vorbehalten deutender wie faktischer Erkenntnis des historischen Universums durchaus positiv gegenübersteht.

Befreiender Goethe



Befreiende Sinnlichkeit – Goethes gegenständliches Denken und Adornos „Vorrang des Objekts“

Die Autoren der kritischen Theorie Max Horkheimer und Theodor W. Adorno haben nur an wenigen Stellen ausdrückliche Bezüge zu Goethe hergestellt. In der Sache aber steht vor allem Adornos Einschätzung des Verhältnisses von Ästhetik und Philosophie in nächster Nähe zu Goethes gemeinschaftlicher Behandlung von Kunst und Wissenschaft. Was Adorno als Forderung nach „Vorrang des Objekts“ dem aufs Erkenntnissubjekt konzentrierten Idealismus ent-

gegenhält, das hatte auf ähnliche Weise bereits Goethe mit seinem Anspruch auf „gegenständliches Denken“ der idealistischen Philosophie kritisch vorgehalten. In beiden Fällen wird der ästhetischen Ausdrucksweise der Wirklichkeit im Kunstwerk große Bedeutung beigemessen bei der Befreiung des Menschen aus der Befangenheit in der Systematik seiner Denkformen. Der Philosoph *Klaus-Jürgen Grün* spürt diese unterirdischen Verbindungen erstmals auf.

Goethe-Bild bei Neurowissenschaftlern



Ornament und Programm: Zur Ästhetik der Goethe-Zitation bei jüdischen Neurowissenschaftlern in Frankfurt am Main

Als der Hirnforscher und Nervenarzt Ludwig Edinger (1855-1918) im Oktober 1907 sein Neurologisches Institut neu eröffnete, ließ er dort ein Goethe-Zitat anbringen: „Willst Du ins Unendliche schreiten, Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.“ Noch 1948, im US-amerikanischen Exil, berief sich Edingers Schüler Kurt Goldstein (1878-1965) auf diesen Wahl-spruch. Ausgehend von dieser Aneignung Goe-

thes skizziert der Beitrag des Soziologen *Gerald Kreft* vielfältige Goethe-Bezüge bei Frankfurter Neurowissenschaftlern deutsch-jüdischer Herkunft aus drei Generationen. Diese spiegeln sowohl Goethes Stellung in der Geschichte der deutschen Juden als auch die Bedeutung seiner Naturauffassung beziehungsweise seiner morphologischen Studien für die modernen Neurowissenschaften.

Goethe-Kult



„Doktor, was halten Sie von Goethe?“
Zur Geschichte einer deutschen Kultfigur

Der Kult um Goethe begann schon zu dessen Lebzeiten: Die Weimarer Hofhaltung des alten Goethe ließ ihn zur alles überragenden Literatur- und Kunstinstanz werden. Treffsicher nannte Heine diese Epoche „Goethesche Kaiserzeit“. Die Literaturwissenschaftlerin *Waltraud Wiethölter* zeichnet exemplarisch nach, wie wechselvoll Goethe in den Epochen deutscher Geschichte rezipiert und instrumentalisiert wurde: 1848 und Goethes vergessener

hundertster Geburtstag, das Deutsche Reich und Dichturfürst, der Heilige Goethe neu erstanden im Nachkriegsdeutschland. Der Philosoph und Goethe-Preisträger Karl Jaspers plädierte 1947 für eine neue Betrachtungsweise: Wo „Goethes Geist“ atme, müsse sich „die Freiheit des Wortes“ analog zu den Widersprüchen des Werks in einem Wettbewerb nüchtern abgewogener „Gründe und Gegengründe“ manifestieren.

UNSER KOSTBARSTES LEBENSMITTEL

WASSER

Unser Trinkwasser gehört zu den bestkontrollierten Lebensmitteln.

Universitätsgeschichte

76



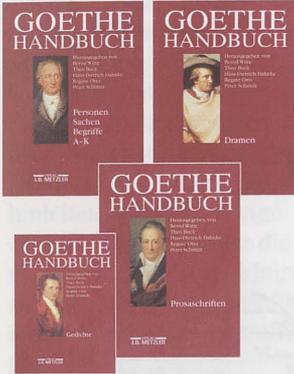
Die Johann Wolfgang Goethe-Universität
Wie die Universität zu ihrem Namen kam

Schon als die Frankfurter Universität, als Stiftungsuniversität ein Unikum in der deutschen Hochschullandschaft, 1914 gegründet wurde, war im Gespräch, sie nach dem großen Dichter der Stadt zu benennen. Doch das entsprach nicht den Etiketten, und die Rason der Frankfurter Bürger gegenüber dem preußischen Staat und dem Kaiser ließen diese Bestrebungen in den Hintergrund treten, wie der Historiker *Notker Hammerstein* berichtet. So hieß die Anstalt zunächst ab 1918 „Königliche Universität zu Frankfurt am Main“.

Anfang der dreißiger Jahre, die hundertjährige Wiederkehr von Goethes Todestag rückte näher, ergriffen Stadt und Universität erneut die Initiative und stießen beim Preußischen Kultusministerium auf deutliches Wohlwollen. Es gab keine langen Debatten, der Vorschlag war allgemein konsensfähig. Während eines öffentlichen akademischen Festakts verlieh der preußische Kultusminister am 25. Juni 1932 die Urkunde zur Namensgebung: Fortan hieß die Hochschule Johann Wolfgang Goethe-Universität.

Bücher zu Goethe

83



Buchtips zu Neuerscheinungen

Neuerscheinungen entdecken Goethe zunehmend als begabten Zeichner und Maler – sein neben der Dichtung zweites großes Talent. Damit komplettiert sich das Goethe-Bild: als Naturwissenschaftler und Künstler zugleich. Die unter der Vielzahl von Neuerscheinungen im Goethe-Jahr ausgewählten Buchtips bieten neben Metzlers Goethe Handbuch und einer preiswerten dtv-Gesamtausgabe vor allem etwas fürs Auge. Zum Beispiel den großformatigen Bildband aus dem Elisabeth Petersen-Verlag. Poetische und naturwissenschaftliche Texte verbinden sich auf kunst-

volle Weise mit den Zeichnungen und malerischen Werken. Naturwissenschaft als lebenslange Leidenschaft Goethes, bei der vor allem die genaue Beobachtung zählt, illustriert der Bildband von Otto Krätz im Callwey-Verlag. Multimediale Zugänge zu Goethes Werk eröffnet die von der Stiftung Weimarer Klassik sowie Jürgen von Esenwein und Harald Gerlach herausgegebene CD-Rom „Zeit Leben Werk“. Volltextrecherche und Hyperlinks verbinden Berliner Ausgabe mit Artikeln aus dem Goethe Handbuch, Tondokumenten und zahlreichen Bildern.

Rückkopplung

88



Wes Geistes Kind im Kopf gegessen

Das 18. Jahrhundert, vom Studium der Natur inspiriert, durch die Ausgrabungsfunde von Herculaneum (1709) euphorisiert, ließ die Porträtsilhouette, die anfänglich noch wegen ihrer Ähnlichkeit zur schwarzfigurigen Vasenmalerei als „Mode à la grecque“ bezeichnet wurde, einen wahren Siegeszug durch die deutschen Fürstenhöfe und gebildeten Kreise des gehö-

benen Bürgertums antreten. Goethe, in dessen Umfeld man ebenfalls mit wahrer Leidenschaft schnitt, riß und silhouettierte, notierte 1791: „Jedermann war darin geübt, und kein Fremder zog vorüber, den man nicht abends an die Wand geschrieben hätte, die Storchenschnabel durften nicht rasten.“ Die Geschichte des Schattenrisses skizziert *Gabriele Kloske*.

Impressum/Bildnachweis

87

MISEREOR
DIE ARMEN ZUERST.
Spendenkonto 556 Sparkasse Aachen BLZ 390 500 00

**WOHNEN • ARBEITEN • STUDIEREN
IN DEN VEREINIGTEN STAATEN**

50.000 AUFENTHALTSGENEHMIGUNGEN (»GRÜNE KARTEN«) WERDEN DURCH EINE STAATSLOTTERIE AUSGEGEBEN. DIE INHABER DÜRFEN IN DEN VEREINIGTEN STAATEN WOHNEN UND ARBEITEN – DER ERHALT DER AMERIKANISCHEN STAATSBÜRGERSCHAFT IST MÖGLICH. KOSTENLOSE LOTTERIE-AUSKUNFT.

NATIONAL VISA SERVICE

4200 WISCONSIN AVENUE N.W.
WASHINGTON, D.C. • 20016 U.S.A.
FAX (202) 298-5601 • TEL (202) 298-5600
www.dv-2001.com

©1997 IMMIGRATION SERVICES

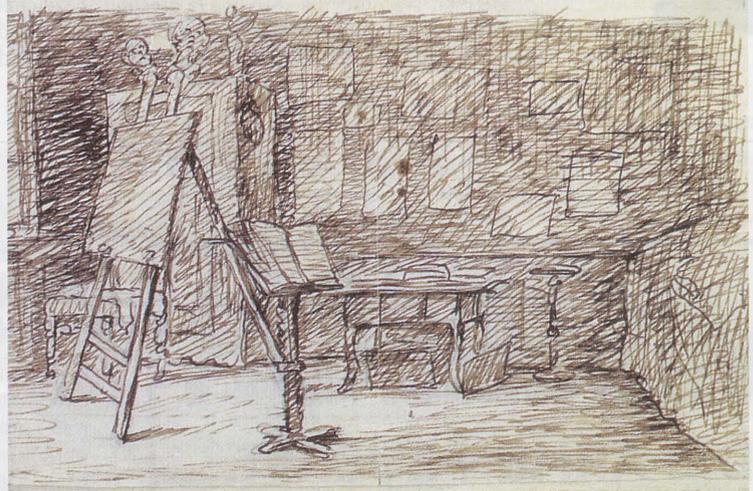
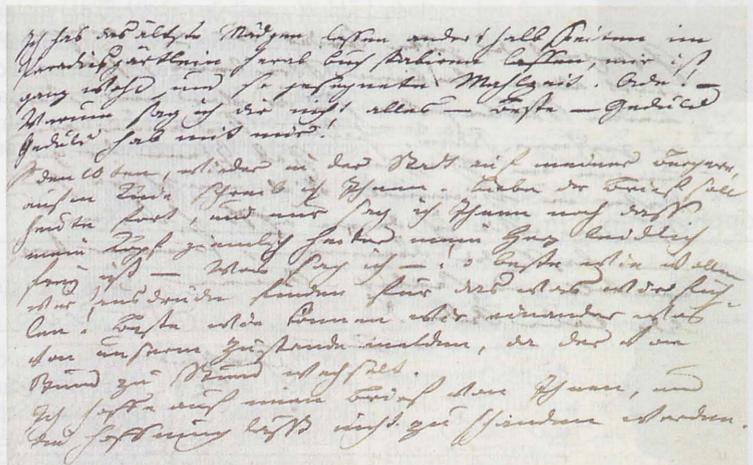
„... ein Gleichnis das ich so gerne brauche“

Zur Syntax der Natur bei Goethe

von Klaus Jeziorkowski

In der Überfülle der nötigen und unnötigen Preisfragen zum Goethe-Geburtstag 1999 scheint man eine übersehen und übergangen zu haben: Was oder wer war Goethe eigentlich? War er Naturforscher, Textil-Experte oder Poet? Diese Talente scheint er selbst für entscheidend wichtig gehalten zu haben. Für alle drei Kompetenzen liefert er selbst die anschaulichsten Argumente.

Im Jahr 1820 publiziert er in *Zur Morphologie* einen wenig über eine Seite langen Text mit dem Titel *Bedenken und Ergebung*. Er spricht hier von der Schwierigkeit, Idee und Erfahrung bei der Naturforschung miteinander zu verbinden, und rettet sich aus dem ungelösten Dilemma damit, daß er sich „in die Sphäre der Dichtkunst“ flüchtet und als ebenso rätselhaften Schluß ein eigenes Gedicht zitiert:
*So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich beegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hats von Ewigkeit angezettelt;
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.*



Goethes Frankfurter Arbeitszimmer, gezeichnet auf der dritten Seite des Briefes an Auguste Gräfin zu Stolberg (1775).

Natürlich ist hier im Gedicht *Antepirrhema* – aus dem Umkreis der naturphilosophischen und weltanschaulichen Gedichte – in anschaulichen Details von der Weberei die Rede. Das Dilemma freilich bleibt, es verdichtet sich in der zweiten Zeile: Wer ist die ewige Weberin, was ist ihr Meisterstück? Im spontanen Impuls glauben wir es zu wissen: es ist die schaffende Gottheit und ihr Haupt- und Meisterwerk, die Natur, die als gewebtes Gewebe, als *textum* erscheint. In diese Richtung deutet auch der dem Faust erscheinende Erdgeist als artistischer Weber: *So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit/Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid* – die Natur als das Gewebe, in das die Gottheit sich hüllt. Natürlich aber läßt *Antepirrhema* – Bezeichnung für eine Versfolge, die in den von Goethe geschätzten Komödien des Aristophanes der persönlichen Ansprache des Dichters an sein Publikum vorbehalten ist – auch die parallele Deutung offen: im Zusammenhang mit dem letzten Satz von *Bedenken und Ergebung*, der zum zitierten Gedicht hinleitet, wäre die ewige Weberin damit ebenso die Göttin oder die Muse der Poesie und ihr gewebtes Meisterstück also in der Tat das *textum*, der Text, die Poesie, die Dichtung, die eigentlich Webung heißen müßte.

Gewebe-Metapher – Natur und poetische Kunst

Goethe wußte in voller Klarheit, daß diese Metapher vom Weben und dem Gewebe eines seiner elementaren und zentralen Bilder war, vermutlich weil sie Natur und poetische Kunst im selben Bild des *textum* ineinanderdenkt. Im wahrscheinlich allerletzten seiner Briefe schreibt er am 17. März 1832 an Wilhelm von Humboldt wiederum über die geheimnisvolle Nahtstelle zwischen Natur

Goethe auf einem Rohrstuhl am Fenster seiner römischen Wohnung (1786/87) – gezeichnet von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein.



schen den Bildern wechseln: Jedes der beiden ist die eine Seite einer wunderbaren Medaille oder eben eines kostbaren Gewebes, für die oder das wir keinen Namen haben, es sei denn das Provisorium Kunst-Natur oder Natur-Kunst. Dieses Behelfswort aber ist zu additiv, nennt

*Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt*

So doziert Mephisto gegenüber dem Schüler und meint mit der *Gedankenfabrik* jenes anschauende Bewußtseins-Gegenüber, das die Natur wahrnimmt und reflektiert. Erfahrung und Idee kommen in der Metapher mit ironischem Einschlag zueinander. Mit deutlich zurückgenommener Ironie doziert der Autor Goethe freilich auch gegenüber sich selbst in *Maximen und Reflexionen*:

Indem ich mich zeither mit der Lebensgeschichte wenig und viel bedeutender Menschen anhaltender beschäftigte, kam ich auf den Gedanken: es möchten sich wohl die einen in dem Weltgewebe als Zettel, die andern als Einschlag betrachten lassen; jene gäben eigentlich die Breite des Gewebes an, diese dessen Halt, Festigkeit, vielleicht auch mit Zutat irgendeines Gebildes. Die Schere der Parze hingegen bestimmt die Länge, dem sich denn das übrige alles

„Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe, man bedachte nicht, daß, nach einem Umschwung von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vorteil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten.“

und Kunst: *Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten; man denke sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll; Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichnis das ich so gerne brauche.* Natur und Kunst – das eine als Zettel, das andere als Einschlag – ergeben gemeinsam ein Ganzes, ein Gewebe, eben das *textum*. Man kann zwi-

nacheinander, was ineinander gewoben oder auch geprägt ist: *Gedeutete Natur* läßt es sich in aller Vorsicht nennen.

Der letzte Brief an Humboldt hat ja so recht: die textile Metapher gehört zum innersten Bestand des Goetheschen Bilder-Archivs, ist dessen zentraler Nerv, wie jeder Leser aus seinem eigenen Faust-Fundus bestätigen kann:

*Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,*

zusammen unterwerfen muß. Weiter wollen wir das Gleichnis nicht verfolgen.

Weiter ginge es auch kaum. Denn hier findet er die Bezeichnung für jenes Gesamt von Natur und Kunst, für das es zunächst kaum einen Namen gab: *Weltgewebe*, das, eigentlich wichtiger noch als die immer wieder zitierte verbale Erfindung von *Weltliteratur*, das Ineinanderverschränktheit von Natur und Kultur, die Unauflöslichkeit von Materie und Historie als den uns alle eingrenzenden Majaschleier anschaulich macht, jenes Gewebe vor dem Anblick der Wahrheit, das man nur um den Preis des Lebens lüftet. Wir schauen auf Welt-Gewebe, den kosmischen Universal-Text, und weben an ihm mit, und im günstigsten aller Fälle sind wir uns dessen bewußt.

In das Kapitel *Schicksal der Druckschrift* seiner *Morphologie* legt er wiederum eines seiner Gedichte ein. Abermals an einer Stelle, an der es um das für Goethe so elementar bedeutsame Terrain von „Wissenschaft und Poesie“ geht, rettet und flüchtet er sich – dennoch nicht in Form einer Ausflucht – in seine Elegie *Die Metamorphose der Pflanzen*, die er in

„... daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich tätig sei ..., daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei ...“

voller Länge in den naturwissenschaftlichen Kontext setzt – übrigens ein Gedicht, das in der von Goethe selbst arrangierten Gruppe *Gott und Welt* eng mit *Antepirrhema* zusammengehört. So stehen dann in der zitierten Elegie gegen Ende auch folgende Verse mitten in der Abhandlung:

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume. sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
Überall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug

Unschwer ist das textile Gleichnis wiederzuerkennen: Die Natur als gewebtes Gewand der Gottheit ist nun wahrhaftig textum in Gestalt einer Schrift, die man „entziffern“ kann und lesen soll als Text, der sich durch Blumen, Gewächse, Tiere, Naturphänomene in „Lettern“ manifestiert. Hier offenbart das Goethesche textum-Gleichnis, daß es an jener uralten Tradition teilnimmt, die durch die Jahrtausende die gesamte Schöpfung als aufgeschlagenes Buch oder als hermetischen Text zu sehen gelehrt hat, die vom Schöp-



Diese Tuschkfeder-Zeichnung entstand wahrscheinlich unter Goethes Beteiligung und sollte seine Theorie zur „Metamorphose der Pflanzen“ illustrieren.

fer geschrieben wurden. Vor ihm sind wir die Lesenden und Entziffernden – die Geschichte dieser *Lesbarkeit der Welt* hat

hat Goethe höchstens dann irritiert, wenn es katholisierend und dogmatisierend geschah und damit in seinen Augen einengend, in genauem Kontrast dazu, daß das vorchristliche griechische Wort *katholos* ein Allumfassendes bezeichnet und damit den Gegensatz zu aller Eingrenzung markiert.

Lesbare und gedeutete Natur ordnet sich perspektivisch auf den hin, der sie anschaut und entziffert. *Wissen wir in Handlungen diese Erkenntnisse auf uns zu beziehen, so verdienen wir klug genannt zu werden*, heißt es im *Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt*, wobei im Titel klar wird, daß es Natur bei Goethe nur als vermittelte für ein Subjekt gibt. *Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt*, hatte schon das Fragment *Die Natur* festgehalten. Das gilt noch in den späten Schriften und gerade für das Härteste und Widerständigste, dem der Forschende in der Natur begegnet. In dem Text *Verhältnis zur Wissenschaft, besonders zur Geologie*, reißt es den späteren Goethe wiederum zu Bekenntnissen hin: *Kommt man tiefer in die Sache, so sieht man, wie eigentlich das Subjektive auch in den Wissenschaften waltet, und man prosperiert nicht eher, als bis man anfängt, sich selbst und seinen Charakter kennenzulernen*, und er schließt diese Konfession: *Alles, was wir aussprechen, sind Glaubensbekenntnisse, und so werde das meinige in diesem Fache begonnen*, als hätte er nicht schon früher damit angefangen, als er in dem Aufsatz *Über den Granit* jenes Härteste und Älteste in genaue Beziehung zum *menschlichen Herzen* gesetzt hatte, eine Relation, die der Natur-, Gesteins- und Herzensfor-

Hans Blumenberg geschrieben, die Schrift der Schrift. Daß die Romantiker zur selben Zeit diese Schöpfer-Schrift des Mikro- und Makro-Kosmos erkundeten,



Goethes Gartenhaus in Weimar von der Rückseite – so wie es Goethe gemalt hat.

scher Adalbert Stifter dann erzählend weiterverfolgen wird.

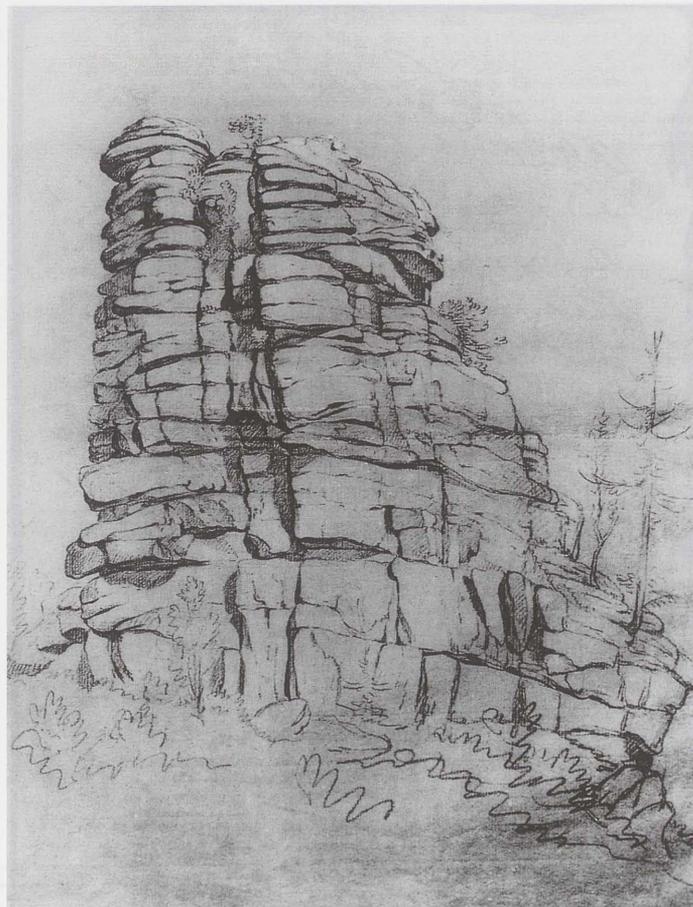
Allseitige Beziehung von Subjekt und Objekt

Diese Beziehung hätte keinen Boden, wenn beide Seiten für Goethe nicht aufeinander zu strukturiert wären – vor allem darin, daß beide, Objekt und Subjekt, dem hermeneutischen Grundgesetz entsprechen, in dem Einzelnes und Ganzes aufeinander verweisen, innigst zusammengehören. *In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe*, und ebendas korrespondiert der *lebendigen Natur* des Anschauenden, der dieses hermeneutische Prinzip wiederum der Natur unterlegt. *Idee und Erfahrung miteinander zu verbinden*, wird so zum Prinzip des Anschauens wie des Angeschauten und ihrer Untrennbarkeit. Analyse und Synthese wie *Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft*. Sie durchleuchten den Gegenstand und zugleich das Leben dessen, der Wissenschaft treibt. Naturforschung und der, der sie praktiziert, gehorchen bei Goethe dem Prinzip der allseitigen Beziehung von Subjekt und Objekt, von Detail und Ganzem, einer umfassenden Korrespondenz der Phänomene und Vermögen, die Goethe keinesfalls statisch fixiert denkt, sondern als in Rhythmen und Zyklen pulsierende Bewegung und Entwicklung, als spiralförmigen Progress.

Vokabeln der Bewegung, der Evolution und der Genese prägen allenthalben Goethes Rede von Natur, bis hin zu Meta-

„*In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe ...*“

phern der körperlichen Bewegung: *Durch alle diese Betrachtungen steigen wir zuletzt zum Menschen herauf*. So wie die Natur sich steigend bewegt, so bewegt der Betrachtende sich in ihrem Angesicht, dabei unablässig die Perspektiven wechselnd und die angeschaute Natur damit umformend. Die Sprache bewegt die Natur, die sich bewegende Natur motiviert und treibt die anschauende Sprache. Im Aufsatz *Die Lepaden*, der Carl Gustav Carus und seine Forschungen ehrt, spricht Goethe vom *grenzenlosen Naturreich, in welchem ich zeit meines Lebens mehr im Glauben und Ahnen, als im Schauen und Wissen mich bewege*. Fortschreiten und Progression bei diesem Tun resultieren allein aus dem Sich-Bewegen, das von den



„Werningeroder Feuerstein“ betitelt Georg Melchior Kraus diese Zeichnung, die er im Auftrag Goethes 1784 zeichnete.

Energien der Sprache in Gang gesetzt und gehalten wird wie beim allmählichen Bilden eines Satzes. Für die angeschaute Natur gilt genauso wie für die anschauende Sprache: *Funktion, recht begriffen, ist das Dasein in Tätigkeit gedacht*.

Die produzierende und modellierende Kraft der Syntax schafft in der Rede ebendie Bewegung, die die Entwicklung der Formen in der Natur generiert. Die Folgerichtigkeit der Rede schreibt der Natur die Folgerichtigkeit ihrer Metamorphose vor, die ein Prinzip sprachlichen Generierens, also Hervorbringens ist, wie später Noam Chomskys *Generative Transformationsgrammatik* bekräftigen wird. Generative Transformation korrespondiert weitgehend den Gesetzen der Goetheschen Morphologie. Goethe spricht in der *Geschichte meiner botanischen Studien* von der gene-

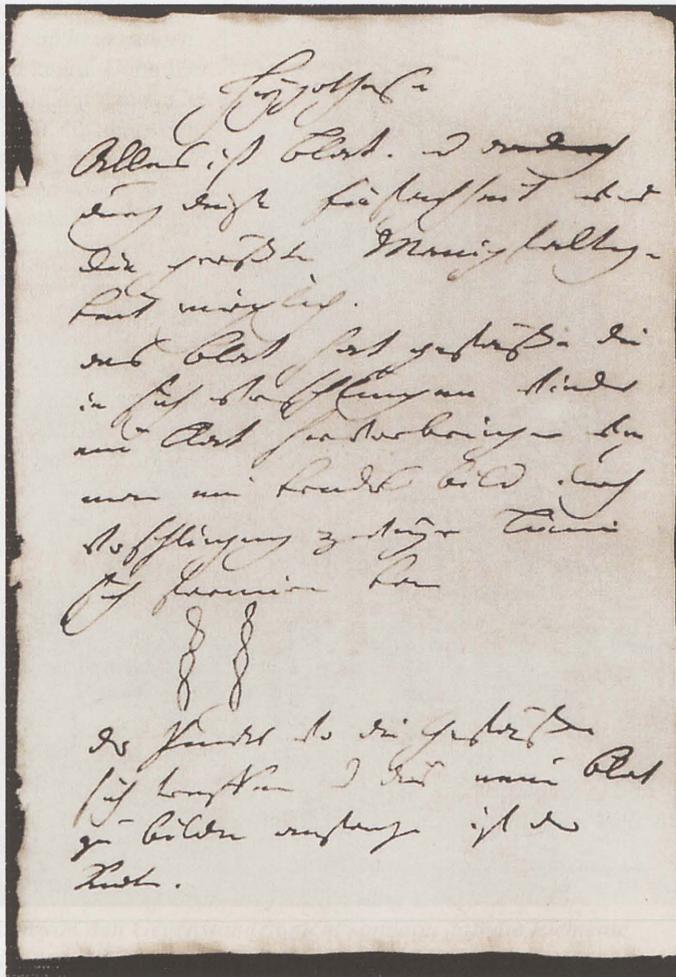
rierende Prinzip der Syntax und der folgerichtigen Rede aus. Beide bildenden Prinzipien, das der Natur und das der Sprache, laufen in ihrer schöpferisch umformenden Folgerichtigkeit für ihn parallel, beide sind aufeinander zugeordnet; das eine ist bildende Kraft des anderen, da beide auf dem Prinzip der schaffenden und umschaffenden Metamorphose beruhen. Das Wirken der Metamorphose ist ihm zugleich und womöglich zuerst ein syntaktisches. Das hieße: das Vermögen der Syntax erschafft bei ihm die gestaltende Energie der Natur.

Allein diese Einsicht erklärt, daß für ihn die Kompetenz des Naturwissenschaftlers und die des Poeten auf demselben Stengel wachsen, und die immer neu erstaunende Tatsache, daß er seine naturwissenschaftlichen Schriften zu seinen

„*Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.*“

deihlichen Folge meiner Bemühungen. Es sei den uns umgebenden Pflanzenformen, bei einer eigensinnigen, generischen und spezifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Folgsamkeit verliehen – damit spricht Goethe zugleich das gene-

Hauptwerken zählte. Daher will er nicht untergehen lassen, was er weithin ignoriert sah: *Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe*; nur deshalb kann er seine Elegie *Die Metamorphose der Pflanzen* zur Achse der Argu-



„Alles ist Blatt...“: Hier notierte Goethe sein Credo zur Metamorphose der Pflanze.

mentation seiner Morphologie machen. Die rhythmisch-plastische Kraft der Distichen und des Daktylos wird hier zur schaffenden Energie der Pflanzenentwicklung. Goethe setzt mit der generierenden Potenz der Verse und auch seiner

kannten Qualitäten ausmachte, weist er letztlich von sich: *Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur. Dergleichen erschien mir immer als eine Art von Mosaik, eine statische Systematik vieler lebloser Einzelheiten. Zahl und Maß in ihrer*

„Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.“

Prosa die Kräfte der Metamorphose in der Natur in Bewegung. Das syntagmatische Vermögen der Sprache und ihres Rhythmus erschafft bei ihm den folgerichtigen Zusammenhang der Natur.

Umformende Energien der Sprache: Goethe erzählt die Natur

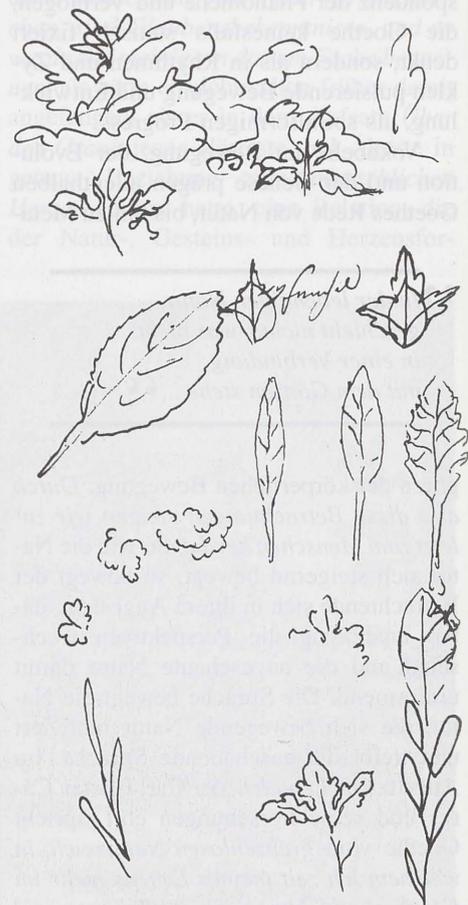
Er bringt das, was er bei dem schwedischen Botaniker Carl von Linné (1707-1778) als statisches System kennengelernt hat, in lebendige Dynamik, dank der beweglichen und bewegenden Metamorphose-Energien der Sprache. Das, was das Linnésche System bei allen seinen aner-

Nacktheit heben die Form auf und verbannen den Geist der lebendigen Beschauung. Form und Geist erscheinen ihm erst mit der den Zusammenhang produzierenden morphologischen Kraft der Sprache, die die Natur in Gang setzt; ohne sie gäbe es nur die tote Systematik Linnés. Es ist ganz sichtbar das sprachliche Verbinden und Umgestalten, das sich als syntaktische Energie in die Metamorphose der Pflanzen und Tiere umsetzt. Vor allem aus diesen Gründen kann in der Elegie die Pflanze verkünden und sprechen, sie partizipiert am plastischen Metamorphose-Vermögen der Sprache. Die Natur ist Dichterin, so wie sie Weberin ist. Das

textum zu schaffen, ist ihre primäre Kraft. Goethe als der *geborne Dichter* entwickelt ihre umgestaltende Potenz aus der schaffenden Kraft der Sprache heraus. So kann er den I. Abschnitt der *Principes de Philosophie Zoologique* mit dem im Druck markant herausgehobenen Montaigne-Zitat schließen: *‘Ich lehre nicht, ich erzähle’*.

Goethe erzählt die Natur. Und das Erzählwerden ist nichts anderes als die Energie der in ihr wirksamen Metamorphose. Goethes Natur ist erzählter Prozeß. Nur so erklärt sich die vielzitierte Feststellung aus dem Vorwort der *Farbenlehre*: *Die Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden*. Die Natur wird pragmatisch, narrativ, dramatisch, ihr Raum wird zur Szene. Sie kommt in Gang durch den sprachlichen Prozeß. Die sprachliche Erzählenergie setzt sich um in die erzählte (Helden-)Geschichte der Natur, in die allein das sprachliche Vermögen die Dynamik von Erzählung und Drama zugleich

„Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in Bezug auf sich selbst, und mit Recht.“



Die Ableitung komplizierterer Blattformen aus einfacheren – am Beispiel des Fenchel. Diese Skizzen notierte Goethe auf dem Umschlag eines Briefes aus dem Jahre 1789.

„Ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlegt und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft.“

hineinprojiziert. Diese universellen Bezeichnungen, diese Natursprache auch auf die Farbenlehre anzuwenden, [...] war die Hauptabsicht des gegenwärtigen Werkes. Wenig später vergleicht er seine Farbenlehre mit einem guten Theaterstück.

Bei Goethe wird sichtbar, was es vor, neben und nach ihm höchstens in Ansätzen gegeben hat: *Natur als Text*. Bei Georg Büchner (1813-1837) taucht das wieder auf, vor allem im *Woyzeck* und der Zürcher Antrittsvorlesung *Über Schädelnerven*, die in besonders engem Konnex mit dem Naturforscher Goethe steht. Diesem Goethe erscheint Natur als ein syntaktisch geschaffenes und schaffendes Phänomen, das ohne sprachliche Entfaltung nicht denkbar, ja noch nicht einmal vorhanden wäre – ein Konzept, das auch den gegenwärtigen Naturwissenschaften immer vertrauter wird.

Goethe präfiguriert das Projekt der Moderne: *Natur ist die Sprache, die von ihr redet*. Anders hätten wir sie nicht. Nach Nils Bohr wäre es falsch, zu denken, daß die Wissenschaft herauszufinden hat, wie die Natur ist. Sie beschäftigt sich allein mit dem, was

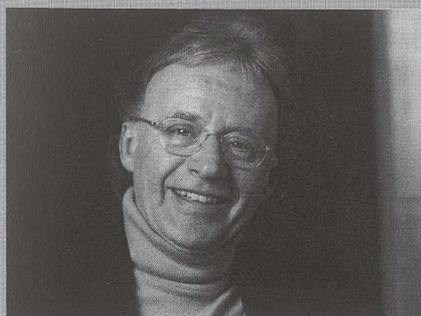


Zwischenkieferknochen in einer menschlichen Oberkiefer-Zeichnung von Goethe.

„Zahl und Maß in ihrer Nacktheit heben die Form auf und verbannen den Geist der lebendigen Beschauung.“

Professor Dr. Klaus Jeziorkowski (64) lehrte bis zum Wintersemester 1997 neuere deutsche Literatur an der Goethe-Universität. Im Zentrum seines wissenschaftlichen Interesses standen u.a. Untersuchungen zu Raum- und Oberflächen-Eigenschaften von Texten, d.h. zur Relation zwischen Wort- und Satzfolge einerseits und den Raum- und Flächen-Aspekten der literarischen Text-Seite, zur Beziehung zwischen dem Schwarzen und dem Weißen auf dem Papier andererseits. In Vorlesungen und Seminaren behandelte Jeziorkowski mit seinen Studentinnen und Studenten häufig Themen aus Goethes

Werken: Dazu zählten „Wahlverwandtschaften“, „Werther“, „Westöstlicher Diwan“, „Herrmann und Dorothea“, „Italienische Reise“ und „Naturwissenschaftliche Schriften“. Folgende Bücher hat der Germanist geschrieben: „Rhythmus und Figur“ (1968), das Erzählstrukturen bei Heinrich Böll untersucht; „Literarität und Historismus“ (1979), das am Werk Gottfried Kellers den Umgang der schönen Literatur mit der historischen Perspektive darstellt; „Gottfried Keller: Kleider machen Leute“ (1984), das diese Kellersche Erzählung unter einer Vielzahl von Aspekten kommentiert und deutet; „Eine Iphigenie rauchend“ (1987), eine Sammlung von Aufsätzen und Feuilletons zur deutschen Tradition; „Der Text und seine Rückseite“ (1995), eine Folge von Einzelstudien zur Konstitution und (brüchigen) Beschaffenheit literarischer Texte und ihren Raum- und Flächen-Eigenschaften. Jeziorkowski beteiligt sich an dem wissenschaftlichen Festival „Durchgeistete Natur“ in der Sektion „Natur und Freiheit“ mit einem Vortrag zum Thema „Der poetisch-philosophische Naturbegriff Goethes“.



wir über sie sagen können. Schärfer noch: es geht noch nicht einmal darum, über die Natur etwas zu sagen, sondern sie als Sprache erfahrbar zu machen.

Was Goethe mit dem von ihm selbst so hoch eingeschätzten Corpus seiner naturwissenschaftlichen Schriften hinterlassen, mehr noch: in Gang gesetzt hat, ist nichts Geringeres als die Syntax der Natur. Die

„Wir sind nur Originale, weil wir nichts wissen.“

Prosa der *Wahlverwandtschaften* mit ihrem den Naturwissenschaften so markant entlehnten Konflikt macht durch das Medium des Romans Goethes Lebensprojekt ästhetisch sichtbar, das Modell einer erzählten Natur. Materie und Geist umgreift sie gleichermaßen. Nicht erzählt, wäre sie nicht lebendig.



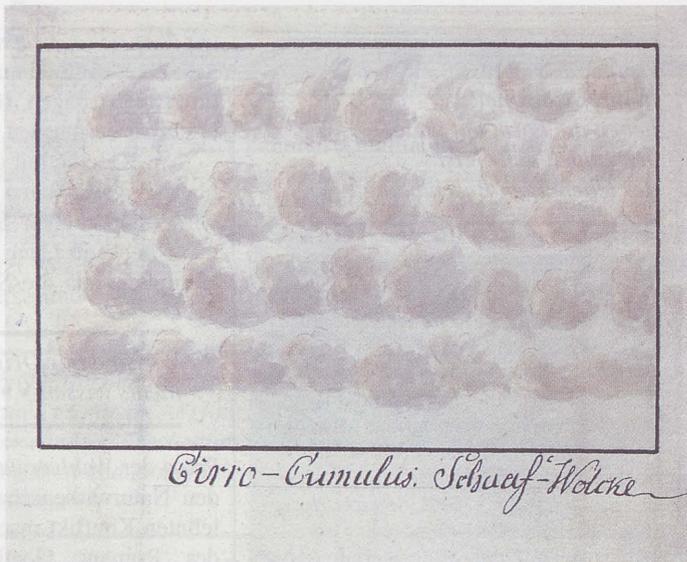
Literatur

Jeremy Adler: „Eine fast magische Anziehungskraft“. Goethes *Wahlverwandtschaften* und die Chemie seiner Zeit. In dt. Übers. München 1987
Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt am Main 1981
Alfred Schmidt: *Goethes herrlich leuchtende Natur*. Philosophische Studie zur deutschen Spätaufklärung. München 1984

„Ein Angehäuftes, flockig löst sich's auf“

Goethe und die Beobachtung der Wolken

Die „Formung des Formlosen“: Ein Blatt aus Goethes Wolkenzeichnungen.



Grund gehen, doch bis dahin vergingen noch fast 30 Jahre. Die Gründung einer Sternwarte in Jena 1811 und einer meteorologischen Station in Schöndorf auf dem Ettersberg bei Weimar 1815 veranlaßten Goethe in seiner Funktion als Leiter der Anstalten für Kunst und Wissenschaft im Herzogtum Weimar zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der damals bekannten Fachliteratur. In diesem Zusammenhang wurde er 1815 aufmerksam auf die Wolkenlehre Luke Howards (1772-1864), der im Jahr 1803 seine Abhandlung über die Erscheinungsformen der Wolken veröffentlichte und darin drei Grundtypen unterschied, auf die sich alle Wolken zurückführen ließen:

- ▶ Cirrus, die Federwolke
- ▶ Cumulus, die Haufenwolke
- ▶ Stratus, die Schichtwolke

Diese ordnete der englische Naturforscher jeweils unterschiedlichen Höhenbereichen der Atmosphäre zu (Abb. 2, S. 14). Ein weiterer Grundtypus, nämlich „Nimbus“, die Regenwolke, folgte. Howard hatte gezeigt, daß die verschiedenen Wolkenformen das Ergebnis physikalischer Gegebenheiten sind, auf Grund derer sie in den verschiedenen Schichten der Atmosphäre eine unterschiedliche Gestalt annehmen. Goethe, der diese Abhandlung in einer deutschen Zusammenfassung um 1815/16 und das Original mit den illustrierenden Kupferstichen 1818 kennenlernte, war davon so beeindruckt, daß er

von Christian-Dietrich Schönwiese

Im Rahmen seiner naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte sich Johann Wolfgang von Goethe eingehend mit morphologischen Strukturen der Tier- und Pflanzenwelt, bevor er seine Begeisterung für die Meteorologie entdeckte. Zunächst betrachtete Goethe die Wolke als ein selbständiges Phänomen, das den Prinzipien der Metarmorphose und der Steigerung unterliegt. Interessiert hat Goethe bei Beginn seiner Wetterbeobachtungen so-

wohl die Systematik der Wolken als auch die aus einer Urgestalt möglich werdende Formenvielfalt im Sinne einer beschreibenden Naturgeschichte der Wolken.

Schon auf seiner ersten Italienreise 1786 waren dem Dichter und Naturbeobachter Unterschiede im Wetter dies- und jenseits der Alpen aufgefallen. Er wollte dieser Beobachtung naturwissenschaftlich durch den Vergleich von Witterungsdaten nördlich und südlich der Alpen auf den

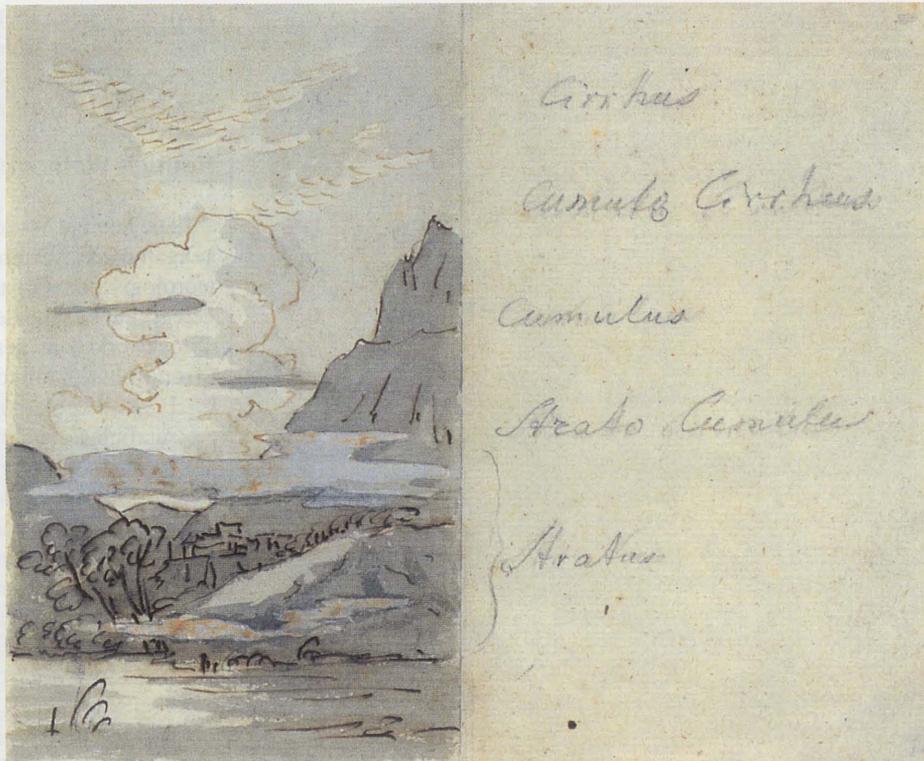


Abb. 1: Howards Wolkenformen integriert der Maler Goethe in seine Landschaft mit See und Gebirgsstock [vgl. Abb. 2, S. 14].

in Howards Ehrengedächtnis unter anderem reimte:

*Er aber, Howard, gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn;
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest;
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! – Sei die Ehre dein! –
Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnere dankbar deiner sich die Welt.*

Inspiriert von Howard begann Goethe, sich systematisch mit der Meteorologie zu beschäftigen und veranlaßte im Herzogtum Sachsen-Weimar die Einrichtung mehrerer Wetterbeobachtungsstationen. Auf seine Anregung hin realisierte der Physikalische Verein die Gründung einer Wetterbeobachtungsstation in der Region Frankfurt. Damit war nach der Einrichtung des ersten internationalen meteorologischen Meßnetzes durch die Societas Meteorologica Palatina im Jahr 1780/81, das leider nach dem Tod seines Initiators, des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, wieder weitgehend zerfiel, der Weg zu den nationalen Wetterdiensten – zuerst 1863 in Frankreich – und zur Internationalen Meteorologischen Organisation [IMO, 1872] vorgezeichnet.

Goethe interessierte sich nicht nur für Howards Wolkenlehre, sondern auch für dessen Biographie und versuchte daher, über seinen Londoner Korrespondenten Johann Christian Hüttner Kontakt zu Howard aufzunehmen. 1822 antwortete der

umworbene Wissenschaftler dem berühmten Schriftsteller und berichtete ausführlich über sein Leben. Goethe würdigte Howard biographisch noch im gleichen Jahr und verfaßte mehrere Gedichte zu dessen Lehre.

Einflüsse auf die Malerei

Im ersten Band des dritten Heftes *Schriften zur Naturwissenschaft* veröffentlichte Goethe 1820 einen Aufsatz *Wolkengestalt nach Howard*, der neben Ausführungen zu Howards Typologie auch Witterungsaufzeichnungen von einer Reise nach Marienbad enthielt. Dort ist auch Goethes Federzeichnung (mit Tusche laviert) von 1817/20 einzuordnen, in der er Howards Wolkenschema in eine Landschaft einfügte

bekannt, daß Goethe verschiedene Künstler zu Wolkendarstellungen nach Howards Typologie anregte. Ein Beispiel dafür ist der Münchener Landschaftsmaler Johann Georg von Dillis (1759-1841), der – vermutlich von Goethes meteorologischen Schriften inspiriert – etwa 150 Wolkenskizzen (Abb. 3) hinterließ, wobei er auch häufig im Sinn einer Dokumentation Datum, Uhrzeit, Wettersituation und Farbgegebenheiten vermerkte. Die häufige und vielfältige Verbindung zwischen Meteorologie und Malerei hat übrigens die Deutsche Meteorologische Gesellschaft [DMG, 1997] erst kürzlich in einem Text- und Bildband eindrucksvoll belegt.

In Goethes Dichtung spielten Wolken und andere atmosphärische Erscheinungen eine wichtige Rolle – am bekannte-

„Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Überirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem anderen Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen; als prächtige Teppiche womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen.“

(Abb. 1) und noch etwas in Richtung der heutigen Klassifikation erweiterte. Insgesamt schlug sich Goethes Studium der Wolkenformationen nach Howard in zahlreichen Zeichnungen und Aquarellen nieder. Wolkenstudien wurden von da an klassische Studienmotive in der Malerei. So ist

sten sind dabei sicherlich seine auf die Howardsche Klassifikation zurückgehenden Gedichte *Stratus*, *Cumulus*, *Cirrus* und *Nimbus*; atmosphärische Phänomene werden auch im Sinn einer Untermauerung oder Verstärkung der dramatischen Handlung benützt. So wendete Goethe in *Faust*



Abb. 2: Kupferstiche von Lowry nach Howard: Cirrus-, Cumulus- und Stratuswolken (von oben nach unten).



Abb. 3: Cumuluswolken – eine Kreidezeichnung des Münchner Landschaftsmalers Johann Georg von Dillis, der etwa 150 Wolkenskizzen entwarf und offensichtlich durch Goethes meteorologische Schriften angeregt wurde.

II (Abb. 4) seine meteorologische Symbolik an, indem er Helena mit einer *majestätischen Cumuluswolke* und Gretchen mit einer *ätherischen Cirruswolke* assoziiert.

Heutige Wolkenklassifikation

Die heutige Wolkenklassifikation (Wolkengattungen; verbindlich von der Weltmeteorologischen Organisation, WMO, festgelegt) unterscheidet wie Howard drei „Stockwerke“ in der unteren Atmosphäre (Troposphäre), allerdings nun nach

- ▶ Eiswolken: Grundtyp Cirrus (Ci), zusätzlich Cirrocumulus (Cc) und Cirrostratus (Cs), oberes „Stockwerk“;
- ▶ Eis-/Wasserwolken: Alto cumulus (Ac) und Altostratus (As), wobei „alto“ relativ hohe Cumulus- bzw. Stratuswolke bedeutet; fehlt bei Howard sowie Goethe, mittleres „Stockwerk“;
- ▶ Wasserwolken: Cumulus (Cu), Stratus (St) sowie die Mischform Stratocumulus (Sc), unteres „Stockwerk“, dies exakt wie bei Goethe.

Diese Wolken-Stockwerke“ sind in den Temperaturbereichen unter -35°C (Eiswolken), über -12°C (Wasserwolken) bzw. dazwischen (Eis-/Wasserwolken) zu finden. Cumulus ist damals wie heute der Grundtyp der Haufenwolke mit einer vorwiegend vertikalen Ausdehnung, Stratus die horizontale Schichtwolke (Abb. 5, S. 16). Hinzu kommen noch zwei Wolkengattungen, die sich über mehrere „Stockwerke“ erstrecken, nämlich Cumulonimbus (Cb), die Schauer- bzw. Gewitterwolke (alle drei „Stockwerke“), und Nimbostratus (Ns), die „Landregenwolke“ (untere zwei „Stockwerke“). Nimbus bedeutet hier Niederschlag. Selbstverständlich hat Goethe auch diese markanten Wolkenformationen wahrgenommen und in Zeichnungen festgehalten, zum Beispiel in zu *Abbildung 2* alternativen Wolkenschemen (als „Schlechtwetterwolke“) oder in separaten Zeichnungen als „Böengewölk“ (Abb. 6), womit die heutige Cumulonimbus-Wolke gemeint ist.

Obwohl die heutige Meteorologie die Wolkenklassifikation wesentlich verfeinert, die Wolkenphysik sich erheblich weiter entwickelt hat und computergestützte Wetteranalysen und -vorhersagen durchgeführt werden, lassen sich die so überaus vielfältigen Wolkenscheinungen, wie sie sich am Himmel zeigen, auch weiterhin nur anschaulich-deskriptiv fassen. Von Goethe sind Witterungsaufzeichnungen erhalten, in denen er Wolken und Wetter beschreibend zu erfassen versucht. Auch hatte er mehrere Anläufe unternommen, meteorologische Tagebücher zu führen, doch fehlte ihm dazu die Geduld, wie seine Aufzeichnungen zeigen: Er hielt ge-



Aurorens Liebe leichten Schwungs bezeichnet's mir,
den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
der, festgehalten, überglänzte jeden Schas.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin
und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.

Abb. 4: Federzeichnung von Franz Stassen aus dem Jahr 1919 zu Faust II, 4. Akt „Hochgebirg“.



Abb. 6: „Böengewölk“ – diese Tuschzeichnung (Ausschnitt) mit einem Aprilschauer fertigte Goethe bereits vor seiner Beschäftigung mit Howard an. Was Goethe damals „Böengewölk“ nannte, bezeichnet man heute als Cumulonimbus-Wolke.

Atmosphäre

- ”Die Welt sie ist so groß und breit,
Der Himmel auch so hehr und weit,
Ich muß das alles mit Augen fassen,
Will sich aber nicht so recht denken lassen.
...“

Stratus

- ”Wenn von dem stillen Wasserspiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erscheins vereint,
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint,
Dann sind wir alle, das gestehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!

Dann hebt sich's wohl am Berge, sammelnd breit
An Streife Streifen, so umdüstert's weit,
Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wässert oder luftig steigt.“

Cumulus

- ”Und wenn darauf zu höhrer Atmosphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum herrlichsten geballt,
Verkündet, festgebildet, Machtgewalt,
Und was ihr fürchtet und wohl auch erlebt,
Wie's oben drohet, so es unten bebt.“

Cirrus

- ”Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlöset ist ein himmlisch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löst sich's auf,
Wie Schatten trippelnd, leichtgekämmt zu Hauf,
So fließt zuletzt, was unten leicht entstand,
Dem Vater oben still in Schoß und Hand.“

Nimbus

- ”Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt,
Herabgezogen, was sich hoch geballt,
In Donnerwettern wütend sich ergehn,
Heerscharen gleich entrollen und verwehn! –
Der Erde tätig-leidendes Geschick! –
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn sie beschreibt;
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.“

Goethes Irrtum: Die Witterung ist nicht nur terrestrisch gesteuert

Während Goethe seine Spuren in der modernen Wolken- und Wetterbeobachtung hinterlassen hat, spielt seine Witterungslehre heute nur noch eine sehr untergeordnete Rolle. Vielleicht hat er die Fragwürdigkeit einiger seiner Überlegungen dazu auch selbst empfunden, da er ausdrücklich vom *Versuch einer Witterungslehre* (1825) spricht.

Dennoch enthält dieser Versuch gleich am Anfang einige sehr bemerkenswerte Gedanken zu einem Phänomen viel allgemeinerer Bedeutsamkeit, das wir heute als Wechselwirkung bezeichnen:

Hier ist nun vor allen Dingen der Hauptpunkt zu beachten: daß alles, was ist oder erscheint, dauert oder vorübergeht, nicht ganz isoliert, nicht

ganz nackt gedacht werden dürfe; eines wird immer noch von einem anderen durchdrungen, begleitet, umkleidet, umhüllt; es verursacht und erleidet Einwirkungen, und wenn so viele Wesen durcheinander arbeiten, wo soll am Ende die Einsicht, die Entscheidung herkommen, was das Herrschende, was das Dienende sei, was voranzugehen bestimmt, was zu folgen genötigt werde?

Ein hochaktuelles Beispiel solcher Wechselwirkungen ist das El-Niño-Southern-Oscillation-Phänomen, bei dem tatsächlich unbestimmt ist, ob nun Erwärmungen des tropischen Pazifiks (El Niño) oder aber die damit gekoppelten Luftdruckschwankungen der Südhemisphäre (Southern Oscillation)

Ursache oder Wirkung sind. Die moderne Meteorologie sieht dies als einen Zyklus ozeanisch-atmosphärischer Effekte, ohne Anfang und Ende, und somit auch, ohne Ursache und Wirkung definitiv auseinanderhalten zu können, ganz im Goetheschen Sinn.

Im Gegensatz zu diesem klimatologischen Beispiel sehen wir heute aber gerade in der Witterung sehr wohl definierbare Ursachen und Wirkungen. Außerdem unterliegt Goethe nach seinen bemerkenswerten und zukunftsweisenden Einsichten am Beginn seiner Witterungslehre aber der auch heute nicht selten anzutreffenden Versuchung, sich zu einer bestimmten Schule bekennen zu müssen. Auf einen einfachen Nenner gebracht ist das bei Goethes Witterungslehre die Frage: Ist die Witterung nun *kosmisch* (extraterrestrisch) oder aber *tellurisch* (terrestrisch) gesteuert? Goethe meint, sich definitiv und mit allem Nachdruck für die *tellurische* Sichtweise entscheiden zu müssen:

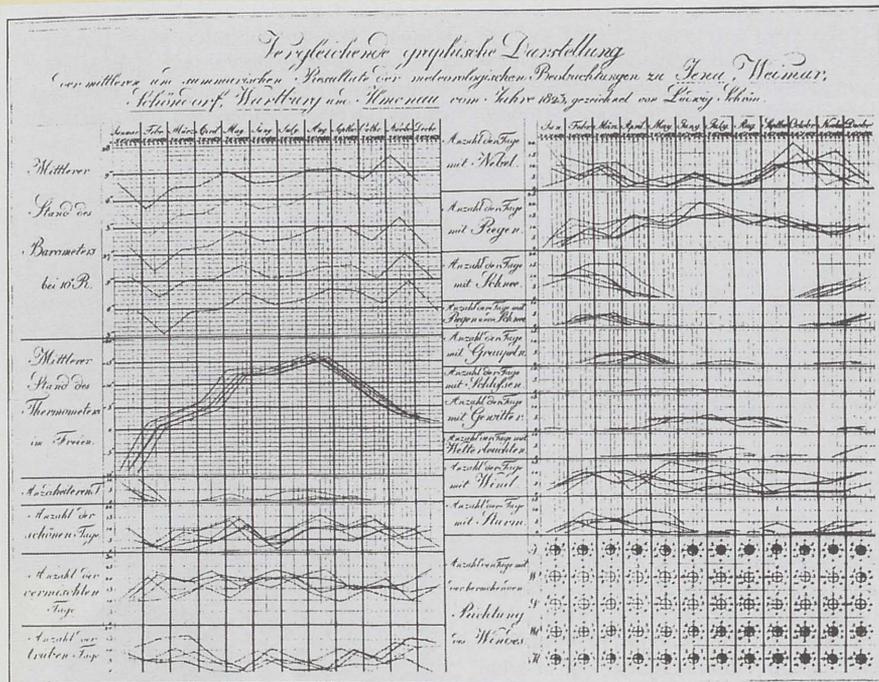
... der Mensch ... unterläßt nicht, sich mit dem Wahne zu schmeicheln, ... daß, wo nicht die Fixsterne, doch die Planeten, wo nicht die Planeten, doch der Mond die Witterung bedinge, bestimme und auf dieselbe einen regelmäßigen Einfluß ausübe. Alle dergleichen Einwirkungen aber lehnen wir ab; die Witterungserscheinungen auf der Erde halten wir weder für kosmisch noch planetarisch [gemeint sind andere Planeten als die Erde], sondern wir müssen sie nach unseren Prämissen für rein tellurisch erklären.

Das ist aus heutiger Sicht nur zum Teil richtig; denn während Einflüsse fremder Planeten oder des Mondes auf die Witterung auch heute als nicht existent oder höchstens spekulativ angesehen werden, so ist doch die zeitlich und räumlich variierende Sonneneinstrahlung als wichtigster (wenn man so will, *kosmischer*) Einflußfaktor aufzufassen, auf den dann Wirkungen beispielsweise in Form sogenannter thermischer Tief- oder Hochdruckgebiete – je nach Eigenart der Erdoberfläche (und somit *tellurisch* bedingt) – folgen; das heißt die Sonne verursacht, die Erde modifiziert. Zwar listet Goethe den Fixstern Sonne bei den von ihm abgelehnten kosmischen Einflüssen korrekterweise nicht explizit auf; bei seiner konsequenten und daher in diesem Fall auch einseitigen Auffas-

*Meteorologische Beobachtungen
zu Jena
vom 13 - 26 November 1829.*

N	Uhr	Luftdruck auf +10 R	Temperatur in Grad	Beobachtungen	N	Uhr	Luftdruck auf +10 R	Temperatur in Grad	Beobachtungen
13	8.00	28.960	-5.0	Reinlich.	13	5.00	28.911	-0.3	Reinlich.
14	8.00	28.958	-2.2	Reinlich.	14	8.00	28.911	-0.3	Reinlich.
14	8.00	28.958	-3.0	Reinlich.	14	11.00	28.911	-1.3	Reinlich.
14	8.00	28.959	-4.1	Reinlich.	14	2.00	28.911	-1.8	Reinlich.
14	8.00	28.967	-4.8	Reinlich.	14	5.00	28.911	-1.0	Reinlich.
14	8.00	28.967	-6.0	Reinlich.	14	8.00	28.911	-0.7	Reinlich.
15	8.00	28.949	-6.8	Reinlich.	15	8.00	28.911	-0.8	Reinlich.
15	8.00	28.960	+0.2	Reinlich.	15	11.00	28.911	-1.1	Reinlich.
15	8.00	28.963	+3.1	Reinlich.	15	2.00	28.911	-1.5	Reinlich.
15	8.00	28.967	+3.0	Reinlich.	15	5.00	28.911	-1.0	Reinlich.
15	8.00	28.967	+3.1	Reinlich.	15	8.00	28.911	-1.7	Reinlich.
16	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	16	8.00	28.911	-0.7	Reinlich.
16	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	16	11.00	28.911	-1.1	Reinlich.
16	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	16	2.00	28.911	-1.7	Reinlich.
16	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	16	5.00	28.911	-1.7	Reinlich.
17	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	17	8.00	28.911	-1.7	Reinlich.
17	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	17	11.00	28.911	-1.7	Reinlich.
17	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	17	2.00	28.911	-1.7	Reinlich.
17	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	17	5.00	28.911	-1.7	Reinlich.
18	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	18	8.00	28.911	-1.7	Reinlich.
18	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	18	11.00	28.911	-1.7	Reinlich.
18	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	18	2.00	28.911	-1.7	Reinlich.
18	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	18	5.00	28.911	-1.7	Reinlich.
19	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	19	8.00	28.911	-1.7	Reinlich.
19	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	19	11.00	28.911	-1.7	Reinlich.
19	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	19	2.00	28.911	-1.7	Reinlich.
19	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	19	5.00	28.911	-1.7	Reinlich.
20	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	20	8.00	28.911	-1.7	Reinlich.
20	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	20	11.00	28.911	-1.7	Reinlich.
20	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	20	2.00	28.911	-1.7	Reinlich.
20	8.00	28.994	-8.0	Reinlich.	20	5.00	28.911	-1.7	Reinlich.

Witterungsaufzeichnungen Goethes aus dem November 1829.



Die Grundannahme von Goethes Witterungslehre war die These vom parallelen Witterungsverlauf. Er vermutete, daß die Änderungen der Barometerstände an verschiedenen Orten nahezu parallel verlaufen. Dies stimmt aber nur bei nahe beieinanderliegenden Orten, bei denen die Luftdruckunterschiede nicht sehr groß sind.

sung bleibt es aber nicht aus, daß er im folgenden die Doppel-Tageswelle des Luftdrucks – die bei ansonsten ungestörter Witterung in Erscheinung tritt – interessanterweise bemerkt und als Phänomen richtig beschreibt, jedoch völlig falsch erklärt: *Ganz deutlich ist ... [bei Alexander von Humboldt] ausgesprochen, daß um Nachmittag und Nachmitternacht das Barometer auf dem niedrigsten Punkte stehe* [heute werden 16 und 4 Uhr angegeben]; *daß um 9 Uhr früh und abends um dieselbe Stunde es am höchsten stehe* [korrekt: 10 und 22 Uhr]. ... *Hierauf nun fußend, lehnen wir alle äußeren Einflüsse abermals ab und sagen: Diese Erscheinung ist tellurisch. ...*

Es folgt bei Goethe für dieses heute als solar-thermische Gezeiten (also Gravitationswirkung der Sonne) erkannte Phänomen – wie an späterer Stelle auch beim Erklärungsversuch der Luftdruckschwankungen allgemein – ein Ausflug in terrestrische Schwerkraftypothesen, die nur so kommentiert werden können: Hier irrt Goethe (und wie!).

Entgegen seiner sonstigen allgemeinen Skepsis physikalischen Apparaten gegenüber schenkte Goethe dem Barometer Aufmerksamkeit als einem Mittler zwischen dem Beobachter und den der menschlichen Wahrnehmung nicht direkt zugänglichen atmosphärischen Erscheinungen. Trotzdem glaubte

er nicht an den Einfluß der Atmosphäre auf das Barometer, also dem über dem Gerät befindlichen Luftdruck, sondern vermutete als Ursache für unterschiedliche Barometerstände „pulsierende“ Vorgänge im Inneren der Erde. Goethe nahm an, daß die Erde ein- und ausatme und die Barometerdrücke an verschiedenen Orten dementsprechend gleichzeitig pulsieren würden.

Doch Goethe wäre nicht Goethe, käme nicht zum Schluß seines Versuchs einer Witterungslehre eine Wendung, die auf Zweifel an seinen Erklärungsversuchen hindeutet und die Wissenschaft auffordert, von ihm nicht (oder falsch!) Interpretiertes genauer zu beobachten und einer Lösung zuzuführen. Aus seinen *Schriften zur Naturwissenschaft: Denn ob ich gleich mir nicht einbilde, daß hiemit alles gefunden und abgetan sei, so bin ich doch überzeugt: Wenn man auf diesem Wege die Forschungen fortsetzt und die sich hervortuenden Bedingungen und Bestimmungen genau beachtet, so wird man auf etwas kommen, was ich selbst weder denke noch denken kann ...*

Ultimatum

...

Wir kennen dich, du Schalk!

Du machst nur Possen;

Vor unsrer Nase noch

Ist viel verschlossen.

Kennen Sie die Geschichte der Goethe-Universität?

Suchen Sie ein repräsentatives Gastgeschenk für einen Gast?

Die Universität macht ein einmaliges Angebot!

Die Geschichte der Goethe-Universität, Band I, 1914 bis 1950



Notker Hammerstein, Professor für Neuere Geschichte an der Goethe-Universität und Experte für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, hat eine faktenreiche und gut lesbare Universitätsgeschichte verfaßt und dazu bisher unveröffentlichte Quellen aus unterschiedlichen Archiven nutzen können.

zum Selbstkostenpreis von nur 50,- DM

Ein Unikum unter den deutschen Universitäten

Im Kaiserreich gegründet, war die Frankfurter Universität die einzige auf deutschem Boden, die bürgerlichen Stiftungen ihre Existenz verdankte. Sie galt als eine sehr moderne, experimentierfreudige, dabei liberal offene und wohlhabende Hochschule – bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933. Ein Drittel der Professoren – vornehmlich jüdische Bürger – wurden entlassen, es folgte die dunkle Zeit der Gleichschaltung, ein Institut für Rassenhygiene wurde gegründet. Die Wiedereröffnung der Universität nach dem Zweiten Weltkrieg verlief nicht ohne Hindernisse. Die ersten Jahre nach 1945 waren geprägt von Entnazifizierung, Re-Education-Politik, Wiedergutmachung, aber auch Wiederbesetzung freier Lehrstühle und Errichtung neuer Institute.

Bestellung in der Abteilung
 Öffentlichkeitsarbeit
 der Goethe-Universität
 (Telefon 069/798-22472)



nau zwölf Tage durch, vom 8. bis 19. Februar 1819. Heutzutage werden in den Beobachtungsrichtlinien der Wetterdienste weltweit typische Fotos verwendet [Internationaler Wolkenatlas der WMO], die die Einordnung in das Klassifikationsschema durch Augenbeobachtung erleichtern sollen.



Literatur

Deutsche Meteorologische Gesellschaft, W. Wehry, F.J. Ossing (Hg.).

Wolken, Malerei, Klima, Berlin, 1997.

Weltmeteorologische Organisation, Internationaler Wolkenatlas, Vol II, Genf, 1987.

Johann Wolfgang Goethe, Schriften zur Naturwissenschaft, Verlag Reclam, Stuttgart, 1977, S. 224ff., 237ff.

Otto Krätz, Goethe und die Naturwissenschaften, Verlag Callwey, München, 1998, S. 188ff.

Goethe-Handbuch, Hrsg. Bernd Witte, Theo Buck, Hans-Dietrich Dahnke, Regine Otto, Peter Schmidt, Verlag Metzler, Stuttgart 1998, Band 1, S. 463-466 (Howard's Ehrengedächtnis), Band 4, S. 774-776 (Aufsätze zur Meteorologie, S. 778-785 (Versuch einer Witterungslehre), S. 790-791 (Meteorologie).

Sabine Schulz (Hrsg.), Goethe und die Kunst, Katalog zu einer Ausstellung der Schirn Kunsthalle Frankfurt 1994, Verlag Hatje, Stuttgart 1994, S. 528ff.

Professor Dr. Christian-Dietrich Schönwiese (58) forscht und lehrt seit 1981 als Professor für Meteorologische Umweltforschung/Klimatologie am Institut für Meteorologie und Geophysik der Goethe-Universität. Zu den Schwerpunkten seiner Arbeit zählt die Analyse und Interpretation der jüngeren Klimageschichte mit vorwiegend statistischer Methodik, insbesondere auch die Abgrenzung anthropogener („Treibhauseffekt“) und natürlicher Mechanismen im Klimageschehen. 1995 veröffentlichte er ein populärwissenschaftliches Sachbuch zu dieser Thematik „Klimaänderungen – Daten, Analysen, Prognosen“, bereits 1987 war das gemeinsam mit Bernd Diekmann verfaßte Buch „Der Treibhauseffekt“ erschienen, für das die beiden Autoren 1989 den Umwelt-Sachbuchpreis erhielten. In den vergangenen Jahren hat Schönwiese, der Mitglied zahlreicher internationaler und nationaler Gremien zur Klimaforschung ist, über 200 Fachveröffentlichungen, darunter auch das interdisziplinäre Lehrbuch *Klimatologie* (1994) verfaßt. Er ist zudem Mitherausgeber der in Wien erscheinenden Fachzeitschrift „Theoretical and Applied Climatology“. 1987/88 und 1996/97 war Schönwiese Dekan des Fach-

bereichs Geowissenschaften und von 1984 bis 1986 geschäftsführender Direktor des zur Goethe-Universität gehörenden Zentrums für Umweltforschung. Angeregt durch die interdisziplinären Diskussionen im Goethe-Vorbereitungskreis der Universität beschäftigte sich Schönwiese mit Goethes Wolken- und Witterungslehre, während des wissenschaftlichen Festivals „Durchgeistete Natur“ wird er in der Sektion „Elemente und Kosmos“ dazu einen multimedialen Vortrag halten (Thema „Wolken und Witterung aus der Sicht Goethes und heute“).



Cirrus



Cirrocumulus



Cirrostratus

Abb. 5:
Heutige Wolken-
klassifikation
[Fotos:
C.-D. Schönwiese]



Alto cumulus



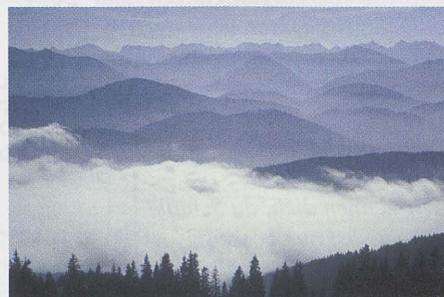
Altostratus



Cumulonimbus



Stratocumulus



Stratus



Cumulus



Forscher Geist zahlt sich aus

Innovation heißt, Neues denken und Neues wagen –
immer weitergehen, als bisher möglich war.

Innovation erfordert aber auch hohe Aufwendungen für Forschung
und Entwicklung. Sie bereitet den Boden für künftige Erfolge.

Wir bei Merck forschen und entwickeln zum Wohle vieler Menschen, zur Lösung gesellschaftlicher
Anliegen, zum Nutzen unserer Kunden, unserer Mitarbeiter und unserer Aktionäre.

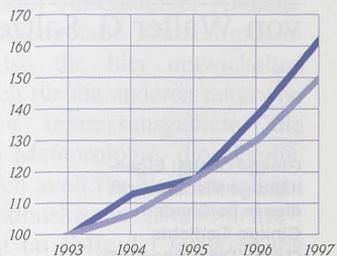
Weil wir heute Zukunft denken, können wir sie morgen gestalten.

Pharma, Labor, Chemie. Wir sind auf Zukunft spezialisiert.

Informationen zum Unternehmen erhalten Sie:

Freecall **0 800-70 777 07** oder im Internet: www.merck.de

Steigerung in %
indizierte Werte



— Aufwendungen für Forschung und Entwicklung
— Umsatz der Merck-Gruppe

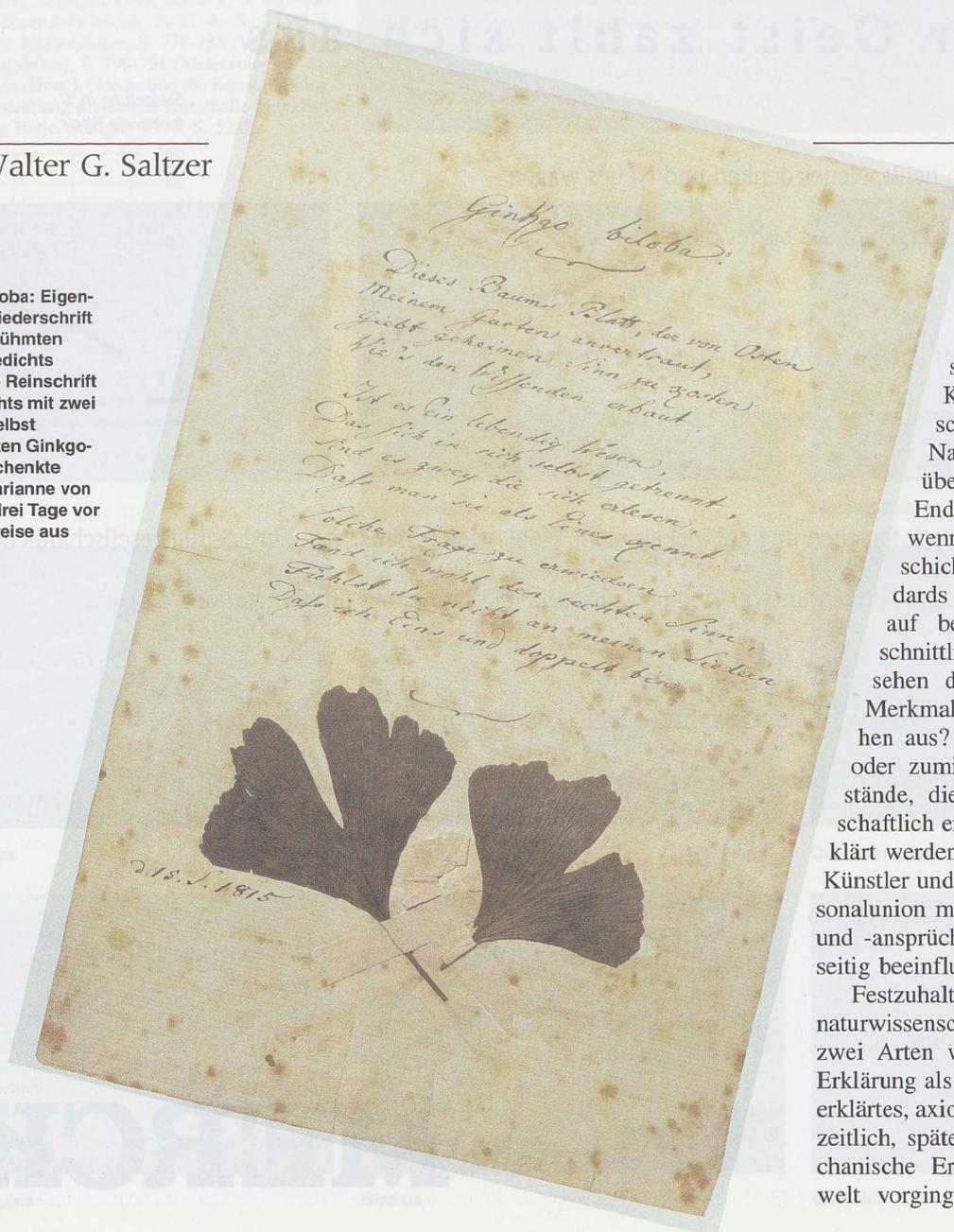
MERCK

„... daß ich geteilt und doppelt bin“

Zu Goethes Art von Naturwissenschaft

von Walter G. Saltzer

Ginkgo biloba: Eigenhändige Niederschrift dieses berühmten Ginkgo-Gedichts (1815). Die Reinschrift des Gedichts mit zwei von ihm selbst aufgeklebten Ginkgo-Blättern schenkte Goethe Marianne von Willemer drei Tage vor seiner Abreise aus Frankfurt.



Das geteilte, symmetrisch vereinte Ginkgo-Blatt – ein schönes Symbol für den Künstler und Naturwissenschaftler Goethe! Kunst und Naturwissenschaft, geht das überhaupt zusammen? Oder im Ende vielleicht doch nicht? Und wenn ja – wenn etwa die Geschichte, den zeitgemäßen Standards entsprechend, urteilt, daß auf beiden Feldern Überdurchschnittliches geleistet wurde – wie sehen dann die charakteristischen Merkmale für dieses Zusammengehen aus? Wo sind die gemeinsamen oder zumindest kompatiblen Gegenstände, die künstlerisch und wissenschaftlich erkennend dargestellt und erklärt werden und zwar so, daß sich der Künstler und der Wissenschaftler in Personalunion mit seinen Verstehensnormen und -ansprüchen begegnen und wechselseitig beeinflussen können?

Festzuhalten ist zunächst, daß es auf naturwissenschaftlicher Seite im Kern zwei Arten von Erklärung gibt: einmal Erklärung als Reduktion auf letztlich Un erklärtes, axiomatisch Gesetztes, wie neuzeitlich, spätestens mit Newton, die mechanische Erklärung der Erscheinungswelt vorging. Hier werden (absoluter)

Raum, (absolute) Zeit, atomar verteilte Materie und deren Bewegung – im Einklang mit dem göttlichen Schöpfungsplan freilich – gesetzt und in den ebenfalls axiomatischen drei Bewegungsgesetzen (axiomata sive leges motus) zur Erklärung der Phänomene, insbesondere der großen Vorgänge in unserem Weltsystem, verknüpft.

Es existiert aber noch ein anderer Weg wissenschaftlicher Erklärung, der mehr auf der Ebene der Erscheinungen bleibt und dessen Ziel ein Durchschaubarmachen, ein durchschauendes Verstehen der Vorgänge und Formen ist. Das kann durch das Auffinden einer mathematischen Regel erfolgen, etwa, daß der horizontale Wurf durch die Gleichung einer Parabel beschrieben und damit verstehbar wird. Oder, daß die Keplerschen Gesetze die Planetenbewegung derart durchschaubar machen, daß in einem Tafelwerk für jeden künftigen Zeitpunkt die Position eines Gestirns vorausgesagt werden kann (Ephemeride). Hier geht die Frage nach den bedingenden Kräften und der materiellen Konstitution der Körper nicht in das Gefüge der erklärenden Sätze mit ein.

Das war im Grunde die Erklärweise Galileis, und in diesem Erklärmodus bewegt sich auch Goethes Ansatz in seinen naturwissenschaftlichen Abhandlungen. Nur ist zu beachten, daß hier nicht die mathematische Zuordnung, das mathematisch beschreibende Gesetz die Augen über den Vorgang bzw. das Erscheinungsbild öffnet, sondern ein Prinzip des Typo-

„Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es ist ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums... das unmittelbare Gewahrwerden von Urphänomenen versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit, nur durch das ewige Spiel der Empirie erfreuen sie uns.“

logischen, des formativ Gemeinsamen, Einfachen, in allen einzelnen Verschiedenheiten einer Klasse von Erscheinungen durchschaubar Identischen, das uns einfach die Verwandtschaft, die Ähnlichkeit zwischen den verschiedenen Einzelobjekten erkennen läßt, auch wenn diese Ähnlichkeit, wie etwa zwischen Vater und Sohn, wohl kaum einer mathematischen

Normierung zugänglich sein dürfte. Es ist ein intuitives Durchschaubarmachen auf die bleibenden, sich je wiederholenden Merkmale hin, auch wenn diese Merkmale in Form und Funktion eine noch so große Differenzierung erfahren. *Naturanschauung, intuitive Anschauung* sind Begriffe, termini technici, die eben auf Goethes Erkenntnisweg passen und deren er sich des öfteren bedient.

Nur dieser zweite Modus – ich will ihn den der „Bescheidung auf das Phäno-

„Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise der Tiere und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten mächtig zurück. So zeigt sich fest die geordnete Bildung, welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.“

men“ nennen – erlaubt offenbar ein Miteinander, ein paralleles Verständnis von Erklärung in der Wissenschaft und erklärendem Verstehen im geschaffenen Kunstwerk, vielleicht sogar in Personalunion, wie es bei Goethe und auch bei Galilei der Fall war. Mit seinem Freund, dem Maler Lodovico Cigoli hat letzterer gegen den neuen Stil des „Manierismo“ gekämpft, sich am Streit um den Vorzug von Skulptur oder Malerei („Paragone“) fachmännisch beteiligt, ausdrucksstarke Bilder der Mondoberfläche in verschiedenen Phasenformen geliefert, die Laute ähnlich gut gespielt wie sein professionell musizierender Bruder usw. Für Galilei war die „demonstratio“ („dimostrazione“) der homonyme Begriff für das „explanatorische“, also ausbreitende Erklären in der Kunst einerseits und das eher „explikatorische“, entwickelnde Beweisen auf seiten des naturwissenschaftlichen Erkennens. Goethe betont an der Kunst mehr einen naturanalogen Schöpfungsakt, der das neu Gesehene, neu erfundene Wahre an der Erscheinung zum Vorschein bringt. *Reines Phänomen* oder *Urphänomen* ist hier der beide Erklärweisen verbindende Begriff, der bewußt in den Gegenstand gelegt wird und nicht in die Tätigkeit des wissenschaftlich oder künstlerisch erkennenden Subjekts, sprich das „demonstrare“ bei Galileo.

Sicher herrscht bei diesem – im historischen Urteil – das normative Element des naturwissenschaftlichen Erkenntniswillens vor, während bei Goethe einem eher künstlerischen Natur- und Weltverständnis der höhere geschichtliche Rang zuerkannt wird. Aber bedeutsam erscheint mir, daß nur durch das Verweilen auf der Ebene des Phänomens, das in einer hinreichend gereinigten Form der Träger aller Gesetzmäßigkeit bleibt, der simultane Übergang auch zu dessen künstlerischem Ver-

stehen, zu dessen emotionaler Würdigung ermöglicht wird.

Natur als Objektwelt und All-Subjekt

Uns aber soll es nun vordringlich um die – sagen wir rechte Seite – des Ginkgo-blattes gehen, also um den „naturwissenschaftlichen Goethe“, in biographisch gegebener Personalunion mit seiner künstlerischen Existenz, freilich. Dabei stellt die

Morphologie im Rahmen der Lebenswissenschaften unsere Referenzwissenschaft dar. Sie hat für Goethe paradigmatischen Charakter. Unter dem Titel *Morphologie und Naturwissenschaft* – im Briefwechsel heißt es manchmal auch *Meine Hefte zur Morphologie und Wissenschaftslehre* – sind eine Anzahl einschlägiger Abhandlungen zusammengefaßt. Mutatis mutandis gelten also die hier entwickelten Merkmale auch für die anderen naturwissenschaftlichen Interessensgebiete, die Geologie, die Meteorologie, die Chemie und letztendlich auch für die Farbenlehre [vgl. Informationskasten „Farbenlehre“, S. 23]; nur ist im Falle der letzteren die unauflösbare Wechselwirkung, das Zusammenwirken von Objekt und wahrnehmendem Subjekt in der Farberscheinung von einer besonderen Unmittelbarkeit.

Goethes *Morphologie* also wird in der geschichtlichen biologischen Literatur nach meinem Ermessen viel zu statuarisch gesehen, zu formal, fast geometrisch deskriptiv bei Unterdrückung der dynamischen Wirk- und Ordnungsprinzipien, wie *Steigerung* (zu höherer Komplexität hin) und *Polarität* (in der materiellen Wechselwirkung).

„Du gehst vorüber, eh ich's merke und verwandelst dich eh ich's gewahr werde, steht in Hiob; ich hab's zum Motto meiner *Morphologie* gemacht.“

Die so stark von Goethe propagierte Neubelebung des aristotelischen Wirkbegriffs der *Entelechie*, der internen Zielgerichtetheit im natürlichen prozessualen Geschehen, soll deutlich machen, daß jedes Naturding – insbesondere im biologischen Bereich, aber auch schlechthin – ei-

nen Entwicklungsgradienten trägt. Goethe erwartet ständig Neues, zwar in geordnetem Geschehen, aber als beständigen Ausdruck einer intrinsischen Entfaltungskraft der Natur. Der reine Morphologe analysiert nur das schon daseiende Gestalthafte und registriert nur Analoga – im Ende zur Erstellung einer möglichst umfassenden Taxonomie.

Goethe steht – in all seiner explanatorischen Tätigkeit und so auch als notwendiger Schöpfer seines spezifischen Weltbildes – mittendrin im Haushalt einer zu innerst wirkenden und das heißt lebendigen, göttlichen Natur („natura sive deus“). Das ist für ihn eine fast naive Evidenz, mit der er sich ganz nebenbei gegen die mechanistische Starrheit des Naturverständnisses der Aufklärung wendet. Die Mechanik bemächtigt sich nur eines Teilaspektes der Natur; ihre Kräfte und Wirkungen trügen keine *Entwicklungen* mit sich... Tatsächlich sind die mechanischen Kräfte in ihren starren materiellen Systemen je konstant und so vollkommen erfaßbar, daß die rationale Mechanik des späten 18. Jahrhunderts als echtes Teilgebiet der Mathematik aufgefaßt werden konnte.

Goethes physisches Weltbild zeigt eine Vorherrschaft des Lebendigen, ja des „Geistigen“; eine Prävalenz von im Innersten zu fordernder „Perzeption“ und einheitstiftender Wechselwirkung der konstitutiven Teile, wozu eine bloß ausgedehnte, passive Materie, auf die rein mechanische Kräfte wirken, nicht in der Lage wäre. Goethes wissenschaftliches Weltbild

„Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Tätigkeit...“

ist deshalb viel mehr vom Biologischen her geprägt, oder besser, von der Sicht eines grundsätzlich organismischen Entfaltungszusammenhangs einer ganzheitlichen Natur, wo totale Wechselwirkung herrscht und ein durchgängiges Geschehen von unten nach oben, wo es keine echten Brüche geben soll, weil schon das Unterste *geformt*, d.h. Träger von Zusammenhang und Leben sein muß.

Der erste große Ausdruck dieser Konzeption findet sich bereits im hymnenhaften Prosastück *Die Natur. Fragment* um 1778 – wenn nicht von Goethe selbst verfaßt, so doch von ihm redigiert – und im sogenannten *Tiefurter Journal* erschienen: *Natur, wir sind von ihr umgeben und umschlungen, unvermögend aus ihr herauszutreten und wohl auch unvermögend tiefer in sie*



Magnetismus und Einheit der Naturkräfte.
Dazu schrieb Goethe:
„Wenn es gelänge, den Magnetismus an die elektrisch-chemischen und folglich auch an die Farbwirkungen anzuschließen ... wäre die ganze Naturforschung für immer geborgen.“

hineinzukommen! Ungebeten, ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt uns mit sich fort, bis wir ermüdet ihrem Arm entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder. Alles ist neu und doch immer das Alte.... Wir leben mitten in ihr und sind ihr Fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie. Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich. Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem einfachsten Stoff zu den größten Kontrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung.... Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles Eins aus... Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als Mensch sondern als Natur. Leben ist ihre schönste Erfindung, Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung gibt.... Sie ist alles.... Alles ist immer da in ihr – Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht

– Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist ganz und doch immer unvollendet....

Triebräder aller Natur: Polarität und Steigerung

1828, etwa fünfzig Jahre später, fiel dieses Dokument Goethe wieder in die Hand, wozu er sich, dem Kanzler Friedrich von Müller gegenüber, folgendermaßen äußert:

Ich möchte die Stufe damaliger Erkenntnisse einen Komparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt ist. Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, in dem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag das Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten... Die Erfüllung aber, die ihm (dem Spiel) fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur, der Begriff von Polarität und Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie geistig denken, angehörig. Jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immer strebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt,

anzuziehen und abzustößen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genügsam getrennt hat, um zu verbinden und der genügsam verbunden hat, um wieder zu trennen zu vermögen.

Vier Jahre vor seinem Tod und mit deutlichem Bezug auf dieses frühe dichterische Stück stellt also Goethe noch einmal den Kern seiner Naturanschauung, sozusagen als Prinzipienlehre hinsichtlich der erscheinenden Natur, heraus:

► Die Natur ist ein Wirkzusammenhang von *Geist* und *Materie*, was

auch immer sich in letzter Instanz dahinter verbergen mag.

Der eine Teil wirkt nach dem Gesetz von Anziehung und Abstoßung, etwa als Stoßmechanik, Gravitation, elektromagnetische, chemische Erscheinung; als *Polarität*, wie Goethe es zeitgenössisch nennt. Der andere Teil, der *Geist*, offenbar das biologisch-organismische Prinzip, trägt per se eine andere Kategorie, eine qualitative, zu je höherer Ordnung und Struktur hin.

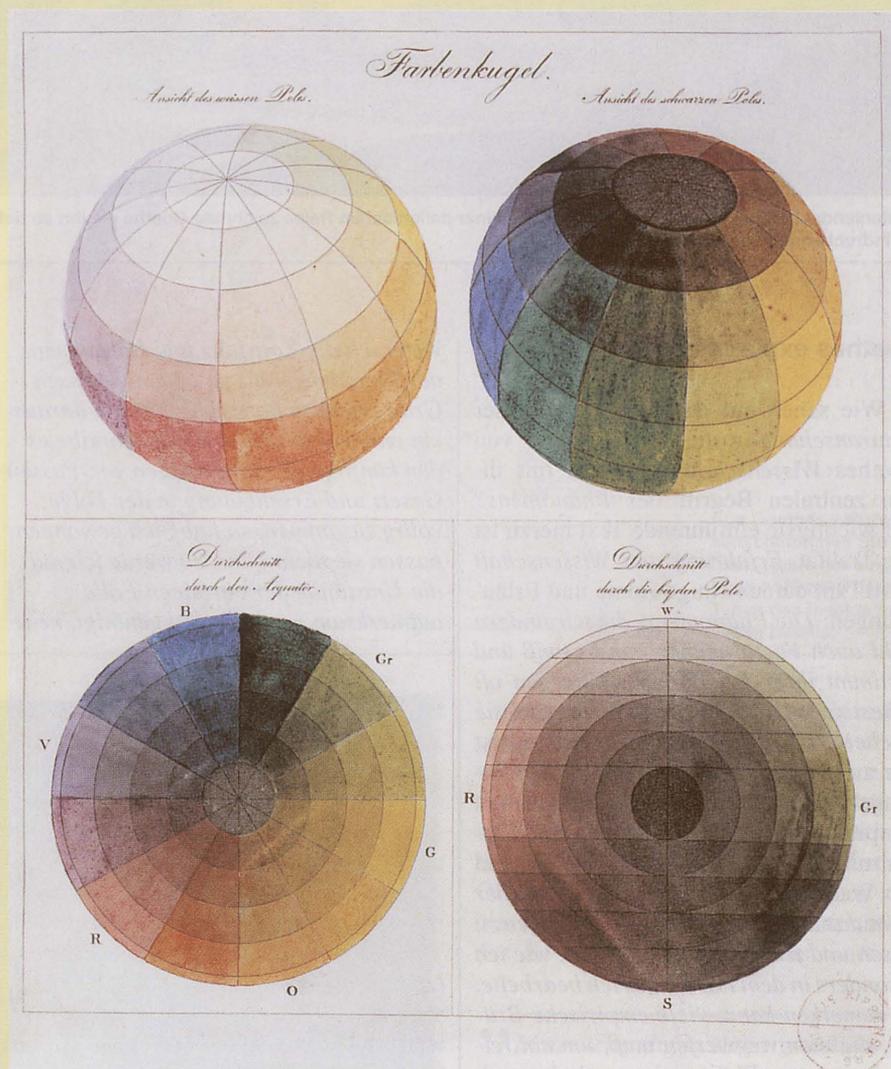
► Aber die beiden Konstituenten von Natur sollen auch reflexiv sein: Materie soll sich auch steigern können zu neuer komplexerer Struktur, so wie der Geist sich auch die eher materiellen Wirkeigenschaften von Anziehung und Abstoßung aneignen können soll, zumal ja

► das erkennende Subjekt in diesen Prozeß von regulierter Trennung und Zusammensetzung, als Geist und Materie mit *Polarität* und *Steigerung* und genuiner Teil der Natur mit eingeschlossen ist.

Die Farbenlehre – ein umfassendes Werk in drei Teilen

Goethes Motivation kommt vom Problem des Kolorits und der Farbgebung in der Malerei her. Daraus ist dann im Lauf von 40 Jahren (ab etwa 1789) das Mammutwerk der *Farbenlehre* in drei Teilen entstanden – die *didaktische*, die *polemische* (seine Auseinandersetzung mit Newtons *Opticks*, die ihm den Spott von Zeitgenossen und Generationen von Physikern einbrachte) und die *historische* (neben der großen Einleitung zum Teil beispielhaft für eine Historiographie der Wissenschaften). Im Unterschied zu Newton und seinem *experimentum crucis* lehnt Goethe eben die prismatische Zerlegung des *weißen Lichts* in die Spektralfarben als dessen konstitutive Elemente strikt ab. Für ihn stehen zwar Farbe und Licht in einem *genausten Verhältnis zueinander*, gehören aber der ganzen Natur als eine *Zweiheit* an. Damit *Farbe erscheine* ist neben dem Licht in einer abgegrenzten Form (als Strahl, begrenztes Bild in der *Camera obscura* etwa) ein *Medium allerfeinster materieller Art, die Trübe* vonnöten (didaktischer Teil, zur *physischen Farbe, dioptrisch*).

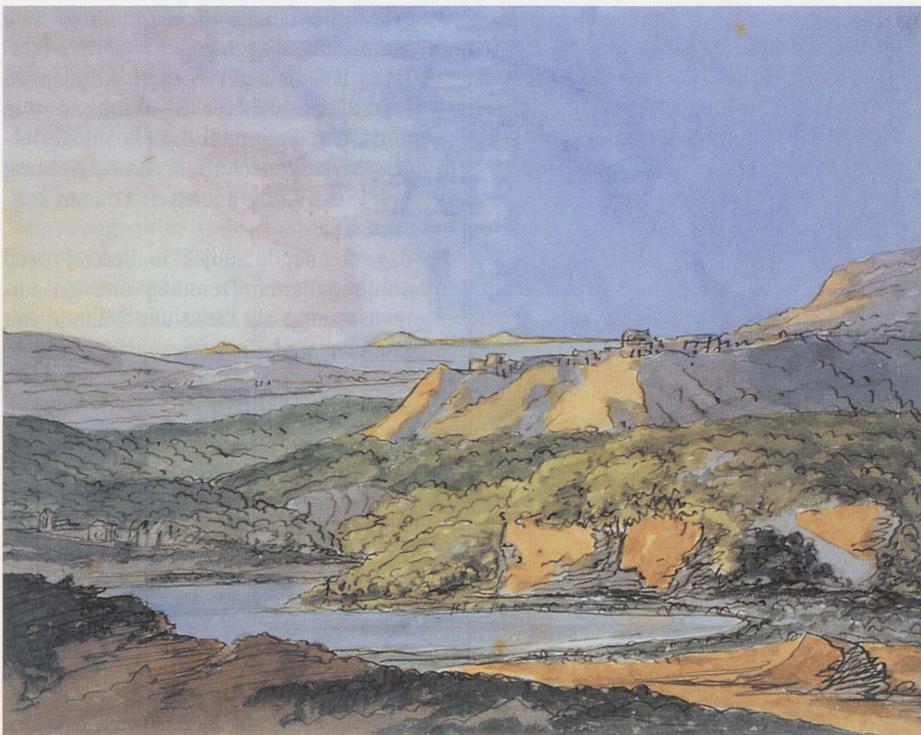
Was aber geschichtlich und programmatisch Goethe von Newton noch mehr unterscheidet ist die entschiedene Würdigung des wahrnehmenden Subjekts am Farbphänomen, so in der Abteilung *physiologische Farben* mit der Erklärung von *Nachbildern*, dem *Nachleuchten* in den sogenannten *Komplementärfarben*; auch bei der Realisierung der *Trübe* zum Entstehen einer physischen Farberscheinung ist die subjektive Wahrnehmung beteiligt. Es genügt eben nicht mehr im Sinne einer linear verfahrenen klassischen Optik zu sagen, die Farbe Rot – geschweige denn die „Röte“ – sei damit erklärt, daß ein Körper Licht von einer bestimmten Fre-



Farbkugeln von Philipp Runge (1777-1810). Runge, den Goethe 1803 in Weimar kennenlernte, überraschte Goethe mit dem Bekenntnis, daß er in praktischen und theoretischen Studien der Farben zu ähnlichen Ergebnissen gekommen sei wie Goethe. Noch Jahre später verband beide ein reger Gedankenaustausch zu diesem Thema. Nachdem Runge ihm 1806 sein Werk übersandt hatte, wurde Goethe zum Abschluß des Historischen Teils der Farbenlehre angeregt.

quenz emittiere und die übrigen Frequenzen des sichtbaren Spektrums absorbiere. Erst der Zusammenhang mit den wahrnehmungspsychologischen und neurophysiologischen Vorgängen

kann einmal das, was Goethe mit dem *Urphänomen Farbe* ahnte, klären. Er jedenfalls eröffnete mit seinem Programm den Weg dorthin, und die ersten sind bekanntlich die schwierigsten Schritte.



Küstenlandschaft bei Neapel (1787). Während seiner italienischen Reise zeichnete Goethe die ihn so tief beeindruckenden Landschaften.

Goethes explanatorischer Ansatz

Wie sehen auf der Grundlage dieser Naturanschauung die Regulatorien von Goethes Wissenschaftslehre aus, mit ihrem zentralen Begriff des Phänomens? Der wichtigste einführende Text hierzu ist der Traktat *Erfahrung und Wissenschaft* von 1798; daraus einige Zitate und Erläuterungen: *Die Phänomene, die wir ändern wohl auch Facta nennen, sind gewiß und bestimmt ihrer Natur nach, hingegen oft unbestimmt und schwankend, insofern sie erscheinen* [Bemerkung: zu verweisen ist hier auf das Problem der „Versuchsbedingungen“; ferner: das Phänomen ist schon „empirie-imprägniert“, führt bereits Wissen mit sich, ist nicht bloßer Gegenstand der Wahrnehmung]. *Der Naturforscher sucht das Bestimmte der Erscheinungen zu fassen und festzuhalten.... Es gibt, wie ich besonders in dem Fache, das ich bearbeite, oft bemerken kann, viele empirische Brüche, die man wegwerfen muß, um ein reines konstantes Phänomen zu erhalten; allein, sobald ich mir das erlaube, stelle ich schon eine Art Ideal auf.*

Was also gesucht wird, sind die bleibenden und je reproduzierbaren Charakteristiken der Erscheinung – akzidentelle Eigenschaften, wechselnde Umstände müssen ausgesondert werden, damit das Phänomen als stabiles und bei seinem Auftauchen in Folge immer wieder als identisches erkannt werden kann. Weiter im Zitat:

Wenn ich die Konstanz und Konsequenz der Phänomene bis zu einem gewissen Grad erfahren habe, so ziehe ich daraus ein empirisches Gesetz und schreibe es den künftigen Erscheinungen vor. Passen Gesetz und Erscheinung in der Folge völlig zusammen, so habe ich gewonnen; passen sie nicht ganz, so werde ich auf die Umstände der einzelnen Fälle aufmerksam gemacht und genötigt, neue

Bedingungen zu suchen, unter denen ich die widersprechenden Versuche reiner darstellen kann. Zeigt sich aber manchmal, unter gleichen Umständen, ein Fall, der meinem Gesetz widerspricht, so sehe ich, daß ich mit der ganzen Arbeit vorrücken und mir einem höheren Standpunkt suchen muß.

Goethes hier beschriebenes methodisches Vorgehen ist von jedem wissenschaftstheoretischen Standard gesehen völlig gesund, sofern nur das Ziel der Erkenntnis ein empirisch nachprüfbares Gesetz betrifft. Wir können jedwedes in den Naturwissenschaften aufgefundene Gesetz als Beispiel nehmen, etwa das erste Keplersche Gesetz der Planetenbewegung – der Prozeß der Ermittlung der Marsbahn als Ellipse – oder die Eruierung der drei Keplerschen Gesetze überhaupt, die ja empirische Gesetze sind. (Übrigens konnte Goethe die Form und Funktion der

„Der Verstand reicht zu ihr (der Natur) nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen.“

Keplerschen Gesetze aus Alexander von Humboldts „Kosmos“, mit dem er sehr vertraut war; lesenswert ist der knappe aber kenntnisreiche Artikel über Kepler in der *Geschichte der Farbenlehre*).



Die Naturgewalten faszinierten den Naturforscher Goethe und inspirierten ihn beim Malen: Stein- und Aschenregen über einer Steilküste in Italien.

Dann folgen Schlüsse aus diesem Verfahren, die für mich von besonderer Wichtigkeit sind:

Dieses wäre also nach meiner Erfahrung derjenige Punkt, wo der menschliche Geist sich den Gegenständen in ihrer Allgemeinheit am meisten nähern, sie zu sich heranbringen, sich mit ihnen gleichsam amalgamieren kann.

So könnte auch ein Künstler die Beziehung zum Gegenstand seiner gegliückten Darstellung, seiner Art von Interpretation sehen. Nichts von Separation, nichts

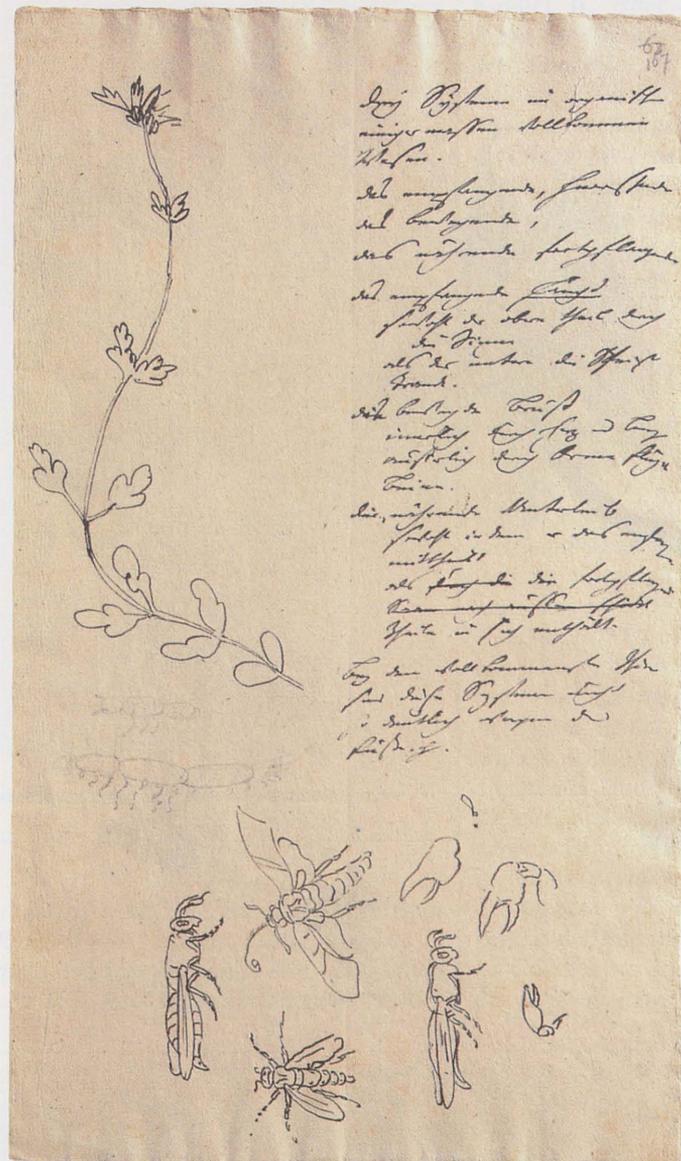
„Es ist in der Natur nichts schön, was nicht naturgesetzlich als wahr motiviert wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erscheine, so muß sie durch Hinstellung der einwirkenden Dinge begründet werden.“

von erkennendem Subjekt hier und Gegenstand der Erkenntnisfindung dort, worin für gewöhnlich die Voraussetzung für Objektivität des Urteils gesehen wird. Ferner, von *Theorie* als Ausdruck und Träger dessen, was erkannt wurde, ist nicht die Rede! Goethe braucht sie nicht als ausdrücklich bezeichnetes logisches Bestimmungsstück objektiver Erkenntnis; er hat nur das eruierte *Phänomen*, das daraus gezogene *Gesetz* und die „Amalgamierung“ von erkennendem Geist und Gegenstand der Erkenntnis. Seine Schlußfolgerung:

Was wir also von unserer Arbeit vorzuweisen hätten, wäre

1. das empirische Phänomen, das jeder Mensch in der Natur gewahr wird und das nachher
2. zum wissenschaftlichen Phänomen durch Versuche erhoben wird, indem man es unter anderen Umständen und Bedingungen, als es zuerst bekannt gewesen und in einer mehr oder weniger glücklichen Folge darstellt.
3. Das reine Phänomen steht nun zuletzt als Resultat aller Erfahrungen und Versuche da. Es kann niemals isoliert sein; sondern es zeigt sich in einer stetigen Folge von Erscheinungen. Um es darzustellen, bestimmt der menschliche Geist das empirisch Wankende, schließt das Zufällige aus, sondert das Unreine, entwickelt das Verworrene, ja entdeckt das Unbekannte.

Der alles bezeichnende und für Goethe entscheidende Schluß: Hier wäre, wenn der Mensch sich zu bescheiden wüßte, vielleicht das Ziel unserer Kräfte: Denn hier wird nicht nach Ursachen gefragt [sprich eine Theorie entwickelt, die not-



Aus Goethes naturwissenschaftlichen Studien: Typus der einjährigen höheren Pflanze, Typus des Insekts mit vielen Details.

wendig Subjekt und Objekt trennt, der Verfasser], sondern nach Bedingungen, unter welchen die Phänomene erscheinen. Es wird ihre konsequente Folge, ihr ewiges Wiederkehren unter tausenderlei Umständen, ihre Einerleiheit und Veränderlichkeit angeschaut und angenommen, ihre Bestimmtheit anerkannt und durch den menschlichen Geist wieder bestimmt.

Goethes Naturwissenschaft ist also nicht auf Theorie aus (die Phänomene sind die Theorie), verstanden als kausale Erklärung in Stufen verschiedener, im Ende zunehmender Allgemeinheit, als Substruktur für das, was er das *reine Phänomen* nennt. Sein Ziel der Erkenntnis ist dieses *reine Phänomen* und das daraus unmittelbar resultierende empirische Gesetz. Er meint damit alles zu haben, was man zum Naturerkennen braucht und was auch nur das Ziel jeder Theorie sein könnte: die Kraft der Prognose aus gesetzmäßig wiederkehrenden oder reproduzierbaren Phänomenen. Was er auf gibt ist reduktives

Ursachwissen, das womöglich einen Regress ad infinitum einschließt. Was er gewinnt – und er sieht es wirklich als einen Gewinn – ist die notwendige Verknüpfung von Subjekt und Objekt im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß ohne Verlust der Objektivität im Sinne von Wahrheit und Nachprüfbarkeit der Aussage hinsichtlich des So-und-Nicht-Andersseins einer Er-

„In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolierte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert seien, es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?“



Eine von unten gezeichnete Blüte einer gefüllten Tulpe; auch diese Zeichnung entstand wahrscheinlich unter Goethes Einfluß. Gezeigt werden sollte das Verwachsen der Blätter zwischen Laub- und Blütenorganen.

scheinung. Ebenso hätte Goethe aus der ursprünglichen Not der Erkenntnisfindung in der Quantentheorie wohl eine Tugend gemacht, er hätte jubiliert: *Hier habt ihr gezwungenermaßen, was ich schon immer wollte, das Amalgament von Beobachter und Objekt im reinen Phänomen.* Beobachter, beobachtetes Ereignis und Gegenstand treten nicht mehr auseinander! Und natürlich ist auch das Stehenbleiben beim *Phänomen* die Brücke, die einzige Brücke zwischen naturwissenschaftlichem und künstlerischem Erkennen – der Lohn für eine wahrhaft vernünftige Bescheidenheit. Goethes Faust allerdings war so bescheiden (noch) nicht – jedenfalls nicht im ersten Monolog:

*...daß ich erkenne was die Welt im Innersten zusammenhält
schau alle Wirkenskraft und Samen
und tu' nicht mehr in Worten kramen...*

Dies ist Ausdruck eben des „faustischen“, letztbegründenden Erkenntnisdrangs. Aber, wohlgermerkt, es ist die *Magie*, die ihm zu diesem letzten Tiefenwissen verhelfen soll, nicht der geduldfordernde wissenschaftliche Weg!

Zum Typus – Träger sich entfaltender Komplexität

Noch einige paraphrasierende Feststellungen zu den Merkmalen von Goethes *Morphologie* im Rahmen seiner dargelegten *Naturanschauung und Wissenschaftslehre*. In dem erwähnten Gespräch mit dem Kanzler von Müller von 1828, wo Goethe vom frühen, poetischen Hymnus *Die Natur. Fragment* als von einem *Komparativ* spricht, dem noch der *Superlativ* tieferer Einsicht in die Zusammenhänge des Naturgeschehens fehlte, gibt

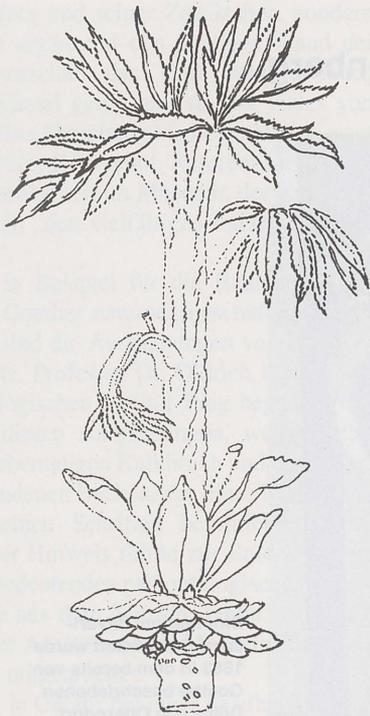
Goethe einen gerafften chronologischen Bericht über das Fortschreiten seiner morphologischen Erkenntnisse:

*Die Versatilität der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unablässig, und es gelang mir im Jahre 1787 in Sizilien, die Metamorphose der Pflanzen so im Anschauen, wie im Begriff zu gewinnen. Die Metamorphose im Tierreich lag nahe daran, und im Jahre 1790 offenbarte sich mir in Venedig der Ursprung des Schädels aus Wirbelknochen. Ich verfolgte nun eifriger die Konstruktion des Typus, diktierte das Schema im Jahre 1795 an Max Jacobi in Jena und hatte bald die Freude, von deutschen Naturforschern mich in diesem Fach abgelöst zu sehen. Goethe schließt dann mit dem Satz: *Vergegenwärtigt man sich die hohe Ausführung, durch welche die sämtlichen Naturerscheinungen nach und nach von dem menschlichen Geiste verkettet wurden und liest dann obigen Aufsatz, von dem wir ausgingen [also den zitierten, poetisch-seherisch gefaßten Traktat *Die Natur. Fragment* von 1776, der Verfasser] nochmals mit Bedacht, so wird man nicht ohne Lächeln jenen „Komparativ“, wie ich ihn nannte, mit dem „Superlativ“, mit dem hier abgeschlossen wird, vergleichen und eines fünfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuen.**

Hier sind also noch einmal künstlerische Anschauung, künstlerischer Ausdruck und wissenschaftliche Begrifflichkeit zueinander gebracht! Das Verhältnis *Komparativ* zu *Superlativ* soll den Erkenntniswert in Folge widerspiegeln, da es Goethe in dem Gespräch um einen ab-

„Ich verfiel längst auf jenen einfachen Urtypus; kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zu grunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee; das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können Ihn nur ahnen, nicht schauen.“

schließenden Bericht über seine Fortschritte in den morphologischen Studien und Einsichten über einen Zeitraum von fünfzig Jahren geht. Auf jeden Fall ist das, was der naturbeseelte Künstler sah und sich der Naturwissenschaftler in begrifflicher Strenge im Laufe der geschilderten Jahre erschloß, nicht nur kompatibel sondern konvergent.



Eine aufgebrochene Knospe der Roßkastanie: Diese Tuschkfeder-Zeichnungen sind vermutlich unter Goethes Regie entstanden, er hat sie auch beschriftet.

Die bedeutsamsten Schritte scheinen Goethe tatsächlich in Italien geglückt zu sein, vielleicht außer dem Postulat des *os intermaxillare*, des Zwischenkieferknochens, auch für den Menschen. Hier muß man zwischen den Zeilen lesen: Die genetische Verwandtschaft zwischen Säugetier und Mensch kommt zum Vorschein – der evolutive Plan auf der Grundlage der Formentsprechung vergleichbarer Organe ist voll präsent! Und dem sollen die Begriffe *Metamorphose* und *Typus* dienen, und zwar nicht in unverbundenem Nebeneinander, hier klassifikatorisch ordnend, da den Prozeß genetisch nachvollziehend, als zwei mögliche Sichtweisen dessen, worin Natur erscheint; Natur ist immer versatil, immer neu schaffend. Nein, der *Typus* ist der inhärente Repräsentant des erkennbar Gemeinsamen in einer Klasse verschiedener Individuen. *Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleicht der andern* aus der *Metamorphose der Pflanzen*. Er soll die je gemeinsamen Prädikate, im Ende tiefer noch als die einer Gattung, umfassen (*Urtypus*), damit für die *Metamorphose*, die Versatilität und Gestaltungskraft der Natur, möglichst viel Spielraum bleibt, und zwar soviel, daß innerhalb der typologischen Gemeinsamkeiten auch die Entstehung von Arten auseinander ad infinitum möglich werden soll. Gerade deswegen ist etwa auch der *Typus der Urpflanze* bei Goethe sehr allgemein gehalten, aber von maximalem evolutivem Potential!

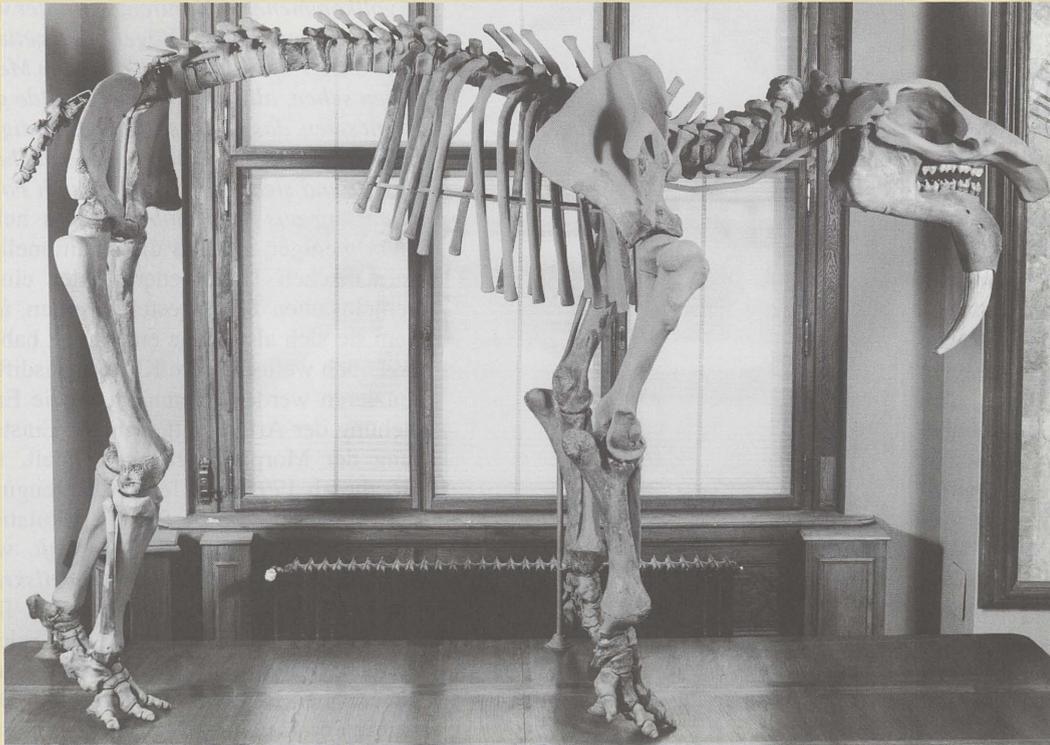
Dazu noch ein Zitat aus dem *Ersten Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie*, ausgehend von der *Osteologie* vom Januar 1795, hier

Kapitel II, *Über einen aufzustellenden Typus zur Erleichterung der vergleichenden Anatomie*, mit der folgenden Feststellung: *Dies also hätten wir gewonnen, ungescheuet behaupten zu dürfen: daß alle vollkommeneren Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und, an der Spitze der letzteren, den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen beständigen Teilen mehr oder weniger hin- und herweicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.* Das heißt nicht weniger, als daß die traditionellen animalischen Hauptgenera unter einen gemeinsamen *Typus* gestellt werden, aus dem sie sich als solche entwickelt haben und noch weiter in ihre Klassen ausdifferenzieren werden. Demnach ist die Entstehung der Arten, entgegen der Einstellung der Morphologen seiner Zeit, für Goethe ab 1795 eine feste Überzeugung und weder eine verwerfliche Spekulation noch ein *Abenteuer der Vernunft*, wie sich Kant in der *Kritik der Urteilskraft* orakelhaft äußert. Der Grund-Typus, finde ihn wer kann, ist das erste real Seiende, eine biologische Universalie im subgenerischen Bereich, die sich in der Dynamik der *Metamorphose* zur Auffaltung der Genera und Spezies entläßt. Er ist keinesfalls eine *Idee*, wie es Schiller, sehr zu Goethes Verdruß, einmal hinsichtlich der *Urpflanze* meinte. Erkenntnistheore-



Zwischenkiefer-Demonstration: In diesen 1790 entstandenen Zeichnungen verglich Goethe die Zwischenkieferknochen an Affen-, Katzen- und Hundeschädeln.

Der Naturforscher Goethe auf Reisen „Quer durch Europa“ – Ausstellung im Museum Senckenberg



Dinotherium bavaricum: Das Skelett wurde 1883 in dem bereits von Goethe beschriebenen Döllitz – in Oberndorf bei Franzensbad – gefunden und stammt aus dem Miozän. Dieses Skelett eines Rüssel-tiers befindet sich im Naturhistorischen Museum Wien.

Vulkanologie, Wolkenbildung und der Zwischenkieferknochen beim Menschen: Die Neugier Goethes kannte bei Naturphänomenen keine Grenzen. Zu seinem 250. Geburtstag präsentiert das Museum Senckenberg den Frankfurter Dichturfürsten von seiner eher unbekannteren Seite: als begeisterten Naturwissenschaftler, der auf seinen Reisen die Anstöße zu vielfältigen Forschungen bekam.

Goethe auf Reisen. In den Harz und die Alpen, nach Italien und Böhmen. Der Dichter liebte es, unterwegs zu sein: erhielt er doch die nachhaltigsten Eindrücke für sein Schaffen auf diesen seinen Reisen. Eindrücke, die nicht nur in das literarische Werk einfließen. Schon bei seinem ersten Aufenthalt im Harz erwachte sein naturwissenschaftliches Interesse. „Die Harzreise hat Initialcharakter für Goethes naturwissenschaftliche Arbeit“, sagt Dr. Anne Kossatz-Pompé. Er begann zu forschen und zu sammeln, zu sichten und zu schreiben. Zunächst war es die Geologie, die ihn fesselte. Doch mit jeder Reise kamen neue Beobachtungen hinzu, die Goethes Forschergeist anregten. Heute mutet es seltsam an, daß ein Dichter wie Goethe ernsthaft Forschungen auf dem Gebiet der Meteorologie oder der Erdoberflächenbildung betrieb. Doch im 18. Jahrhundert waren die „Grenzen zwischen Kunst und Wissen-

schaft nicht so scharf gezogen, wie das heute der Fall ist“, berichtet Kossatz-Pompé.

Sie habe „eine Menge in den vergangenen Monaten dazugelernt“, erzählt die Archäologin und Kunsthistorikerin Kossatz-Pompé, denn seit Herbst 1997 ist sie quasi mit Goethe auf Reisen. Sie konzipiert die Ausstellung „Quer durch Europa“, die Goethe als Naturforscher zeigt und auf eine Idee des Museumsdirektors Professor Dr. Fritz Steininger zurückgeht. Auch Anne Kossatz-Pompé hat – wie Goethe – geforscht, gesammelt, gesichtet und geschrieben, damit ab dem 21. Juli die Besucher des Museums Senckenberg Goethe auf seinen Reisen begleiten können. Das Konzept sei „eine Ausstellung in der Ausstellung“, erläutert die Kunsthistorikerin. In den großen Lichthöfen und den Nebenräumen des unteren Stockwerks werden verschiedene Stationen die Reisen Goethes und seine Forschungen darstellen. Wenn auch die chronologische Reihenfolge der Reisen nicht immer durchgehalten werden kann – denn einige Themen kehren während verschiedener Reisen immer wieder – so stehen die Reiseziele doch häufig sinnbildlich für die Beschäftigung Goethes mit einem bestimmten naturwissenschaftlichen Thema. Im Harz spielte beispielsweise die Geologie eine große Rolle. Während der

häufigeren, kurzen Aufenthalten in Böhmen interessierte sich Goethe insbesondere für Mineralogie und den Vulkanismus. Diese Phänomene beschäftigten ihn auch auf seiner wichtigsten, der Italien-Reise. Die Fossilienfundstelle von Monte Bolca und der Vesuv sind hier wichtige Stationen. Für seine Forschungen auf dem Gebiet der Pflanzenkunde und die zoologischen Studien gab die Italien-Reise ebenfalls entscheidende Impulse. In den Alpen machte sich Goethe unter anderem Gedanken über die Wolkenkunde und die Urmeerbildung.

Die Ausstellung mit dem Titel „Quer durch Europa“ ist bewußt nicht für den Sonderausstellungsraum des Museums geplant worden. „Das Haus hat in seiner Dauerausstellung sehr viel zu bieten, was mit Goethes Forschungen zusammenhängt“, sagt Kossatz-Pompé. Immerhin hat Goethe mit seinem Aufruf zur Gründung eines Natur-Museums in Frankfurt am Main keinen geringen Anteil an der Entstehung des Hauses. Später wurde er selbst korrespondierendes Mitglied der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft.

Fast alle Stationen der Goethe-Schau stehen in thematischem Zusammenhang mit Elementen der Dauerausstellung im Senckenberg-Museum. Damit bleibt das Konzept nicht bei den Erkenntnissen

Goethes und seiner Zeit stehen, sondern stellt ergänzend den heutigen Stand der Wissenschaft dar. Und wenn er auch manchmal geirrt hat, so „ist vieles von Goethes Forschung bis heute gültig“, sagt Dr. Peter Königshof, Referent für Öffentlichkeitsarbeit im Museum, der begeistert ist von „den vielfältigen Interessen Goethes“.

Ein Beispiel für die Bedeutung von Goethes naturwissenschaftlicher Arbeit sind die Ausgrabungen von Dolnice/Dölitz. Professor Dr. Oldrich Fejfar vom Geologischen Institut Prag begann 1957 mit diesen Ausgrabungen, weil Goethe den ehemaligen Kalkbruch und einen dort gefundenen Backenzahn eines Mastodons in seinen Schriften beschrieben hatte. Dieser Hinweis führte zur Entdeckung einer bedeutenden paläontologischen Fundstelle aus dem Miozän. Fejfar hat selbst an der Ausstellung im Museum Senckenberg mitgearbeitet.

Die Gefahr bei einer Goethe-Ausstellung sei, „daß man schnell zu textlastig wird“, meint Kossatz-Pompé. Die komplexen Verbindungen zu Kunst- und Geistesgeschichte sollen deshalb angedeutet, aber nicht tiefer diskutiert werden: „Das ist nicht Aufgabe des Senckenberg-Museums.“ Vielmehr soll die Ausstellung auch Lust machen, die zahlreichen weiteren Projekte im Goethe-Jahr in Frankfurt anzuschauen. Mineralien und Gesteine, zum Teil aus Goethes eigener Sammlung, Modelle, Landkarten und Reproduktionen von Gemälden werden im Museum zu sehen sein, ergänzt durch erläuternde Texttafeln. Ein besonderer Blickfang wird dabei sicher ein Elefantenschädel sein. Zwar ist es nicht der Schädel jenes Elefanten, der einst in den Kasseler Fuldaauen stürzte und starb und an dem Goethe seine Studien zum Zwischenkieferknochen betrieb, die zur Entdeckung des *os intermaxillare* auch bei Menschen führten. „Der Goetheelefant steht im Kasseler Naturkundemuseum und ist sozusagen unverrückbar“, sagt Kossatz-Pompé. Doch der entscheidende Knochen wird auch am Schädel aus den Beständen des Senckenberg-Museums gut zu erkennen sein, verspricht die Kunsthistorikerin.

Claudia Baumgart

Die Ausstellung „Quer durch Europa“ im Museum Senckenberg, Senckenberganlage 25, eröffnet am 21. Juli und wird bis 2. Januar 2000 zu sehen sein. Öffnungszeiten: montags, dienstags, donnerstags und freitags von 9 bis 17 Uhr; mittwochs von 9 bis 20 Uhr; samstags und sonntags von 9 bis 18 Uhr.

tisch steht der *Typus* auf der Ebene der *reinen Phänomens* – wie oben charakterisiert – das es aus der Vielfalt und Variabilität der Erscheinungen als das zugrundeliegende Allgemeine *herauszusehen* gilt.

Da ich gerade Kant erwähnte, wäre in diesem Zusammenhang noch darauf hinzuweisen, wie wichtig für Goethes Weg

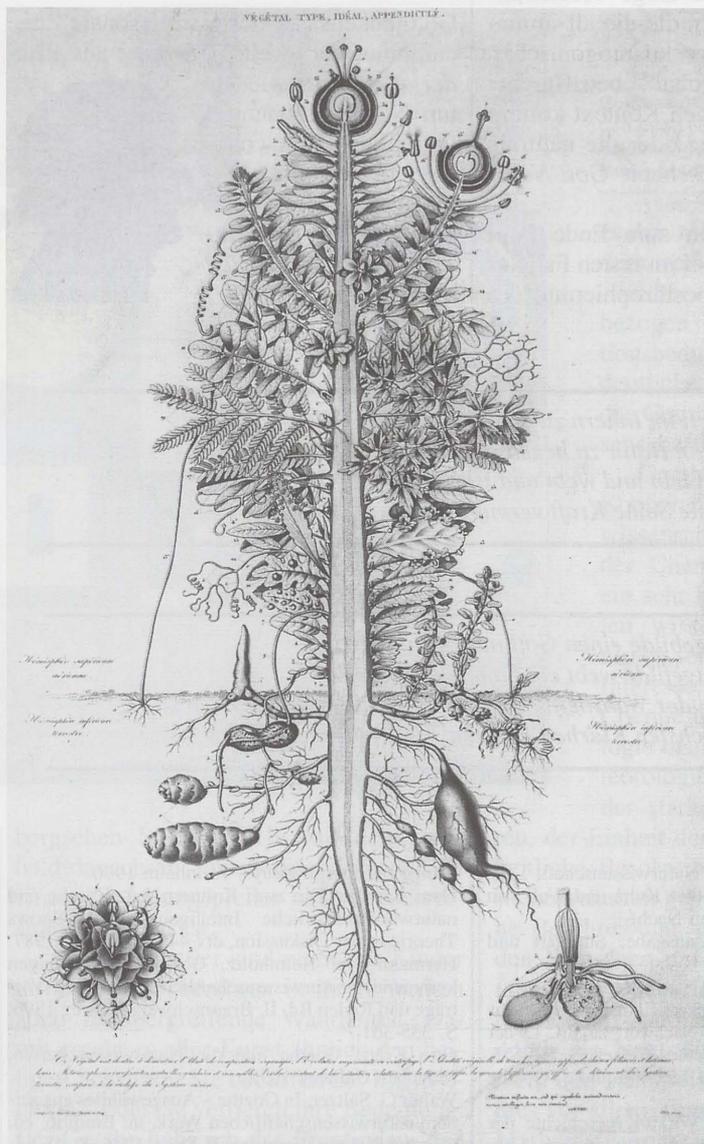
„...als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt.“

der Verknüpfung von Kunst- und Naturerkenntnis dessen 1789/90 erschienene *Kritik der Urteilskraft* war, wiewohl Goethe gerade in seiner Bejahung eines *intuitiven*

Verstandes, der vom *Synthetisch-Allgemeinen*, der *Anschauung des Ganzen als eines solchen*, zum *Besonderen* geht, das ist, vom *Ganzen zu den Teilen*, von Kant abwich. Dieser hielt, gemessen am menschlichen „diskursiven“ Verstand, einen solchen „intuitiven“ Verstand zwar für möglich, dem Menschen aber nicht eigen. Goethe aber war fest davon überzeugt, daß er seine, ihm evidente Vorstellung und dann Begrifflichkeit von *Typus*, *Urbild*, *Urpflanze*, *Urphänomen* gerade einem solchen „intuitiven“, anschauenden Verstande verdankt. Und natürlich ist es ebenfalls der *Typus*, das „typologisch Wahre“, was der Künstler in seiner Interpretation der Erscheinung, mitunter über das Vehikel einer latenten Metaphorik, darzustellen sucht.

Gott und Welt – Natura sive Deus

In dem zitierten Gespräch mit dem Kanzler von Müller wies Goethe auch



„Œuvres d'histoire naturelle de Goethe“ (Tafel III) des Franzosen François Plée nach einem Entwurf des Botanikers Pierre-Jean-François Turpin. Er stellte den idealen Pflanzentypus als ursprüngliche Identität aller Pflanzenorgane dar, wie es Goethe in seiner Lehre von der Metamorphose beschrieben hatte. Goethe zum *Urtypus-Bild*: „Ich war voll überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Teilen auf mittlerer Stufe gar wohl beobachten und müsse auch noch da anerkannt werden, wo er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins verborgene bescheiden zurückzieht.“

auf eine gewisse *Tendenz zu einem Pantheismus* im sogenannten *Hymnus auf die Natur* hin. Die Zeugnisse für diese *Einheit* und *All-Immanenz von Gott und Natur, Gott und Welt* nach 1778 sind vielfältig im poetischen, naturwissenschaftlichen Werk und in Goethes Briefen verteilt. Sein pantheistisches Weltverständnis hat gewiß mit seiner öfters erwähnten Beschäftigung mit Giordano Bruno (1548-1600) und Baruch de Spinoza (1632-1677) [vgl. Informationskasten „Spinozismus“] zu tun, den er etwa in einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 9. Juni 1785 *nicht atheum sondern theissimum* nennt und gleichzeitig bekennt, daß *er selbst das Göttliche in herbis et lapidibus suche*, in (der Gestaltung von) Pflanzen und Steinen, das heißt in der Schönheit, Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur.

Aber es spielen auch starke stoische Momente in Goethes Gott-Welt-Sicht mit hinein – Ciceros *De Natura Deorum* mit den extensiven *deus = mundus*-Passagen war ihm wohl vertraut – und ebenso sind unverkennbar Züge vorsokratischer *religio naturalis*, die die all-immanente *Göttlichkeit* der kosmogonischen Prinzipien, der „Archai“ betrifft, bei Goethe präsent. Je nach Kontext kommt mehr die theologische oder die naturale Färbung der Ein-Wesenheit *Gott-Natur* zum Ausdruck.

Als Beispiel seien zum Ende zwei Vierzeiler zitiert, wobei im ersten Fall aus *Gott und Welt* die Apostrophierung des

Spinozismus

Der niederländische Philosoph Baruch de Spinoza (1632-1677) hat der pantheistischen Philosophie der Goethe-Zeit mit seiner Formel *deus sive natura* – Gott oder die Natur – das entscheidende Stichwort geliefert: Es sei nämlich gleichgültig, ob man von Gott oder der Natur spreche, beide bezeichneten dasselbe. Damit ist eine

„Vergib mir, daß ich so gern schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren nähern und tiefern Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza ..., obgleich vor seinem Blick alle einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen.“

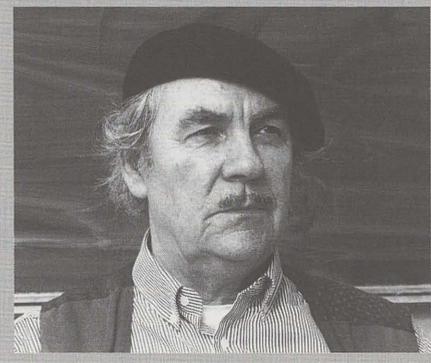
Göttlichkeitsaspektes fast personale Züge annimmt; der zweite Vierzeiler aus *Wanderjahre* bringt wiederum Natur(anschauung) und Kunst in gewohnter und gewollter Manier aneinander, mit den transitiven Merkmalen von *Wahrheit* und *Schönheit*.



Aufwertung der Natur verbunden, die für das orthodoxe Christentum als zweitrangig hinter der Schöpfung des Menschen galt. Für die Denker und Dichter der Goethe-Zeit wird Spinozas Lehre, der Spinozismus, (von den meisten Theologen des Atheismus verdächtigt) streckenweise enthusiastisch begrüßt und mit romantischen Zügen versehen. Gerade die Dichter nach Lessing empfinden ihr eigenes Schaffen als einen Reflex der Schöpferkraft Gottes, die in jeder Pflanze und jedem Tier zur Erscheinung kommt. Spinozismus steht so als Parole für eine Natur- und Menschenerklärung, welche auf den Begriff eines der Welt transzendenten Gottes verzichtet und deren Bewegungsgesetze aus der inneren Natur selbst gewinnt.

Klaus-Jürgen Grün

Professor Dr. Walter G. Saltzer (61) studierte klassische Philologie, Philosophie und Physik. Er lehrt und forscht seit 1973 am Institut für Geschichte der Naturwissenschaften der Goethe-Universität. Seit drei Jahren beschäftigt sich Saltzer besonders intensiv mit Themen, die sowohl in den Naturwissenschaften als auch in der Kunst von Interesse sind, so erforscht er beispielsweise Regulative von Symmetrie und Variation in beiden Bereichen. Bei der Auseinandersetzung mit Goethe geht es Saltzer vor allem darum, Merkmale von Gegenstand und erklärendem bzw. interpretierendem Verfahren herauszuarbeiten, die ein simultanes Naturverstehen als Künstler und Wissenschaftler zulassen. Saltzer hat sich mehrfach in Vorlesungen und publizierten Vorträgen mit Goethes naturwissenschaftlichem Werk beschäftigt. Er beteiligte sich auch am Vorbereitungskreis der Goethe-Universität, um das im Mai geplante wissenschaftliche Festival „Durchgeistete Natur“ thematisch zu strukturieren; sein Vortrag bei der Veranstaltung steht unter dem Thema „Goethe – Wissenschaft, Kunst und Naturerleben komplementär“.



„Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen, so daß, was in Ihm lebt und webt und ist, nie Seinen Geist, nie Seine Kraft vermißt.“

„Wie Natur im Vielgebilde einen Gott nur offenbart so im weiten Kunstgefilde webt ein Sinn der ew'gen Art. Dieses ist der Sinn der Wahrheit, der sich nur mit Schönem schmückt und getrost der höchsten Klarheit hellsten Tag's entgegenblickt.“

Literatur

Goethe, Die Schriften zur Naturwissenschaft, Leopoldina Ausgabe, ed. Dorothea Kuhn und Wolf von Engelhardt, Weimar, Böhlau Nachf.
Goethe, Werke, Jubiläumsausgabe, Stuttgart und Berlin 1902-1912.
Goethe, Briefe, ed. Philipp Stein, Berlin 1924.
Carl Friedrich von Weizsäcker, Einige Begriffe aus Goethes Naturwissenschaft, Nachwort zu Bd. 13 der Hamburger Ausgabe von Goethes Werken, S. 539-555.
Dorothea Kuhn, Typus und Metamorphose. Goethe Studien, Marbach 1988.
Christa Lichtenstern, Die Wirkungsgeschichte der Metamorphosenlehre Goethes. Von Philipp Otto

Runge bis Joseph Beuys, Weinheim 1990.
Hans Kreuzer, Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C.P. Snows Theorie in der Diskussion, dtv 4454, Stuttgart 1987.
Hermann von Helmholtz, Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen, in: Vorträge und Reden Bd. II, Braunschweig Vieweg 1896, S. 335-361.
Otto Krätz, Goethe und die Naturwissenschaften, München Callwey 1992.
Walter G. Saltzer, In Goethe – Ausgewähltes aus seinem naturwissenschaftlichen Werk, in: Eruditio, ed. Günther Böhme, Frankfurt P. Lang 1986, S. 48-64.

Goethe als inspirierender Partner

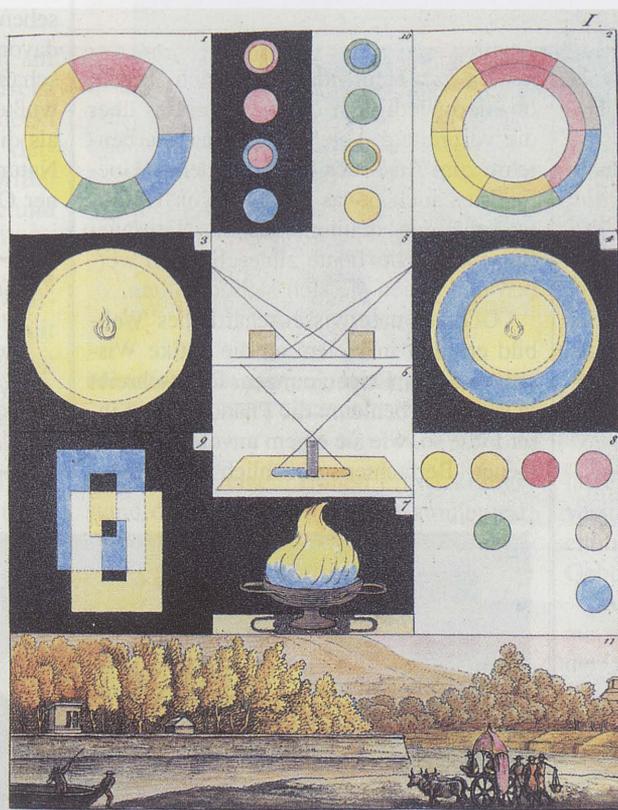
für die modernen Naturwissen- schaften?

von Thomas Görnitz

In seinem Reisebericht aus den Jahren 1814/15 über *Kunst und Altertum am Rhein und Main* schreibt Goethe zur Stadt Frankfurt:

Wäre es möglich einen tüchtigen Physiker herbei zu ziehen, der sich mit dem Chemiker vereinigte und dasjenige heranbrächte, was so manches andere Capitel der Physik, woran der Chemiker keine Ansprüche macht, enthält und andeutet; setzte man auch diesen in Stand, die zur Versinnlichung der Phänomene nöthigen Instrumente anzuschaffen, ohne deßhalb einen weitläufigen, kostspieligen und platzraubenden Apparat aufzuhäufen: so wäre in einer großen Stadt für wichtige, ingeheim immer genährte Bedürfnisse gesorgt und mancher verderblichen Anwendung von Zeit und Kräften eine edlere Richtung gegeben.

Es hat mich erheitert, für die Thematik, die ich als Physiker mit dem Kollegen Trömel aus der Chemie teile, dieses Zitat gefunden zu haben. Goethe befaßt sich dort mit einer Erweiterung der Sencken-



Goethes Studien zur Farbenlehre fanden ihren Niederschlag in zahlreichen Zeichnungen. Farbtafel I vollendet, Musterkolorierung.

es ihm nie um Form allein, sondern stets auch um Inhalte ging – und besonders diese sind zeitbezogen und damit interpretationsbedürftig. Das wird am deutlichsten bei den Schriften, die Goethe selbst als naturwissenschaftliche einstufte.

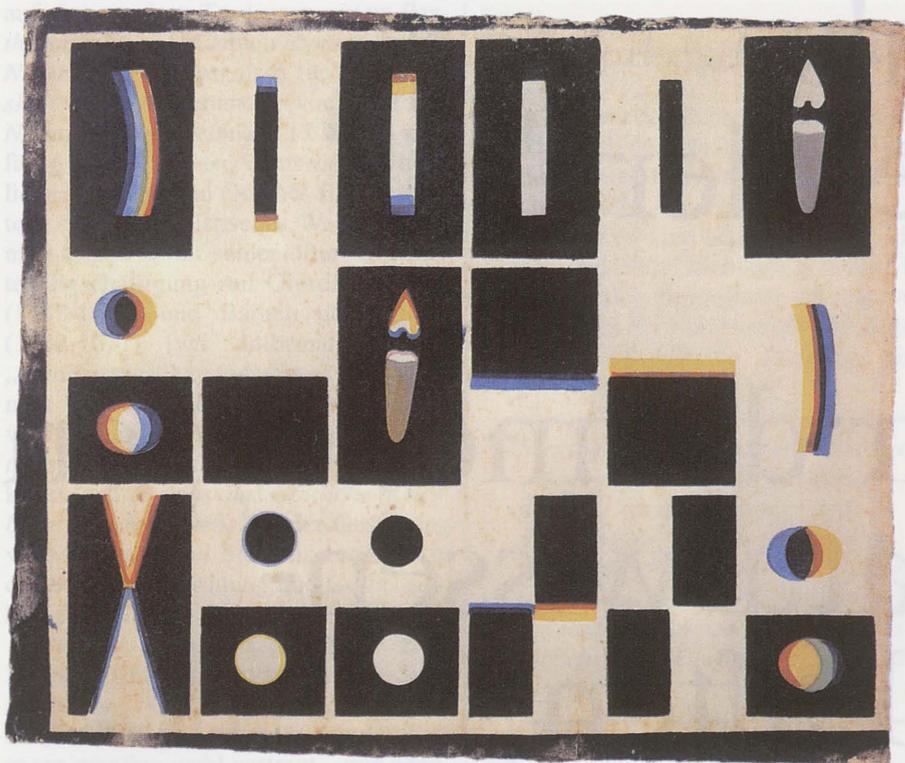
Goethe, der im Zitat für eine Kooperation dieser zwei Naturwissenschaften, der Physik und der Chemie, eintritt, hat stets ein sehr breites Interesse an allen wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Zeit bekundet, ein Interesse, das von Physik und Chemie über Botanik und Zoologie bis zur Geologie und Meteorologie reichte. Dahinter ist der starke Wunsch zu verspüren, der Einheit der Natur auch eine einheitliche Beschreibung durch die Naturwissenschaften gegenüber zu stellen – eine Beschreibung, die bei Goethe immer den Menschen mit seinen sinnlichen Erfahrungen einzuschließen hatte.

Goethe sah, daß dieser Anspruch durch die Naturwissenschaft seiner Zeit mehr und mehr beiseite geschoben wurde, dies vor allem wegen deren zunehmender Mathematisierung, zu der er selbst ein

bergischen Stiftung, d.h. mit dem, was bald danach als Physikalischer Verein zu einem Gründungspfeiler unserer Universität geworden ist.

Große Künstler sind nicht nur Kinder ihrer Zeit, sie berühren in ihren Werken auch zeitübergreifende Wahrheiten. Damit ergeht es aller Kunst ähnlich den heiligen Schriften: Sie bedürfen der Interpretation – oder sie verlieren ihre Bedeutung. Bei Goethe habe ich das Empfinden, daß

Goethe sah, daß dieser Anspruch durch die Naturwissenschaft seiner Zeit mehr und mehr beiseite geschoben wurde, dies vor allem wegen deren zunehmender Mathematisierung, zu der er selbst ein



Optisches Kartenspiel.

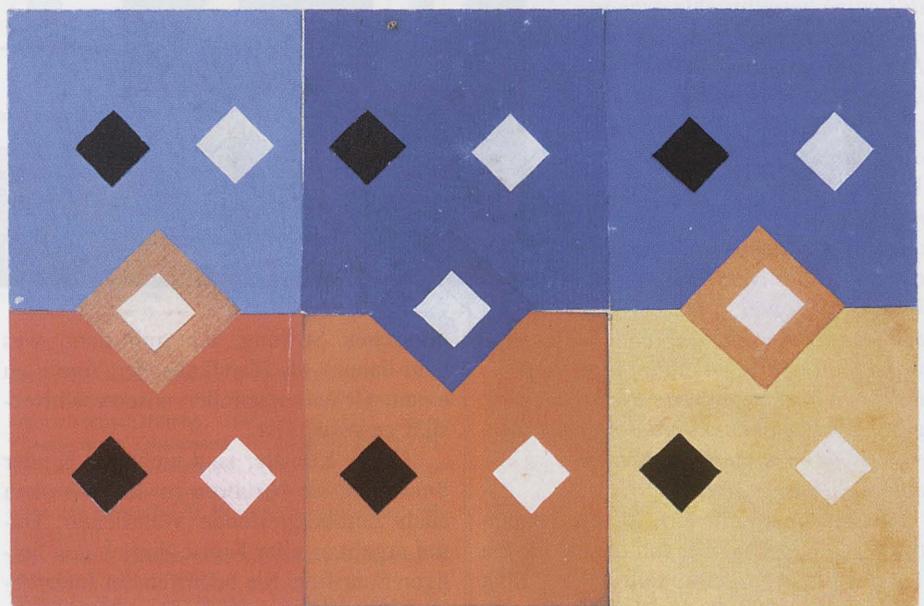
sehr ambivalentes Verhältnis hatte – wohl auch, weil sie nicht zum Felde seiner Begabungen zählte. In seinen naturwissenschaftlichen Schriften schreibt er dazu: *Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Bestrebungen einen falschen Sinn untergeschoben hat. Ich hörte mich anklagen, als sei ich ein Widersacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch niemand höher schätzen kann als ich, da sie gerade das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt worden.*

„Man thut immer besser, daß man sich grad ausspricht, wie man denkt, ohne viel beweisen zu wollen: denn alle Beweise die wir vorbringen, sind doch nur Variationen unserer Meinungen, und die Widrigesinnten hören weder auf das eine noch auf das andere.“

An anderer Stelle in diesen Schriften aber fordert er: *Die Große Aufgabe wäre, die mathematisch-philosophischen Theorien aus den Theilen der Physik zu verbannen – und genau darin ist die Naturwissenschaft ihm nicht gefolgt. Das Zitat geht aber dann weiter: in welchen sie Erkenntniß anstatt sie zu fördern nur verhindern, und in welchen die mathematische Behandlung durch Einseitigkeit der Entwicklung der neuern wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung ge-*

funden hat. Heute darf man sich fragen, ob hierin lediglich die Verärgerung über die verbreitete Ablehnung seiner Farbenlehre zum Ausdruck kommt, oder ob Goethe hier auch etwas verspürt von Defiziten, die den mathematischen Naturwissenschaften bis heute zugeschrieben werden und denen sie sich stellen sollten.

Goethes naturwissenschaftliches Weltbild erinnert in vielem an die antike Wissenschaft der Erscheinungen. Er beschreibt in seiner Farbenlehre die Phänomene in ihrer Fülle so, wie sie einem unvoreingenommenen Betrachter tatsächlich erscheinen.



Bunte und unbunte Flächen für prismatische Versuche.

Dies wird z.B. auf der Goethe-Jubiläumsveranstaltung unserer Universität im Mai [vgl. Informationskasten „Wissenschaftliches Festival Durchgeistete Natur“, S. 56] an den Experimentierfeldern zum Thema

„Wer sich mit Wissenschaften abgibt, leidet erst durch Retardationen und dann durch Präoccupationen. Die erste Zeit wollen die Menschen dem keinen Werth zugestehen, was wir ihnen überliefern, und dann geben den sie sich, als wenn ihnen alles schon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten.“

„Goethe und die Physik“ deutlich werden. Newton hingegen vertritt eine Wissenschaft der Objekte, eine Wissenschaft, die die Welt in Teile zerlegt und die meint, in dieser Zerlegung und durch diese das Ganze bereits erfaßt zu haben. Ich halte es aber für falsch, Goethe nur als rückgewendet ansehen zu wollen, denn er hatte eine Ahnung davon, was bei Newton in dessen Wissenschaft verloren ging. Goethe spürte und wußte es wohl auch, daß die Welt mehr ist als die Summe der Objekte in ihr, daß die Natur keine „Sinn-lose“ Anhäufung einzelner Objekte ist.

„Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen; denn sie ruht ja auf der Überzeugung, daß das Falsche wahr sei. Aber das Gegenteil kann, darf und muß man wiederholt aussprechen.“

In den biologischen Wissenschaften, mit denen sich Goethe ebenfalls in umfangreichen Studien befaßt hat, war die Wahrnehmung eines Ganzen nie in der Weise verloren gegangen wie in der Physik. Aber auch in dieser hat man lernen müssen, daß ihr Ideal einer Naturerkenntnis im Sinne der klassischen Physik nicht zu halten ist. So schreibt Richard Feynman, Nobelpreisträger für Physik von 1965, in *The Feynman Lectures on Physics*: *Man muß erkennen, daß dies eine Einschränkung unseres früheren Ideals, die Natur zu verstehen, ist. Es mag ein Schritt zurück sein, doch hat niemand eine Möglichkeit gesehen, ihn zu vermeiden.* Er spricht hier über die Quantentheorie, den Teil der Physik, der das nicht-holistische newtonische Bild der Natur als unzureichend erwiesen hat. Es ist gewiß kein Zu-

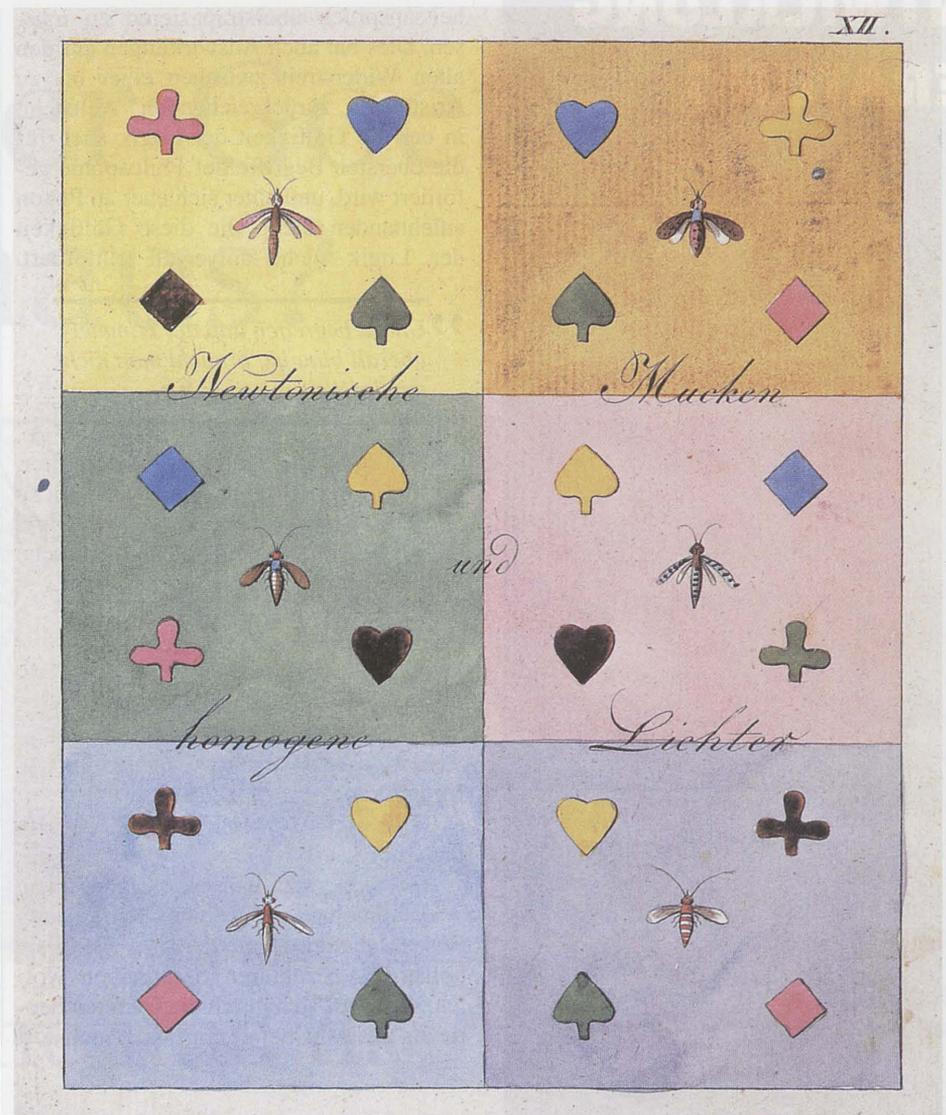
„Wie wollte einer als Meister in seinem Fach erscheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!“

fall, daß Werner Heisenberg die Zeit auf Helgoland, in der er die mathematische Struktur der Quantenmechanik entdeckt hat, so erlebt hat: Ein Drittel der Zeit kletterte er in den Klippen, in einem Drittel entwickelte er die Quantenmechanik und in einem Drittel las er in Goethes *West-östlichem Divan!*

Ich meine, daß die Goethesche Welt-sicht etwas von dem verdeutlicht, was mit der Quantentheorie auch wieder Eingang in die Physik gefunden hat, daß nämlich die Zerlegung der Welt in getrennte Objekte – so wie in der klassischen Physik – nur die eine Seite unserer Erkenntnis erfaßt und daß der holistische Aspekt der Welt bei hinreichend genauen Experimenten auch in der Physik nicht mehr vernachlässigt werden kann.

Selbst Goethes Sicht auf die Mathematik, bei der sein unzureichender Kennt-

„In New-York sind neunzig verschiedene christliche Confessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. In der Naturforschung, ja in jeder Forschung, müssen wir es so weit bringen; denn was will das heißen, daß jedermann von Liberalität spricht und den andern hindern will nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen!“



Farbtafel XII vollständig, musterhaft koloriert.

nisstand mit einem frühen Entwicklungsstand dieser Wissenschaft zusammentraf, muß heute nicht mehr nur ablehnend interpretiert werden. Die Mathematik, die Goethe ablehnte, die nach seiner Meinung *falsche Vorstellung, daß man ein Phänomen durch Calcül oder durch Worte abthun und beseitigen könne*, hatte zur Jahrhundertwende ihr ausformuliertes Ideal im Hilbertschen Programm (David Hilbert, 1862-1943) gefunden, mit dem er die sichere Struktur, die Widerspruchsfreiheit und Unerschütterlichkeit der Mathematik bewiesen haben wollte. Seit Kurt Gödel (1906-1978) kann man – ziemlich genau 100 Jahre nach Goethes Tod – wissen, daß auch dieses Ideal nicht durchgehalten werden kann. Für einen hinreichend reichhaltigen Teil der Mathematik läßt sich die Widerspruchsfreiheit nicht mehr beweisen. Daß man die gesamte Mathematik gleichsam „in den Griff“ bekommen kann, ist somit nicht mehr zu erhoffen. Teilbereiche allerdings

lassen sich stets als der Logik genügend verstehen. Dies ist sehr viel, aber ein „Archimedischer Punkt“ steht uns nicht zu Gebote.

Ich würde mißverstanden, wenn daraus eine Verzichtsforderung auf die Kraft der mathematischen Analyse abgeleitet

„Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen.“

werden würde. Das Gegenteil ist der Fall – und wir erleben einen immer weiter wachsenden Erfolg bei der mathematischen Modellierung all dessen, was wir in den Naturwissenschaften untersuchen. Die modernen Computer erweitern dies in einer früher unvorstellbaren Weise.

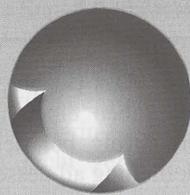
Andererseits befreit uns die Erkenntnis Gödels von dem verzweifelten Bemühen, die Logik lückenlos und mit Absolut-

FORSCHUNG ENTWICKLUNG BERATUNG

vermittelt die Abteilung Wissenstransfer der Universität Frankfurt zur Förderung der Innovationskraft und Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen, Verbänden und Kommunen durch

- Information über transferrelevante Forschungskapazitäten an der Universität
- Vermittlung qualifizierter Wissenschaftler zur Lösung technischer, wirtschaftlicher oder organisatorischer Probleme der Praxis
- Beratung bei gemeinsamen Forschungsvorhaben
- Unterstützung des Personaltransfers
- Organisation gemeinsamer Messebeteiligungen
- Informationsveranstaltungen mit Wissenschaftlern der Universität zu Fragestellungen der Praxis

Johann Wolfgang Goethe-Universität
Abteilung Wissenstransfer
Senckenberganlage 31
Postfach 11 1932
60054 Frankfurt am Main
Telefon (0 69) 7 98-2 82 95
Fax (0 69) 7 98-2 26 73



heitsanspruch überstrapazieren zu müssen. Dies hat auch Auswirkungen auf den alten Widerstreit zwischen einer bis zu Aristoteles zurückreichenden Weltsicht, in der die Gültigkeit der Logik auch für die obersten Begriffe der Philosophie gefordert wird, und einer sich eher an Platon anlehnenen Sicht, die diese Gültigkeit der Logik nicht universell einfordert.

„Um zu begreifen daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.“

Goethe steht hier auf dem zweiten Ufer, bereits in einem seiner frühesten Stücke *Satyros oder der vergötterte Waldteufel* (1770) finden wir eine solche a-logische Beschreibung der Welt:

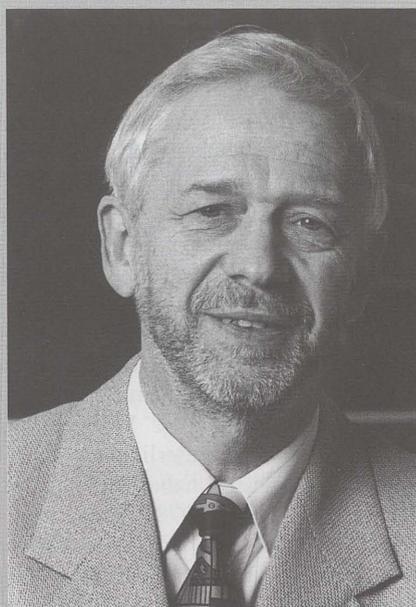
*Wie sich Haß und Lieb' gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Ebengesang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
Und auf und ab sich rollend ging
Das all und ein' und ewig' Ding,
Immer verändert, immer beständig.*

Goethe erfaßt hier eine Einheit von Widersprüchen, die auch in den exakten Wissenschaften zu finden sind, wenn sie holistische Strukturen beschreiben wollen, so wie es sich durch die Quantentheorie als unabweisbar gezeigt hat. Auch dort

„Lehrbücher sollen anlockend sein; das werden sie nur wenn sie die heiterste zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft darbieten.“

ist ohne komplementäre Begriffe kein Verstehen erreichbar. Diese Komplementarität bringt zum Ausdruck, daß wir bei der Beschreibung von quantentheoretischen Sachverhalten genötigt sein können, über ein und denselben Gegenstand der Theorie in Begriffen sprechen zu müssen, deren gleichzeitige Gültigkeit logisch ausgeschlossen ist. So ist es auch nicht überraschend, daß auch die Gültigkeit des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten in der Quantenphysik nicht mehr uneingeschränkt gegeben ist.

Die Einsicht in solche Zusammenhänge sollte es den Naturwissenschaften erleichtern, sich von Goethe anregen zu lassen und der von ihm beklagten Einseitigkeit in der wissenschaftlichen Bildung entgegenzutreten. Die Idealisierung der Logik gibt uns ein mächtiges Mittel der Naturerkenntnis an die Hand – aber wir müssen auch bereit sein, uns auf ihre Begrenzungen einzulassen.



Professor Dr. Thomas Görnitz (55) studierte Physik in Leipzig und wurde dort mit einer Arbeit aus der mathematischen Physik promoviert. Neben seiner Tätigkeit am Institut für theoretische Physik be-

treute er Fernstudenten der Pädagogischen Hochschule Potsdam. Nach der Stellung eines Ausreiseantrages und einer längeren Arbeit als Totengräber konnte er 1979 mit seiner Familie in die Bundesrepublik übersiedeln. Seit dieser Zeit arbeitete er mit Professor Dr. Carl Friedrich von Weizsäcker an Grundlagenproblemen der Physik und der Naturphilosophie. Ab 1992 war er an der TU in Braunschweig und lehrt seit 1994 am Institut für Didaktik der Physik der Goethe-Universität. Seine speziellen Forschungsinteressen sind didaktische und philosophische Fragen der Quantentheorie und Kosmologie sowie der Verbindung von Natur- und Geisteswissenschaften. Zur Zeit beendet er ein Buch, das die Grundprinzipien der Quantentheorie allgemeinverständlich darlegt. Als Vorsitzender des Vereines „Wissen und Verantwortung“ bemüht er sich um den Dialog zwischen den Wissenschaften und zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Auf der Festveranstaltung „Durchgeistete Natur“ unserer Universität wird er zum Thema „Goethe – Künstler, Naturforscher und philosophischer Denker – auch heute ein inspirierender Partner“ sprechen.

Über Goethe hinaus?

Goethe: „Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte.“ – Augenvignette: Holzschnitt nach einer Handzeichnung Goethes, für den Umschlag des „Optischen Kartenspiels“ zur Farbenlehre bestimmt. Günther Bergmann schreibt in seinem soeben erschienenen Buch „Goethe – Der Zeichner und Maler“ dazu: „Goethe hatte sein rechtes Auge



aus dem Spiegel abgezeichnet: die einzige „Selbstdarstellung“, die von ihm sicher bezeugt ist, und eines der ersten deutschen Augen-Selbstporträts überhaupt. Daß Goethe tatsächlich auffallend große Augen hatte, haben nicht nur zahlreiche spätere Untersuchungen und Messungen ergeben – es wird auch in den Berichten der Zeitgenossen immer wieder hervorgehoben.“

Goethe und die moderne Naturwissenschaft

von Martin Trömel

Kein Zweifel: die heutige Naturwissenschaft ist über Goethe hinaus, ist über ihn hinweggegangen. Dem Dichter, der eine naturwissenschaftliche Entdeckung gemacht hat und die Farbenlehre als sein bedeutendstes Werk ansah, bekundet sie Respekt, doch sieht sie in ihm nicht den wegweisenden Denker. War das Verhältnis Goethes zur Naturwissenschaft nur eine unerwiderte Liebe, schmerzlich für den, dem sie widerfährt? Die lange ernsthafte Beschäftigung mit der Wissenschaft, die sorgfältigen Beobachtungen, das Sammeln und gründliche Durchdenken – alles nur vergebliche Liebesmühe eines Dilettanten im besten Sinne des Wortes?

Goethe stand zeitlebens außerhalb einer Naturwissenschaft, die sich als exakte Wissenschaft zu verstehen begann. Schon zweihundert Jahre zuvor hatte sie den Schritt weg von der Naturbetrachtung hin zu Messung und Experiment getan. Goethe hat diesen Schritt nie vollzogen, teils weil ihm die Sprache der Mathematik fremd war, teils weil er der Vermittlung von Instrumenten mißtraute:

... weshalb ich mich denn auch nie mit Astronomie beschäftigt habe, weil hiebei die Sinne nicht mehr ausreichen, sondern weil man hier schon zu Instrumenten, Berechnungen und Mechanik seine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sache waren.

Aber auch das Experiment ist ihm verächtlich: Wer antwortet uns, wenn wir im Experiment die Natur befragen? Die Natur, die wir meinen? Eine manipulierte Natur? Wir selbst? *Bei Betrachtung der Natur im großen wie im kleinen hab ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht?* Faust sieht die Natur vergeblich mißhandelt:

Geheimnisvoll am lichten Tag läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben, und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.



Arbeitsplatz des Naturforschers und Dichters: Goethes Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer in Weimar.

So auch Goethe: *Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort ist: Ja! Ja! Nein! Nein! Alles übrige ist vom Übel.*

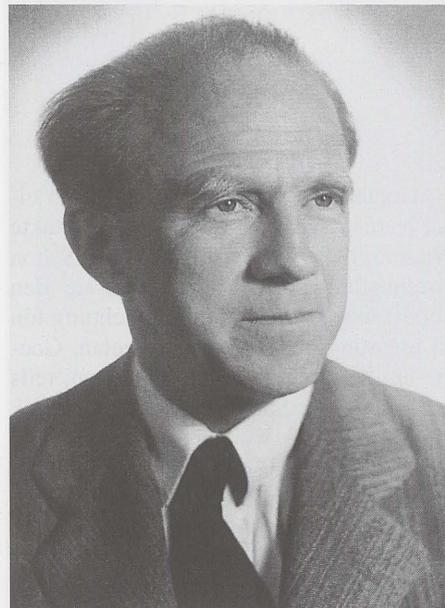
Die Naturwissenschaftler hat das nicht angefochten. Sie glaubten nach wie vor, die Natur als objektive Realität zu erfassen, gleichgültig, wer da experimentiert, gleichgültig, wer die Messung ausführt, wenn nur das Meßverfahren objektiv ist. Freilich entsteht dabei, wie der scharfblickende Physiker Herbert Pietschmann bemerkt hat [1], eine Welt ohne Menschen. Auch der Betrachter kommt in dieser Welt nicht mehr vor.

Mit dieser Betrachtungsweise stieß die Naturwissenschaft jedoch schließlich auf unüberschreitbare Grenzen unseres Vorstellungs- und Begriffsvermögens. Werner Heisenberg, der das erkannte, beschreibt es so [2]:

Die Vorstellung von der objektiven Realität ... hat sich ... in einer merkwürdigen Weise verflüchtigt, nicht in den Nebel einer neuen, unklaren oder noch unverstandenen Wirklichkeitsvorstellung, sondern in die durchsichtige Klarheit einer Mathematik, die nicht mehr das Verhalten des Elementarteilchens, sondern unsere Kenntnis dieses Verhaltens darstellt. Der Atomphysiker hat sich damit abfinden müssen, daß seine Wissenschaft ... nicht einfach von der Natur 'an sich' sprechen kann.

Der Betrachter, der sich zum Beobachter gewandelt hat, bleibt unverzichtbar. Die Beschaffenheit der Natur hängt von seiner Frage ab und davon, wie er sie ge-

„Mit den Ansichten, wenn sie aus der Welt verschwinden, gehen oft die Gegenstände selbst verloren. ... Da die Gegenstände durch die Ansichten der Menschen erst aus dem Nichts hervorgehoben werden, so kehren sie, wenn sich die Ansichten verlieren, auch wieder ins Nichts zurück.“

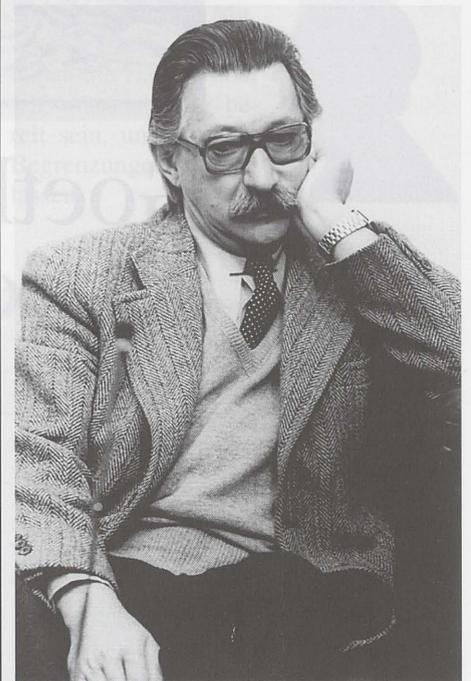


Heisenberg: „Nicht die Natur, sondern unsere Kenntnis der Natur ist Gegenstand der Wissenschaft.“

„Wenn jemand mich widerlegt, so bedenkt er nicht, daß er nur eine Ansicht der meinigen entgegen aufstellt; dadurch ist ja noch nichts ausgemacht. Ein Dritter hat eben das Recht, und so ins Unendliche fort.“

stellt hat. Nähme man eine objektive Wirklichkeit als gegeben an, so wäre der paradoxe Schluß nicht zu vermeiden, daß erst ein Meßvorgang diese Wirklichkeit erschafft, sie aus einer Vielzahl gleichzeitiger Wirklichkeiten heraushebt [3]. Wir können nicht aus der Betrachterrolle austreten und „Natur“ unabhängig von uns selbst beschreiben. Hat Naturwissenschaft vielleicht ein ganz anderes Ziel, nämlich: die Natur zu verstehen? Und was heißt dann „verstehen“?

Als Joseph Weizenbaum, Computerwissenschaftler und Wissenschaftskritiker unserer Zeit, versuchte, Computer zum Verständnis menschlicher Sprache zu bringen, formuliert er die Antwort auf



Weizenbaum: „Verstehen heißt, eine Geschichte erfinden.“

diese Frage: *Wir verstehen ihn [einen Satz] nur, wenn wir in der Lage waren, eine Geschichte zu erfinden, innerhalb deren er einen Sinn ergibt, d.h., wenn wir auf einen kontextuellen Rahmen verweisen können, innerhalb dessen der Satz eine Bedeutung hat.*[4] Was für Sätze gilt, gilt auch für Sachverhalte. Auch sie verstehen wir nur, wenn wir die Geschichte erfinden können, in deren Zusammenhang sie sich sinnvoll einfügen. Verstehen ist Erfinden,



Goethe: „Die Erscheinung ist vom Beobachter nicht losgelöst, vielmehr in die Individualität desselben verschlungen und verwickelt.“ [Porträt von Carl August Schwerdgeburch (1785-1878)]

ist ein kreativer Akt, den jeder nur auf die Art leisten kann, die ihm gemäß ist. Mit Goethes Worten: *Ein jeder Mensch sieht die ... Welt nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere, ihm angemessene Welt zu erschaffen bemüht ist.* Ohne den Betrachter gibt es kein Naturverständnis.

In dieser Auffassung von Verstehen liegt ein Moment von Subjektivität, das der künstlerischen Subjektivität eng verwandt ist. Goethe war das Abstrahieren vom Subjekt fremd. In der Auseinandersetzung mit Goethes Farbenlehre schrieb Heisenberg [5]: *Auch sind in der Goethe-*

schen Lehre bewußt Elemente verbunden, auf deren Trennung der Physiker stets aufs sorgfältigste bedacht sein muß: das Subjektive vom Objektiven zu sondern, erscheint dem Physiker die erste Voraussetzung jeder Forschung. Goethe verweigerte diese Trennung. Seine Naturauffassung war archaischer, das heißt urtümlicher, aber auch ursprünglicher und weniger einseitig als die Naturwissenschaft seiner Zeit. Vor ihrem Hintergrund mochte er wie ein Relikt aus der Vergangenheit erscheinen. Aber schon 1838 erkannte ein aufmerksamer Beobachter [7]: *Besonders war es die Farbenlehre, ... welche ... in Erinnerung brachte, daß solche Auffassung [Newtons] immer noch eine einseitige sei.*

Den Physikern seiner Zeit verstellte Goethes Polemik gegen Newton den Blick für diese Einsicht. Goethe irrte, als er glaubte, Newton – mit dessen Beweisführung er sich nie wirklich auseinandergesetzt hat – durch bloßes Hinschauen widerlegt zu haben. So schadete die Polemik nur seinem Ansehen bei den exakten Wissenschaftlern, und seine wertvollen Beiträge zur Farbenlehre wurden darüber allzu oft kaum noch wahrgenommen. Erst als die Wissenschaft an die Grenzen objektiver Naturbeschreibung stieß, zeigte sich, daß Goethe mit gutem Recht an seinem besonderen, ihm angemessenen Verständnis von Natur festgehalten hatte.



Professor Dr. Martin Trömel (64) ist seit 1971 als Professor für Anorganische Chemie in Frankfurt tätig. Er befaßt sich seit den achtziger Jahren neben seinem engeren Fachgebiet, der Festkörperchemie, in zunehmendem Maß mit interdisziplinären Problemen [vgl. FORSCHUNG FRANKFURT 1/1992 „Wie technische Systeme wachsen“] sowie wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen: Er veranstaltete ein Seminar „Chemie und Gesellschaft in der Geschichte“ [vgl. FORSCHUNG FRANKFURT 4/1998 „Geboren in Frankfurt – Berühmte Chemiker aus der Main-Metropole“]. Als Teilnehmer des Vorbereitungskreises der Goethe-Universität zum Goethejahr 1999 und Referent der Veranstaltung „Durchgeistete Natur“ im Mai behandelt er das Verhältnis der heutigen Naturwissenschaft zur Naturauffassung Goethes.

Literatur

- [1] H. Pietschmann: Das Ende des naturwissenschaftlichen Zeitalters. Frankfurt, Berlin, Wien 1983, S. 228.
- [2] W. Heisenberg: Schritte über Grenzen. München 1973, S. 115.
- [3] J.D. Barrow: Die Natur der Natur. Reinbek 1996, insbes. Kap. 3: Ungesehene Welten.
- [4] J. Weizenbaum: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Frankfurt/M. 1977, S. 245.
- [5] W. Heisenberg: Die Goethesche und die Newtonsche Farbenlehre im Lichte der modernen Physik, 1941, zit. nach [6], S. 273.
- [6] G. Schwedt: Goethe als Chemiker, Berlin 1998.
- [7] Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk, Brockhaus, Leipzig 1838, Stichwort „Göthe“, zit. nach [6], S. 263.

„Gewiß würde man, nach meiner Überzeugung, über Gegenstände des Wissens, ihre Ableitung und Erklärung viel weniger streiten, wenn jeder vor allen Dingen sich selbst kenne und wüßte, zu welcher Partei er gehöre, was für eine Denkweise seiner Natur am angemessensten sei. Wir würden alsdann die Maximen, die uns beherrschen, ganz unumwunden aussprechen und unsere Erfahrungen und Urteile diesem gemäß ruhig mitteilen, ohne uns in irgendeinen Streit einzulassen.“

Wir kämpfen für

WELTPARK ANTARKTIS

GREENPEACE Für Informationen über Greenpeace bitte 3,60 DM in Briefmarken beilegen! Vorsetzen 53, 20459 Hamburg

Goethe als Patient

Krankheit und Lebensgeschichte

von Helmut Siefert



„W. v. Goethe, n[ach] d[er] Natur gez[eichnet] 1832“. Bleistiftzeichnung von Friedrich Preller d. Ä. (1804-1878) nach einer Skizze, die er unmittelbar nach Goethes Tod anfertigte. Preller war seit 1832 Leiter der Zeichenakademie Weimar.

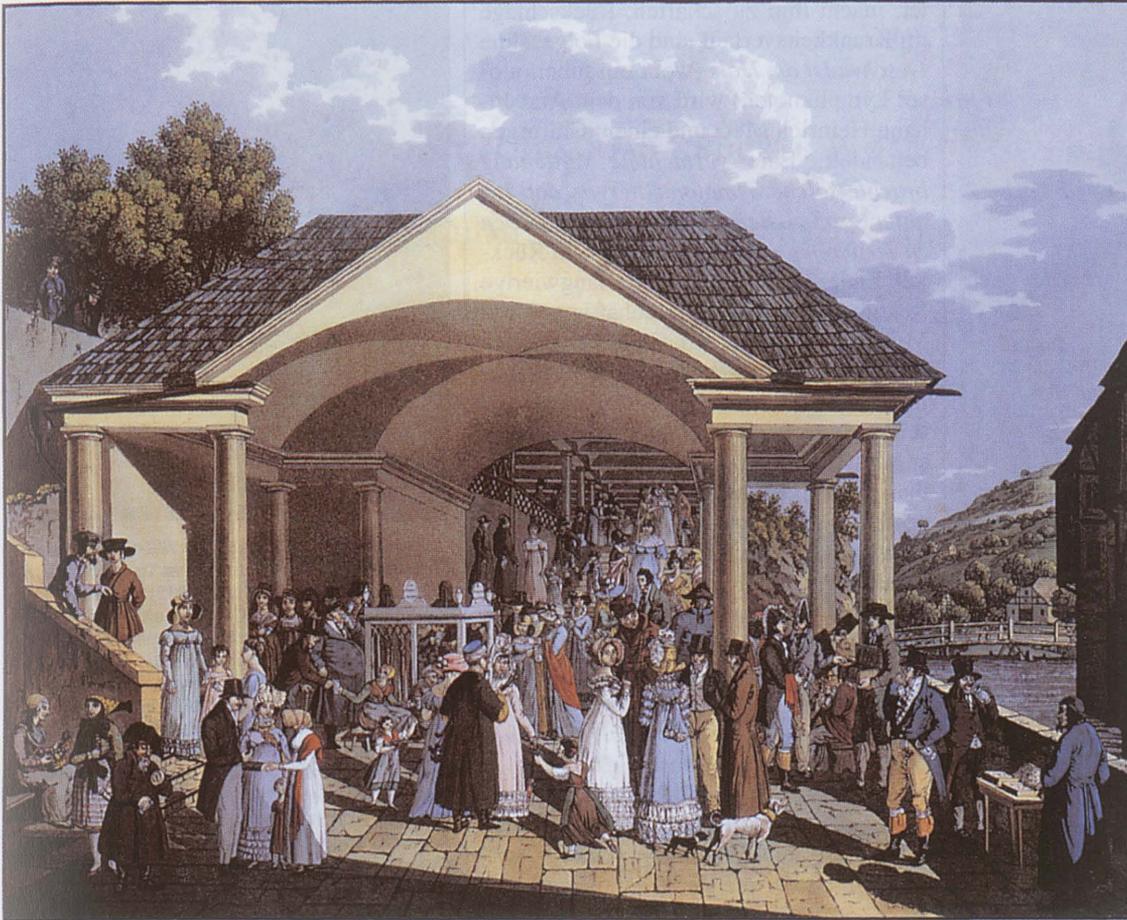
Goethe als Patient, als kranker Mensch? Ist diese Frage „erlaubt“, oder ist es nicht geradezu frevelhaft, sich darauf einzulassen? Ähnlich lautende Themen wie *Goethe und die Medizin seiner Zeit* und *Medizin und Ärzte in Goethes Dichtung* sind längst nicht so brisant. Was berechtigt uns dazu, uns mit dem Thema *Goethe als Patient* zu beschäftigen? *Nicht darf uns die gewisse 'Neugier nach menschlichen Einzelheiten' aus dem Leben des großen Mannes hierzu treiben*, schreibt der Internist Wolfgang H. Veil 1939 in seinem Buch *Goethe als Patient*. Ein anderer Arzt, ebenfalls Internist, Frank Nager, begründet 1990 die Notwendigkeit, Goethes Krankheiten nicht außer acht zu lassen, wie folgt:

Goethes Biographie ist im Grunde genommen eine aufwühlende Pathographie. Schritt auf Tritt entdecken wir hinter der olympischen Fassade den schlechthinnigen 'homo patiens'. Ein legendäres, über Jahrhunderte gründlich verfälschtes Heroenbild ausgeglichener körperlicher Gesundheit und seelischer Harmonie verbirgt einen Leidgeübten, dessen meisterhaft gelungenes Leben durch eine schicksalhafte Verflochtenheit mit Krankheit und durch eine vorbildliche Meisterung, ja schöpferische Nutzung körperlicher und seelischer Leiden geprägt ist.

Wenn wir also bei Goethe einem verfälschten Heroenbild entgehen wollen und hinter der olympischen Fassade den leidenden Menschen, den *homo patiens*, und die *schöpferische Nutzung körperlicher und seelischer Leiden* entdecken wollen, dann dürfen wir Krankheiten und Kranksein bei einer Würdigung seines Lebens und Werkes nicht ausklammern, sondern müssen all dies mit einbeziehen.

Goethes Leben war durch vielfältige, teils akute – davon mindestens sechs lebensbedrohliche – Erkrankungen geprägt, teils aber auch durch langwierige chronische und oft wiederkehrende Krankheiten; die wichtigsten seien hier aufgezählt:

- ▶ eine lebensbedrohliche Risikogeburt
- ▶ Masern, Windpocken und Pocken (*Quälgeister der Jugend*)
- ▶ häufige Halsentzündungen und *katarthalsische Fieber*
- ▶ zweimal ein lebensbedrohlicher *Blutsturz*
- ▶ hoher Blutdruck und Arteriosklerose
- ▶ koronare Herzkrankheit, Angina-pectoris-Anfälle, zwei Herzinfarkte (der zweite führte zum Tode)
- ▶ Hirndurchblutungsstörungen mit Schwindelanfällen und Gedächtnisstörungen
- ▶ Nierenkoliken



Der Neubrunn in Karlsbad. Ölgemälde (um 1815/1820) von Ludwig Graf Buguoy: Das Bild zeigt die für einen modischen Badeort typische Verflechtung von balneologischer Therapie und gesellschaftlichem Ereignis. Goethe unternahm von 1785 bis 1823 insgesamt 29 Badereisen, davon allein 13 nach Karlsbad (der längste Aufenthalt dauerte über drei Monate, der kürzeste zehn Tage). Er fühlte sich in Karlsbad als „Brunnengast, Geolog und Spaziergänger“. „Das Wasser [in Karlsbad] bekommt mir sehr wohl“, schreibt er am 25.7.1795 an seine Lebensgefährtin Christiane Vulpius, „ich hoffe, alles hinwegzuspülen, was mich künftigen Winter quälen könnte.“

- ▶ Verdauungsstörungen, vor allem hartnäckige Obstipation
- ▶ vereiterte Zähne, Knochenentzündung
- ▶ rheumatische Beschwerden und Gichtanfälle
- ▶ Hypochondrie und depressive Verstimmungen
- ▶ phasenweise Alkoholkrankheit

Es wäre müßig, hierzu diagnostische und differentialdiagnostische Überlegungen anzustellen oder zu versuchen, all dies auf einen Nenner zu bringen. Diagnose-Schemata und medizinische Terminologien sind ständig im Fluß und verändern sich. Goethe ist nicht unser Patient heute, aber zum Menschen Goethe, mit dem wir uns heute beschäftigen, gehört auch der Patient Goethe, der er damals war. Er sagt es selbst, bereits 1768 als Neunzehnjähriger: *Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können.* Es geht also um die lebensgeschichtliche Einordnung von Krankheit, nicht um eine diagnostische Etikettierung. An einem Beispiel soll dies exemplarisch deutlich werden.

Goethe über Goethe: „Kränking, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien“

Was war das für eine Krankheit, an der Goethe Ende Juli 1768, als er in

Leipzig studierte, litt? *Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf ..., und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod ...*, schreibt Goethe später in seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit*. Ob das eine Blutung aus einer tuberkulösen Lungenkaverne war oder aus einem Magen- oder Zwölffingerdarmgeschwür, mag hier dahingestellt sein. Wichtiger ist der biographische Kontext.

„Die meisten meiner Tischgenossen [in Straßburg] waren Mediziner. Diese sind, wie bekannt, die einzigen Studierenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier, auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die kompliziertesten. Die Medizin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt.“

Dazu sagt Goethe:

Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte ... Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung, das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigne triste Stimmung gab, ... paralyisierte meine Eingeweide ..., so daß ich deshalb große Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur ... schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen ... Ich verhetzte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besondern Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Was sind die Ursachen für diese Verschwörung und Revolution des von Natur her glücklichen Organismus? Da gibt es äußere Faktoren, eine unglückliche Diät und den übermäßigen Genuß von Bier und Kaffee, aber auch innere Faktoren, einen – wie Goethe meint – ererbten hypochondrischen Zug, große Beängstigungen,



Johann Friedrich Metz (1721-1782), Arzt in Frankfurt am Main. Radierung von Johann Friedrich Beer (1741-1804) aus dem Jahr 1773. Metz behandelte Goethe während des krankheitsbedingten Aufenthaltes in Frankfurt (Herbst 1768 bis Frühjahr 1770) nach dessen Leipziger und vor der Straßburger Studienzeit. Für Goethe ist Metz „ein unerklärlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann“. Metz gehörte zu den pietistischen Kreisen um Susanna Katharina von Klettenberg, einer Verwandten und engen Freundin von Goethes Mutter. Auf Anregung von Metz und Klettenberg beschäftigte sich Goethe während dieser Zeit mit mystischen, alchemistischen und okkultistischen Fragen und führte in einem neu eingerichteten kleinen Labor alchemistische Experimente durch. Hier begann – was dann im „Faust“ zum Höhepunkt kam – die Chemie seine „heimliche Geliebte“ zu werden.

eine *triste Stimmung* und *melancholisches Unbehagen*. Da ist aber auch der Verlust von zwei für ihn wesentlichen Menschen. Goethes problematische Liebesbeziehung zu Käthchen Schönkopf scheidet. Und die Nachricht von der Ermordung des von den Schülern – u. a. Goethe – der Leipziger Zeichenakademie als Vorbild eines Kunstgelehrten verehrten Johann Joachim Winckelmann schlägt *wie ein Donner Schlag bei klarem Himmel* ein. Die inneren und äußeren Spannungen, Trauer und Enttäuschungen, die ihn vorher schon zur Verbrennung all seiner Manuskripte aus Frankfurter Tagen und zu *suizidalen Experimenten* (Frank Nager) getrieben hatten, entladen sich jetzt in einem lebensbedrohlichen Blutsturz.

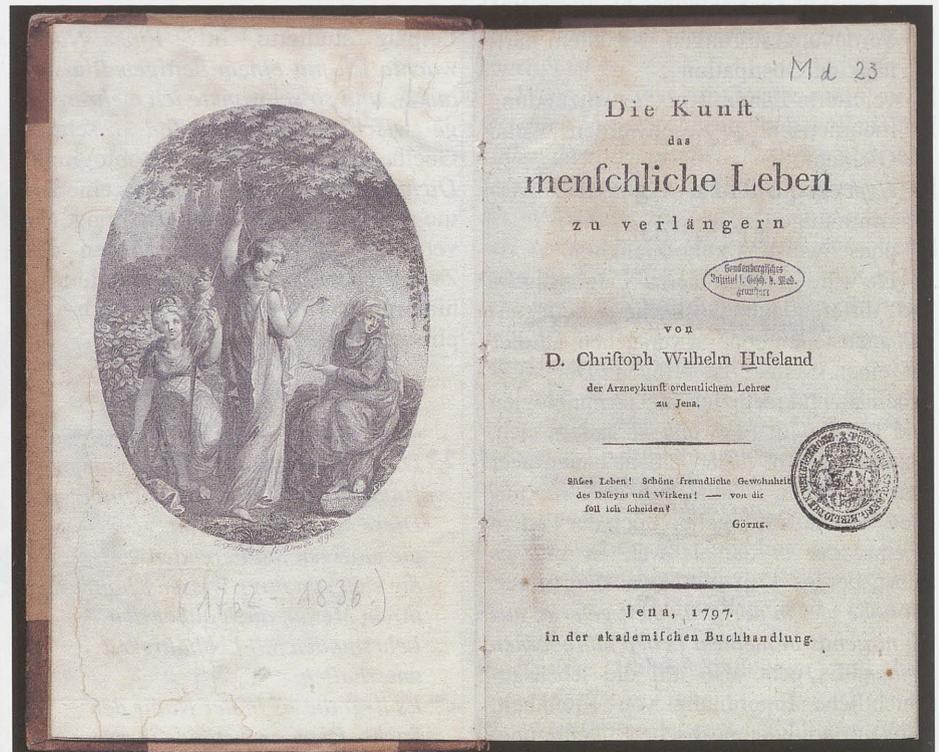
Goethe unterbricht sein Studium und kehrt für mehr als ein Jahr in sein Elternhaus nach Frankfurt zurück. Am 28. August 1768, an seinem 19. Geburtstag, verläßt er Leipzig. *Es war ein sehr nieder-schlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte*. Und er fühlt sich als ein *Kränkling ... der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien*.

Die Konfrontation mit dem Elternhaus, vor allem mit dem enttäuschten Va-

ter, macht ihm zu schaffen; Rückschläge im Krankheitsverlauf sind die Folge. Eine *Geschwulst am Hals* (wohl ein tuberkulöser Lymphknoten) wird von dem Arzt Johann Heinrich Metz und einem Chirurgen behandelt. Eine *vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte* ... Nach diesem Rückfall Ende 1768 beginnt eine langwierige Rekonvaleszenz. Die Beschäftigung mit Mystik, Alchemie und Okkultismus, angeregt durch pietistische Kreise in Frankfurt, zu denen auch sein Arzt Metz und seine Mutter gehören, gibt ihm neue Perspektiven. Angespornt durch Susanna Katharina von Klettenberg, einer Freundin seiner Mutter, der er später mit den *Bekenntnissen einer schönen Seele* im *Wilhelm Meister* ein literarisches Denkmal setzt, vertieft er sich in die Spiritualität der pietistisch orientierten Herrnhuter Brüdergemeinde. So kann er schließlich sagen: *Genesung ... ist immer angenehm und erfreulich ... , so schien ich auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu sein*. Goethe nennt dies später im *West-östlichen Divan* *'Stirb und werde'*. Die *Ver Schwörung und Revolution* seines *Organismus*, von der die Rede war, ist verklun-



Christoph Wilhelm Hufeland (1762-1836). Ölgemälde von Johann Friedrich August Tischbein, dem „Leipziger Tischbein“ (1750-1812). Hufeland, weiterhin bekannter Arzt der Goethe-Zeit, war Hofarzt und herzoglicher Leibarzt in Weimar und – unter Mitwirkung des Politikers Goethe – von 1793 bis 1801 Professor der Medizin an der Universität Jena, später in Berlin. Nach Goethes Tod schrieb Hufeland rückblickend: „... ich hatte das Glück, zehn Jahre lang (von 1783 bis 1793) als Arzt und Freund seines näheren Umgangs zu genießen. Zwar gab er dem Arzte wenig zu tun ...; aber desto lieber unterhielt er sich mit dem Arzte als Naturforscher, und so genoß ich bei ihm manche Stunden der interessantesten Mitteilung, Belehrung und geistiger Erweckung.“



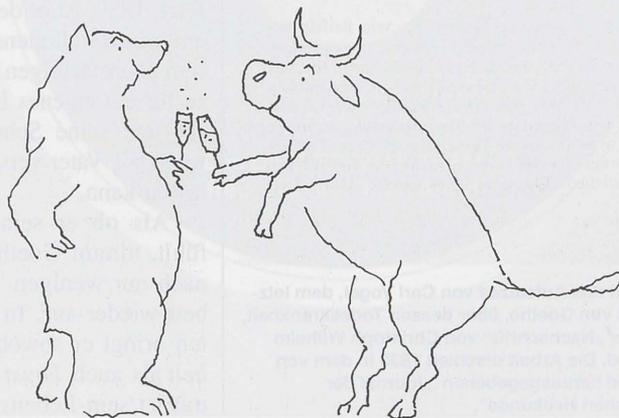
Titelblatt des Hauptwerkes von Hufeland, das erstmals 1797 erschien (seit 1805 unter dem Obertitel „Makrobiotik“). Dieses Buch wurde der größte medizinische Bucherfolg der Goethezeit, „nicht für Ärzte allein, sondern fürs ganze Publikum“, wie Hufeland in seiner „Vorrede“ sagt. Das Buch steht in der Tradition der antiken und mittelalterlichen „Diätetik“ im Sinne einer umfassenden selbstverantwortlichen Lebensgestaltung des Menschen. Das Titelbild, ein Kupferstich von Christian Friedrich Stölzel (1751-1816), zeigt die drei Schicksalsgöttinnen der antiken Mythologie (Moiren, Parzen), die den Lebensfaden des Menschen spinnen und durchschneiden. Bei dem Menschen, der nach den Regeln der Makrobiotik lebt, schneidet die Moira Atropos, die „Unabwendbare“ (auf dem Bild rechts zu sehen), diesen Faden noch nicht durch. Bei einigen späteren Auflagen ist unter dem Kupferstich zu lesen: „Die Parzen verlängern den menschlichen Lebensfaden.“ – Als Zeichen der freundschaftlichen Verbindung zu Goethe hat Hufeland seinem Buch ein Zitat aus dem „Egmont“ als Motto vorangestellt.

VOILÀ, DAS NEUESTE WORT FÜR

»GEMEINSAM ZU HÖHEREN ZIELEN, KOLOSSALE HOCHZEITSFEIER,
BÄRENSTARKE GEMEINSAMKEITEN, DAX, WIR KOMMEN!«

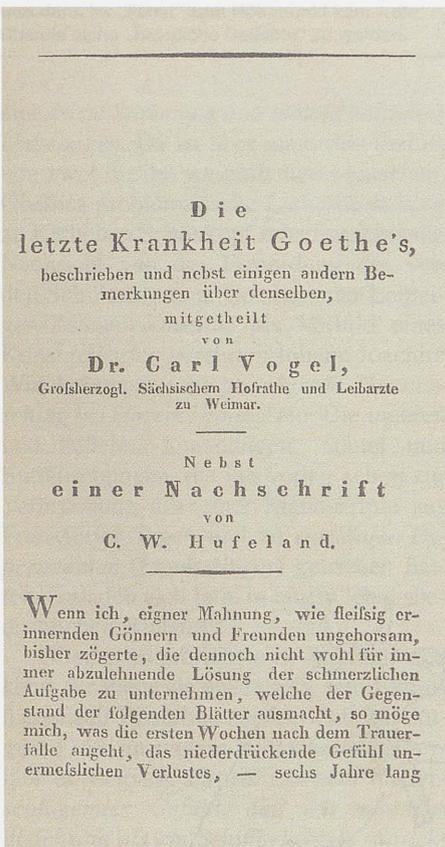
Degussa-Hüls

Die Spezialchemie bekommt einen neuen Namen: Degussa-Hüls AG. Das Unternehmen wird 46.000 Mitarbeiter beschäftigen und mit mehr als 20 Mrd. Mark Umsatz starten. Die Degussa-Hüls bündelt Know-how, Kompetenz und Innovationskräfte. Neu positioniert, international attraktiv, mit erheblichem Wachstumspotential – so treten wir als Degussa-Hüls an.





Carl Vogel (1798-1864). Kreidezeichnung (1826) von Johann Joseph Schmeller (1796-1841); Teil des von Goethe veranlaßten sogenannten „Schmeller-Albums“ mit 130 Bildern von Freunden und Bekannten. Vogel war Hof- und Leibarzt am Weimarer Hof und der letzte Arzt von Goethe: „Sechs Jahre lang“, schreibt Vogel nach Goethes Tod, „beglückte der Hochverdiente mich als Arzt und später als Amtsgehülfe im täglichen freundlichen Umgange mit ausgezeichnetem Wohlwollen und Vertrauen!“ Das Wort „Amtsgehülfe“ bezieht sich darauf, daß Goethe seinem Hausarzt, der ihn häufig, oft täglich besuchte, gelegentlich die Erledigung von amtlichen Geschäften übertrug.



Titelblatt des Aufsatzes von Carl Vogel, dem letzten Arzt von Goethe, über dessen Todeskrankheit, mit einer „Nachschrift“ von Christoph Wilhelm Hufeland. Die Arbeit erschien 1833 in dem von Hufeland herausgegebenen „Journal der practischen Heilkunde“.

gen; sie hat ihr Ziel erreicht, *das Ganze zu retten*. Goethe hat die erste große Krise seines Lebens – eine psychosomatische Krise, würden wir heute sagen – überwunden. Ende März 1770 verläßt er Frankfurt, um in Straßburg sein Jurastudium zu beenden.

Zwischen Narzißmus und Trauer

Gut sechzig Jahre später erleidet Goethe noch einmal einen lebensbedrohlichen Blutsturz. Am 26. Oktober 1830 stirbt sein einziger Sohn August in Rom, erst 40 Jahre alt, wahrscheinlich an den Folgen eines Alkohol-Exzesses. Goethe erfährt davon am 10. November, unterdrückt aber gewaltsam alle Gefühle von Trauer und flüchtet verbissen in die Arbeit am Schlußkapitel von *Dichtung und Wahrheit*, seiner Autobiographie. Dann holt ihn aber am 25. November die Wirklichkeit ein, und es erfolgt wie 1768 eine *Verschwörung und Revolution* seines Organismus. Er erleidet einen schweren Blutsturz. Der 81jährige Goethe ist in akuter Lebensgefahr, erholt sich aber erstaunlicherweise innerhalb weniger Tage.

Beide zeitlich weit auseinander liegenden Ereignisse weisen ähnliche Aspekte auf. 1768 hat er die *Trauerarbeit* (Sigmund Freud) um zwei für ihn wichtige Menschen lange Zeit verdrängt; außerdem hat er

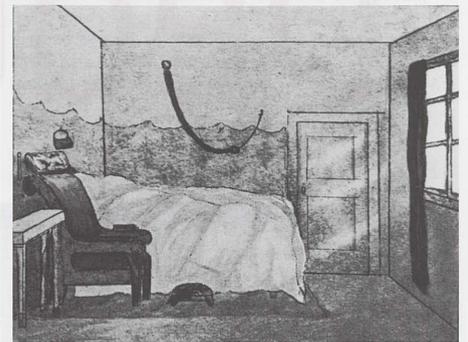
„Eben komme ich von Goethens Krankenbette, wo ich vier Stunden in großer Spannung zubrachte... 'Der Tod steht in allen Ecken um mich', sprach er ganz heiter diesen Morgen, und diesen Abend: 'Es ist ein Hindernis in mir zu leben wie zu sterben, mich soll nur wundern, wie es enden wird.'“

(Friedrich von Müller zitiert Goethe, 24. Februar 1823)

durch den dann erfolgenden akuten Zusammenbruch als Sohn seinen Vater enttäuscht. Jetzt, 1830, ist er der enttäuschte Vater, der um seinen mißratenen Sohn, der neben diesem übermächtigen Vater kaum eine Chance für ein eigenes Leben hatte, nicht trauern und seine Schuldgefühle, möglicherweise als Vater versagt zu haben, nicht zulassen kann.

Als ob er sein eigenes Ende nahen fühlt, nimmt Goethe sobald wie möglich nach nur wenigen Tagen Pause seine Arbeit wieder auf. In den folgenden Monaten bringt er sowohl *Dichtung und Wahrheit* als auch *Faust II* zum Abschluß. Damit ist sein Lebenswerk vollendet.

Bei der Betrachtung von Goethes Krankengeschichte fällt – trotz aller Vielfalt – auf, daß er nicht nur zweimal einen Blutsturz gehabt hat, sondern auch – nach heutiger Terminologie – zwei Herzinfarkte, im Februar 1823 den ersten. Noch im selben Jahr erlebt er im Sommer in Marienbad seine letzte große, aber enttäuschte Liebe zu der 19jährigen Ulrike von Levetzow. Auf der Rückfahrt nach Weimar schreibt er die *Marienbader Elegie*, in der er seine bittere Erfahrung zu verarbeiten sucht. Dieses Gedicht wird dann der Mittelteil des dreifachen Gedichtes *Trilogie der Leidenschaft* mit den drei Teilen *An Werther*, *Elegie* und *Aussöhnung*, darin gleichsam Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges miteinander verbindend. Ende 1823 ist er wieder schwer herzkrank und tief depressiv, *herzenskrank und herzkrank* nennt Frank Nager diesen Zustand Goethes. Zu seiner Genesung trägt bei,



Goethes Sterbezimmer. Aquarell von Friedrich L. A. von Germar (1832, kurz nach Goethes Tod).

Gestern Vormittags halb Zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Großherzogl. Sächsische wirkliche Geheime-Rath und Staatsminister

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, nach kurzem Krankseyn, am Stickflus in Folge eines zurückgeworfenen Katharrhaliebers.

Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 25. März 1832.

OTTILIE, von GOETHE, geb. von Poewischen, zugleich im Namen meiner drei Kinder, WILHELM, HOLF und ANNA von GOETHE.

Gestern Vormittags halb Zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Großherzogl. Sächsische wirkliche Geheime-Rath und Staatsminister

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, nach kurzem Krankseyn, am Stickflus in Folge eines nervös gewordenen Katharrhaliebers.

Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 25. März 1832.

OTTILIE, von GOETHE, geb. von Poewischen, zugleich im Namen meiner drei Kinder, WILHELM, HOLF und ANNA von GOETHE.

Zwei Fassungen von Goethes Todesanzeige. Die obere Version wurde verworfen, da das „O“ in „Wolfgang“ verrutscht ist. Vor allem aber wollte man vermeiden, daß der Inhalt als Kritik am behandelnden Arzt Carl Vogel mißverstanden werden könnte. Unter dem Begriff „Stickflus“ verstand man eine drohende Erstickung durch Schleim in den Luftwegen.

daß sein Freund Carl Friedrich Zelter ihm die *Marienbader Elegie* immer wieder vorliest.

An den Folgen eines zweiten Herzinfarktes stirbt Goethe am 22. März 1832. Sein Arzt Carl Vogel begleitet ihn in seinen letzten Tagen, in denen heftige Unruhe und stille Gelassenheit sich abwechseln. Vogel schreibt in seinem Bericht über *Die letzte Krankheit Goethe's*: *So machte ein ungemein sanfter Tod das Glückmaass eines reich begabten Daseyns voll.*

Diese Hinweise mögen genügen, um exemplarisch Goethe als Patienten darzustellen, als einen – um die Worte von Frank Nager zu wiederholen – *homo patiens ... , einen Leidgeübten, dessen mei-*

sterhaft gelungenes Leben durch eine schicksalhafte Verflochtenheit mit Krankheit und durch eine vorbildliche Meisterrung, ja schöpferische Nutzung körperlicher und seelischer Leiden geprägt ist.

Der Psychiater Ernst Kretschmer sieht klar die Möglichkeiten und die Grenzen der Pathographie innerhalb der Biographie eines Menschen, wenn er schreibt: *Wir legen wenig Wert darauf, krankhafte Vorgänge als solche zu akzentuieren, wohl aber, diese vorgeschobenen Posten menschlicher Existenz in die ganze Fülle menschlicher Erlebnismöglichkeiten einzubeziehen.*



Literatur

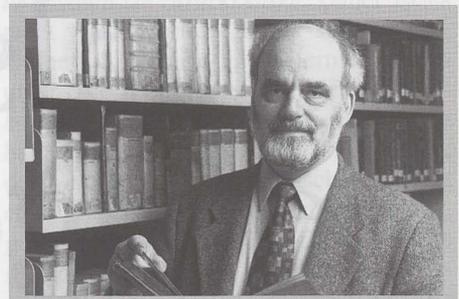
Eissler, Kurt Robert: Goethe. Eine psychoanalytische Studie. 1775-1786. (Detroit 1963.) Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Fischer und Rüdiger Scholz. In Verbindung mit Wolfram Mauser und Johannes Cremerius hrsg. von Rüdiger Scholz. Bd. 1-2. Basel, Frankfurt am Main 1983-85.

Kretschmer, Ernst: Geniale Menschen. (1. Aufl. 1929.) 5. Aufl. Berlin, Göttingen, Heidelberg 1958.
Nager, Frank: Goethe – der heilkundige Dichter. Zürich, München 1990. – Als Taschenbuch: Frankfurt am Main, Leipzig 1994 (= insel taschenbuch 1672).
Schipperges, Heinrich: Goethe – seine Kunst zu leben. Betrachtungen aus der Sicht eines Arztes. Frankfurt am Main 1996.

Veil, Wolfgang H.: Goethe als Patient. (1. Aufl. 1939, 2. Aufl. 1946.) Nachdruck mit einem Vorwort von Robert Herrlinger. Stuttgart 1963 (= Medizin in Geschichte und Kultur, Bd. 3)

Vogel, Carl: Die letzte Krankheit Goethe's, beschrieben und nebst einigen andern Bemerkungen über denselben. Nebst einer Nachschrift von C(hristoph) W(ilhelm) Hufeland. In: Journal der practischen Heilkunde, Bd. 76 (1833), S. 3-32. – Nachdruck, mit einem Vorwort von Fritz Ebner. Darmstadt 1961.

Wenzel, Manfred: Goethe und die Medizin. Selbstzeugnisse und Dokumente. Frankfurt am Main, Leipzig 1992 (= insel taschenbuch 1350).



Professor Dr. med. Helmut Siefert (60) lehrt und forscht seit 1972 als Medizinhistoriker an der Goethe-Universität, seit 1996 ist er Geschäftsführender Direktor am Senckenbergischen Institut für Geschichte der Medizin, Klinikum der Goethe-Universität. Zu den Forschungsschwerpunkten des Medizinhistorikers gehören: Geschichte der Psychiatrie und Psychotherapie, Geschichte der medizinischen Ethik, Medizin im Nationalsozialismus, Medizin in Frankfurt am Main. Siefert ist Mitherausgeber der Werke von Heinrich Hoffmann (1809-1894), dem Struwwelpeter-Autor und Frankfurter Psychiater, und Georg Groddeck (1866-1934), einem der Väter einer psychoanalytisch orientierten psychosomatischen Medizin. Während des wissenschaftlichen Festivals „Durchgeistete Natur“, das die Goethe-Universität im Jubiläumsjahr veranstaltet, spricht Siefert, der sich auch im Vorbereitungskreis dieser Veranstaltung engagierte, zum Thema „Goethe und die Medizin“.

ANZEIGE

Event-Service

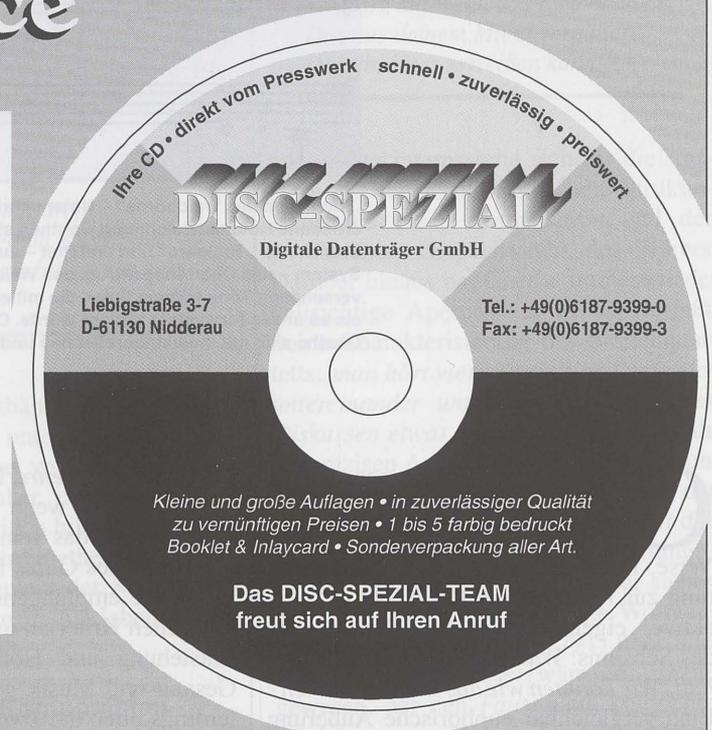
Eine Idee persönlicher!

In der dynamischen Stadt Frankfurt bietet **DORINT** Ihnen eine erste Adresse. Sie finden unser First-Class-Hotel ideal, abseits der Hektik, dennoch zentral - nur wenige Minuten bis zur Autobahn und bis zum Flughafen bzw. Hauptbahnhof. Für Übernachtungen, Tagungen und private Feiern – bei uns sind Sie an der richtigen Adresse!

Übernachtung inklusive Frühstück ab **DM 175,-**



Hahnstr. 9, 60528 Frankfurt Tel. 069/66306-0 Fax. 069/66306-600



„... als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte“

Anmerkungen zu Goethes Musikanschauung

von Ulrike Kienzle



„Naturtöne des Waldhorns“ – Notenschrift von Goethes Hand: Die einzige erhaltene Notenaufzeichnung Goethes steht im Zusammenhang mit seinen Studien zur „Tonlehre“ und entfaltet – ausgehend vom Grundton C im unteren System – das Obertonspektrum des Waldhorns. Die mit einem Minuszeichen versehenen Töne klingen tiefer, die mit einem Pluszeichen versehenen höher, als es unser Tonsystem fordern würde. Die Aufzeichnung zeigt, wie intensiv Goethe sich mit musiktheoretischen und akustischen Detailfragen befaßt hat.

Goethe war ein Augenmensch. Die Welt erschloß sich ihm vornehmlich über das Sehen. Die schönen Verse, frei nach Plotin, die in der Einleitung zur *Farbenlehre* stehen, betonen die aktive, eigenschöpferische Komponente des Sehens: *Wär nicht das Auge sonnenhaft, / Wie könnten wir das Licht erblicken?* Eine vergleichbar euphorische Äußerung über das Ohr suchen wir in seinen Schriften vergeblich: *Gegen das Auge betrachtet ist das Hören ein stummer Sinn*, heißt es vielmehr in seiner 1810 aufgezeichneten

Tabelle zur *Tonlehre*. Das klingt etwas abschätzig, auch wenn Goethe sich beeilt, sogleich auf das feine Unterscheidungsvermögen des Ohres hinzuweisen: Es beurteilt die empfangenen Signale nach ästhetischen Kriterien und fordert damit die Entstehung und Höherentwicklung von Gesang und Musik geradezu heraus. Allerdings blieb die *Tonlehre* – ursprünglich als Pendant zur *Farbenlehre* gedacht – Fragment. Auch die übrigen Äußerungen Goethes zur Musik sind zumeist bruchstückhaft und über das Gesamtwerk ver-

streut; eine größere zusammenhängende Schrift gibt es nicht.

Läßt dies auf ein mangelndes Interesse des Dichters an der Musik schließen, wie bis heute oft behauptet wird? Keineswegs. Goethe konnte Cello und Klavier spielen, Partitur lesen und Noten schreiben (eine brieflich bezeugte Komposition Goethes ist leider nicht erhalten). Er hat in Rom alte italienische Kirchenmusik – gemeinsam mit seinem Komponistenfreund Philipp Christoph Kayser (1755-1823) – nach der Partitur studiert und vom Blatt gesungen,



Lotte am Klavier (Illustration zu „Die Leiden des jungen Werthers“, um 1780): „Sie hat eine Melodie, die sie auf dem Klaviere spielt mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll! Es ist ihr Liebling, und mich stellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift. Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich. Wie mich der einfache Gesang angreift! Und wie sie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen möchte! Die Irrung und Finsternis meiner Seele zerstreut sich, und ich atme wieder freier.“

um sich intensiv auf die Darbietungen in der Sixtinischen Kapelle vorzubereiten – und dies zu einer Zeit, als das Interesse an „alter Musik“ auch unter professionellen Musikern noch keineswegs selbstverständlich war. Er hat sich in Weimar für die Pflege der a-cappella-Musik eingesetzt und eine eigene Hauskapelle – ein Vokalensemble nach dem Vorbild der Singakademie seines Berliner Freundes Carl Friedrich Zelter (1758-1832) – gegründet. Goethe hat Opern inszeniert und Partituren für das Weimarer Hoftheater eingerichtet. Er hat den jungen Felix Mendelssohn Bartholdy (1809-1847) bewundert und gefördert, und er hat sich von ihm bereitwillig über die Entwicklungsgeschichte der neuesten Musik belehren lassen.

Zu dem historischen Interesse trat die Neugier des Naturforschers. Goethe hat Studien zur Akustik getrieben und sich insbesondere mit den Chladnischen Klangfiguren [vgl. Abbildungen S. 50] auseinandergesetzt. Auch in seinem umfangreichen Briefwechsel mit Zelter debattiert er kenntnisreich über musiktheoretische und musikhistorische Fragen. Goethes eigenwillige These, die Tongeschlechter Dur und Moll entstünden aus der Ausdehnung bzw. dem Zusammenziehen der *Tonmonade*, ist ein interessantes

Gedankenexperiment, das im Kontext der Gesetze von *Polarität und Steigerung*, aber auch seiner individuellen Sicht auf die Leibnizsche Monadologie zu sehen ist. Für Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) ist die Monade das kleinste Element des Kosmos. Wie in einem kugelför-

„Ich habe die Vermutung, daß allem und jedem Kunstsinne der Sinn für Musik beigegeben sein müsse...“

migen Spiegel enthält jede Monade – wiewgleich auf je unterschiedlicher Bewußtseinsstufe – das verkleinerte Abbild des Weltganzen, aber erst in Gemeinschaft mit allen übrigen bildet sie die kosmische Totalität. Für Goethe ist jeder einzelne Ton (das Element der Musik) eine solche Monade, die er für lebendig und bewegungsfähig hält.

Goethe und die Komponisten seiner Zeit

Die Musik galt ihm als *das wahre Element, woher alle Dichtungen entspringen*

und wohin sie zurückkehren. Daher ist es nicht verwunderlich, daß er selbst Melodramen, Singspiele und Operntexte (darunter eine Fortsetzung von Mozarts *Zauberflöte*, vgl. Abbildungen S. 49) verfaßt hat, in denen er ganz bewußt der Musik den Vorrang vor der dichterischen Absicht einräumt. Leider hatte er nicht das Glück, geeignete Komponisten zu finden, und so gleichen diese Werke, wie Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) treffend bemerkt hat, *einem herrlichen Wasserwerk in einem alten Park, steinernen Schalen, Kaskadengebäuden, Zuläufen und Bassins von köstlicher Erfindung und Anordnung, denen die Fluten, die in ihnen hinströmen, von ihnen aufsteigen und gen Himmel stäuben sollten, ausgeblieben sind.*

Goethes besonderes Interesse galt – modern gesprochen – musikpsychologischen Fragen, vor allem solchen der Wirkungsästhetik. Er glaubte an die kathartische und therapeutische Funktion der Mu-

An Lina

„Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze beim Klaviere nieder,
wo der Freund sonst bei dir stand.“

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh ins Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen!
Und ein jedes Blatt ist dein.

Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!“

sik, und er interessierte sich für die Analogie zwischen musikalischen Strukturelementen einer Komposition und den psychischen Dispositionen des Hörers. Darüber hinaus hat Goethe immer wieder hellsichtige Aperçus zur Musik verfaßt. Seine Charakterisierung des Streichquartetts: *man hört vier vernünftige Leute sich untereinander unterhalten, glaubt ihren Diskursen etwas abzugewinnen*, ist in ihrer präzisen Anschaulichkeit bis heute unübertroffen und bezeichnet feinfühlig den seinerzeit neuartigen Sprachcharakter dieser instrumentalmusikalischen Gattung.

Goethes Musikgeschmack war sicherlich eher konservativ. Er liebte Wolfgang Amadeus Mozart (1756-1791) über alles und behauptete, dieser wäre der einzige gewesen, der den *Faust* hätte komponieren können – allenfalls Giacomo Meyerbeer (1791-1864) traute er ein solches Unterfangen noch zu. Es wird oft bemängelt, daß Goethe den sogenannten „Klein-

meistern“ wie Johann Friedrich Reichardt (1752-1814) und Zelter den Vorzug gegenüber Ludwig van Beethoven (1770-1827) und Franz Schubert (1797-1828) gegeben habe. Aber Beethovens *Egmont*-Vertonung schätzte er sehr, und als Mendelssohn ihm Beethovens fünfte Symphonie auf dem Klavier vorspielte, zeigte sich der Dichterstürm äußerst beeindruckt. Dem Schubertschen *Erlkönig* konnte er wegen seiner Drastik zunächst wenig abgewinnen, aber als die dramatisch hochbegabte Wilhelmine Schröder-Devrient (1804-1860) ihm die Komposition vortrug, ließ



Vignette zu Schuberts Vertonung von Goethes „Erlkönig“ (zweite Ausgabe, nach 1828)

er sich von der Qualität des Werkes überzeugen. Zwar mag Goethes Anhänglichkeit an das einfache Strophenlied etwas antiquiert anmuten. Wer aber den heute (zu Unrecht) völlig vergessenen Reichardtschen *Erlkönig* gehört hat, wird zugeben, daß diese bewußt einfach strukturierte Komposition mit ihrer suggestiv-dämonischen Wirkung neben der zweifellos kunstvolleren Vertonung Schuberts durchaus bestehen kann.

Kosmische Gesetze im tönenden Symbol

Goethes musikästhetische Anschauungen erwachsen aus zwei gedanklichen Wurzeln: einem naturphilosophischen und einem anthropologischen Modell. Beide stehen in komplementärem Verhältnis zueinander, wie an zwei ausgewählten Textpassagen gezeigt werden soll. Das erste Beispiel stammt aus einem Briefkonzept an Carl Friedrich Zelter vom 21. Juni 1827 und enthält Assoziationen zu Prälu-

24

XVII. Der Erlkönig.

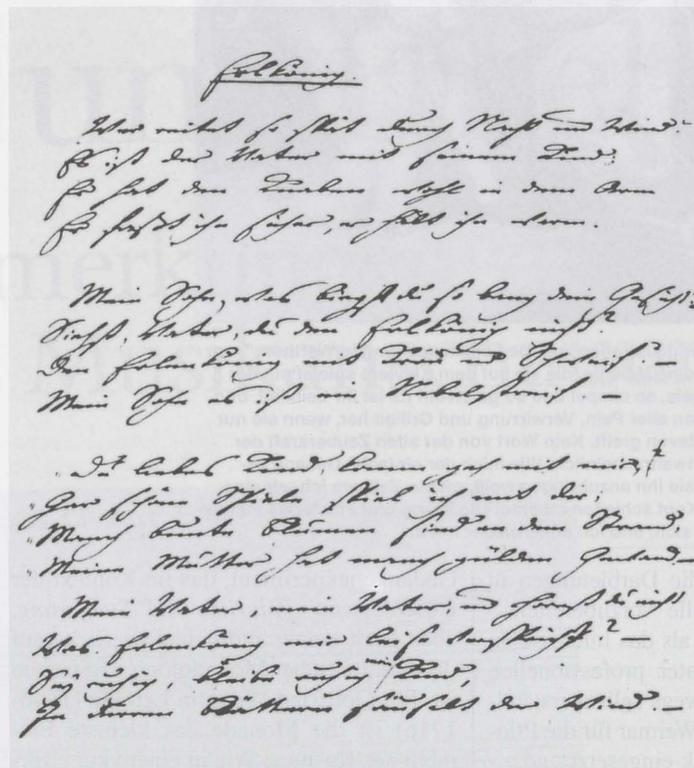
Etwas langsam und abentheuerlich.

sfr. pia. sfr. pia. fr. pia. sfr. pia. sfr. pia.

Wer reit' so spät durch Nacht und Wind? Es ist der Vater mit seinem Kind; er hat den Knaben wohl

sfr. pia. sfr. pia. fr. pia.

in den Arm, er fohrt ihn siher, er hält ihn warm.



„Der Erlkönig“ – Goethes Handschrift und die Vertonung von Corona Schröter: Goethes vielleicht bekannteste Ballade entstand 1782 und diente als Einlage für sein Singspiel „Die Fischerin“, das im selben Jahr im Tiefurter Park aufgeführt wurde. Die schöne, auch kompositorisch begabte Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter (1751-1802) spielte die Titelrolle, und von ihr stammt auch die erste – musikalisch allerdings eher unbedeutende – Vertonung des „Erlkönig“. Ihr sollten zahlreiche Neukompositionen folgen – u.a. von Johann Friedrich Reichardt, Franz Schubert und Carl Loewe.

dien und Fugen Johann Sebastian Bachs (1685-1750), die der Badeinspektor und Organist Johann Heinrich Friedrich Schütz (1779-1829, ein Enkelschüler Bachs) ihm während verschiedener Kuren in Berka zwischen 1814 und 1819 oft stundenlang vorspielen mußte:

Ich sprach mir's aus: als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen, kurz vor

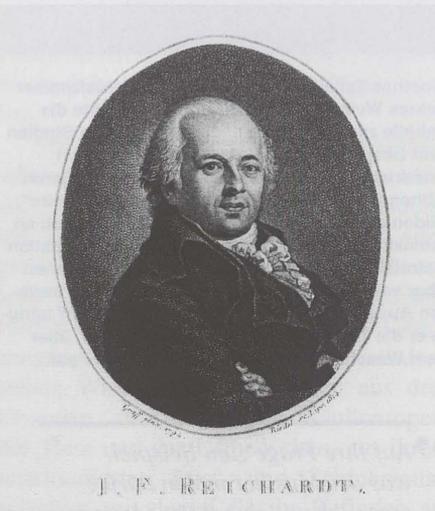
der Weltschöpfung, möchte zugetragen haben, so bewegte sich's auch in meinem Innern, und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte.

Diese Betrachtung steht in der Tradition der antiken Musikphilosophie: Nach platonisch-pythagoräischer Auffassung ist Musik ein Spiegel der kosmischen Proportionen des Weltalls und enthält in ihren Zahlenkonstellationen die Ordnung des Universums in sich. Die klingende Musik des Menschen ist demnach ein Echo der Sphärenharmonie, von der in Goethes dichterischem Werk verschiedentlich die Rede ist: *Die Sonne tönt nach alter Weise/ in Brudersphären Wettgesang*, heißt es beispielsweise im *Faust* (Prolog im Himmel), und bei der Betrachtung des Zeichens des Makrokosmos glaubt Faust zu hören, wie die Himmelskräfte harmonisch

„Hier treffen wir nun völlig zusammen, indem Sie aussprechen, der Grund des sogenannten Moll liegt innerhalb der Tonmonade selbst. Dies ist mir aus der Seele gesprochen. ... Meine Überzeugung ist diese: wie der Durton aus der Ausdehnung der Monade entsteht, so übt er eine gleiche Wirkung auf die menschliche Natur, er treibt sie ins Objekt, zur Tätigkeit, in die Weite, nach der Peripherie. Ebenso verhält es sich mit dem Mollton; da dieser aus der Zusammenziehung der Monade entspringt, so zieht er auch zusammen, konzentriert, treibt ins Subjekt und weiß dort die letzten Schlupfwinkel aufzufinden, in welchen sich die allerliebste Wehmut zu verstecken beliebt.“



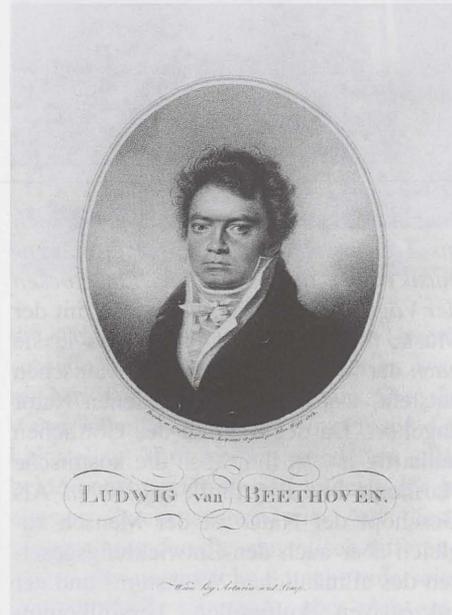
Der Komponist Philipp Christoph Kayser, dessen Vater Organist an der Frankfurter Katharinenkirche war, befreundete sich bereits als junger Mann mit dem Sturm und Drang-Dramatiker Maximilian Klinger, mit dem Physiognomen Johann Kaspar Lavater und mit dem jungen Goethe. Vor allem zu Beginn seiner Weimarer Zeit setzte Goethe große Hoffnungen in die Zusammenarbeit mit dem Komponisten. Kayser folgte Goethe auf dessen ausdrücklichen Wunsch nach Italien, und er führte ihn dort in die alte italienische Kirchenmusik ein. Es entstanden viele durchaus geglückte Liedvertonungen und – in enger Kooperation mit dem Dichter – das Singspiel „Scherz, List und Rache“. Aber der von Selbstzweifeln geplagte Kayser war mit seiner Arbeit nicht zufrieden und zog sich schließlich von Goethe zurück.



Johann Friedrich Reichardt hatte es in jungen Jahren bereits zum Hofkapellmeister Friedrichs des Großen gebracht und machte sich auch als unterhaltsamer Reise- und Musikschriftsteller einen Namen. Zu einer ersten Begegnung mit Goethe kam es 1798 in Weimar. Reichardt hat in der Folgezeit eine Fülle von Goethe-Texten vertont: Lieder, Singspiele und Schauspielmusiken. Auch einen fruchtbaren Austausch über musiktheoretische Fragen versprach sich Goethe von Reichardt. „Lassen Sie uns die Akustik gemeinsam angreifen“, schrieb er ihm 1791. Reichardts Interesse galt allerdings eher politischen Fragen. Seine Begeisterung für die Ideale der Französischen Revolution entfremdeten die beiden schließlich voneinander, und Goethe goß in den „Xenien“ von 1796/97 seinen Spott über den einstigen Freund aus. 1801 kam es dann zu einer Versöhnung, Reichardts Lieder waren wegweisend für die Entwicklung dieser Gattung, noch Schubert hat sich an ihnen orientiert.

all das All durchklingen. Das polyphone Geflecht der Bachschen Musik erschien Goethe wohl als ein klingendes Zeichen für das Ineinanderweben aller Phänomene in der Natur. Die Präludien und Fugen des Wohltemperierten Klaviers spiegeln demnach die kosmischen Gesetze im tönenden Symbol. Die Vorstellung von Musik als Abglanz des Göttlichen war für Goethe kein gedankliches Konstrukt, sondern eine sinnlich evidente Erfahrung.

Bachs Musik entführt den Hörer – so empfand es Goethe – in eine imaginäre



„Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit“, schrieb Goethe 1812 an Zelter, und in einem Brief an seine Frau Christiane heißt es: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen“. Beethovens Hoffnung auf einen intensiveren Kontakt erfüllten sich jedoch nicht; Goethe war wohl über die Resoluthet und Unbedingtheit von Beethovens Künstlerexistenz erschrocken und blieb reserviert. Gleichwohl war der Dichter von Beethovens Egmont-Vertonung sehr angetan: Der Komponist sei „mit bewundernswertem Genie in [s]eine Intentionen eingegangen“. Über die Lieder schrieb er einmal, Beethoven habe darin „Wunder getan“. Seine Instrumentalmusik hielt er (wie viele Zeitgenossen) für phantastisch, ausufernd und „romantisch“ – immerhin gelang es Musikern wie Felix Mendelssohn Bartholdy, solche Vorbehalte zumindest teilweise zu überwinden.

„Ein tief gefühlter Anteil an irgendeiner poetischen Produktion kann nicht schöner ausgedrückt werden, als wenn der Musiker sich darein versenkt, um ihr erst das eigentliche Leben einzuhauchen und sie durch seine Persönlichkeit eigens zu individualisieren. Es entsteht dadurch ein neues Poem, welches den Dichter selbst überraschen muß.“

Zeit vor der *creatio mundi*. Sie ermöglicht ein unmittelbares Erkennen der Welt *a priori* – das heißt ohne Dazwischenkunft der Sinnlichkeit (*und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße und brauchte*). Dies erscheint insofern paradox, als es ja gerade die klingende Erscheinung – das Spiel des Organisten aus Berka – ist, die eine solche Erfahrung weckt. Mit diesem bewußt gesetzten Widerspruch wendet sich Goethe vom Paradigma der alten Nachahmungsästhetik ab, die auch im musikalischen Schrifttum noch bis weit ins 18. Jahrhundert vorherrschend war, und proklamiert eine Autonomie des musikalischen Kunstwerks, wie sie – in Abgrenzung von der moralisierenden Ästhetik der Aufklärung – von Anhängern des Klassizismus und der Frühromantik postuliert wurde: Das einzelne in sich vollendete Musikwerk, das *opus absolutum et perfectum*, weist über sich und seinen sinnlichen Charakter hinaus auf die universalen Gesetze des Werdens. In der ästhetischen Kontemplation transzendiert das Subjekt die Formen der Erscheinung und erfährt das Absolute, das im



Carl Friedrich Zelter [Ölgemälde von Karl Begas, 1827]: Nachdem die Zusammenarbeit mit den Komponisten Philipp Christoph Kayser und Johann Friedrich Reichardt (aus unterschiedlichen Gründen) gescheitert war, wurde Goethe 1796 auf den Berliner Komponisten und Dirigenten Carl Friedrich Zelter aufmerksam. Es entwickelte sich eine intensive Freundschaft, die sich in einem umfangreichen Briefwechsel niederschlug: Darin ist sowohl von musiktheoretischen und musikhistorischen Fragen die Rede – beispielsweise in den Briefen um die Dur-Moll-Debatte, in Äußerungen über Bach, Händel, Beethoven etc. – als auch von sehr persönlichen Dingen. Zelter hat Goethe zu dessen Entzücken immer wieder mit den geliebten „Teltower Rübchen“ versorgt, deren Ankunft von Goethe so gleich brieflich beantwortet wurde. Zelter war zweifellos der wichtigste musikalische Ratgeber Goethes; er hat unzählige Gedichte seines Freundes vertont, und der Dichter hat diese Vertonungen ganz besonders geliebt und geschätzt.



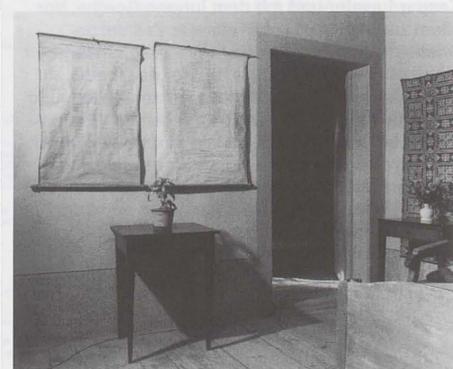
Felix Mendelssohn Bartholdy: Das Spiel des dreizehnjährigen Mendelssohn, der als Schüler Carl Friedrich Zelters 1821 bei Goethe vorstellig wurde, faszinierte den Dichter ebenso wie die umfassenden musikhistorischen Kenntnisse und die kompositorische Begabung des Jungen. Mendelssohn gelang es sogar, Goethe mit Beethovens damals „unerhört“ modern wirkender Symphonik vertraut zu machen, wie der folgende Ausschnitt aus einem Brief Mendelssohns an Zelter vom Mai 1830 zeigt: „An den Beethoven wollte er gar nicht heran; ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen und spielte ihm nun das erste Stück der c-moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: 'Das bewegt aber gar nichts, das macht nur staunen; das ist grandios!' Und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: 'Das ist sehr groß, ganz toll! Man möchte sich fürchten, das Haus fiel ein. Und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen!' – Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an.“ [Nachempfundene Szene aus der „Gartenlaube“, zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts: Mendelssohn spielt hier auf Goethes Flügel im Juno-Zimmer.]

Kunstwerk gespiegelt ist. Auf diese Weise verbindet Goethe die *antike* Musikauffassung mit der *modernen* Ästhetik der reinen Instrumentalmusik. Dies steht keineswegs im Widerspruch zu seiner Hochschätzung des Singens und der Vokalmusik, wie die folgenden Überlegungen zeigen sollen.

Urzeugung der Musik und Nachschöpfung durch den Menschen

Der göttlichen Musik stellt Goethe ein irdisches Pendant zur Seite. Unmittelbar im Anschluß an die zitierte Passage heißt es: *Sobald die Musik den ersten kräftigen Schritt tut, um nach außen zu wirken, so regt sie den uns angeborenen Rhythmus gewaltig auf, Schritt und Tanz, Gesang und*

Jauchzen; nach und nach verläuft sie sich ins Transoxanische (vulgo Janitscharenmusik) oder ins Jodeln, ins Liebelocken der Vögel. Hier haben wir es also mit der Musik *a posteriori* zu tun – so wie sie nach der Weltenschöpfung im Menschen entsteht, welcher der erschaffenen Natur angehört. Da der Mensch des Göttlichen teilhaftig ist, ist ihm auch die kosmische Harmonie und Rhythmik *angeboren*. Als Geschöpf der Natur ist der Mensch zugleich aber auch den Entwicklungsgesetzen des allmählichen Wachstums und der sukzessiven kulturellen Vervollkommnung unterworfen. Daher faßt Goethe die ersten Manifestationen der Musik im Naturmenschen noch als Funktion des Biologischen auf: als *Jauchzen*, das sich ins *Jodeln* verliert, als rohe Kraftäußerung also,

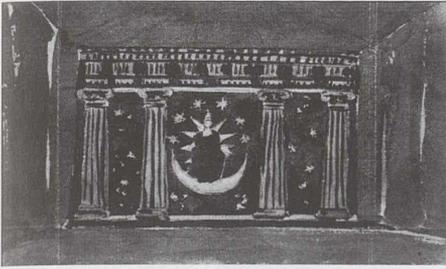


Goethes Tabelle zur „Tonlehre“ im Schlafzimmer seines Weimarer Hauses: Goethe verfaßte die Tabelle zur „Tonlehre“ nach eingehenden Studien und Gesprächen mit dem Komponisten Carl Friedrich Zelter 1810 als Entwurf einer größeren Abhandlung, die das Pendant zur „Farbenlehre“ bilden sollte. Goethe hat die Tabelle mehrfach an musikkundige Berater verschickt (so an Christian Heinrich Schlosser und an Zelter), um mit ihnen über seine Thesen zu diskutieren. Zu einer weiteren Ausarbeitung kam es jedoch nicht. 1827 hingte er die Tabelle, die ihm sehr wichtig war, über dem Waschtisch in seinem Schlafzimmer auf.

Goethes Flügel im Juno-Zimmer seines Weimarer Hauses: Goethe hat dieses schöne Instrument 1821 erworben. Der junge Felix Mendelssohn Bartholdy, der Weimarer Hofkapellmeister und Klaviervirtuose Johann Nepomuk Hummel, die polnische Pianistin Maria Szymanowska und viele bedeutende Künstler haben auf diesem Flügel gespielt. Goethe lud immer wieder zu Hauskonzerten ein, die als ein Höhepunkt des Weimarer Kulturlebens galten.



„Auf Ihre Frage zum Beispiel, was der Musiker malen dürfe? wage ich mit einem Paradox zu antworten: Nichts und Alles. Nichts! wie er es durch die äußern Sinne empfängt, darf er nachahmen; aber Alles darf er darstellen, was er bei diesen äußern Sinneseinwirkungen empfindet. Den Donner in Musik nachzuahmen ist keine Kunst, aber der Musiker, der das Gefühl in mir erregt, als wenn ich donnern hörte, würde sehr schätzbar sein. ... das Innere in Stimmung zu setzen, ohne die gemeinen äußern Mittel zu brauchen, ist der Musik großes und edles Vorrecht.“



Goethes Bühnenbildentwurf [Abbildung oben] zu Mozarts „Zauberflöte“ (um 1810) – Kupferstich [Abbildung rechts] des Weimarer Bühnenbildes von Friedrich Beuther (nach 1819): Als Theaterleiter und Regisseur mußte Goethe sich auch um die Einzelheiten der Ausstattung kümmern. In einem Schreiben an den Theaterschneider anlässlich einer Aufführung von Mozarts „Zauberflöte“ gibt der Dichterst für folgende Anweisungen: „1. Die Pfoten der Affen dürfen nicht so schlottern. 2. Es müssen noch ein paar weiße Bärte angeschafft werden. 3. Die Schuhe der Priester müssen übereinander sein und kein schwarzer sich darunter befinden. 4. Es ist so bald als möglich ein Schwanz für Papageno zu machen nach den Farben des Kleides, dazu muß er die Federn färben lassen und das Gerippe aus schwankendem Fischbein machen.“ – Goethes Bühnenbildentwurf zeigt den Palast Sarastro mit einer klassizistischen Säulenarchitektur. Die Königin der Nacht schwebt auf einer Mondsichel herab. Beuthers Entwurf orientiert sich an ägyptischen Vorbildern. Allerdings geben Bühnenbildentwürfe dieser Zeit nicht immer einen treffenden Eindruck von der tatsächlichen Ausstattung; sie beanspruchen vielmehr den Rang von eigenständigen Kunstwerken und gehen daher oftmals über die Möglichkeiten der Bühnenrealität hinaus.

die Goethe ebenso suspekt ist wie das *Transoxanische*, der kriegerisch-kakophonische Lärm der exotischen Militärkapellen.

Mit seiner Vorstellung vom biologischen Fundament der menschlichen Musik (im Gegensatz zu ihrem transzendenten Urbild) rekurriert Goethe auf vergleichbare Ideen bei Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) und Johann Gottfried Herder (1744-1803). Nach deren Überzeugung sind Musik und Sprache aus derselben Wurzel hervorgegangen: aus den tönenden, aber rohen Lebensäußerungen der Tiere und des Urmenschen, aus ihren unartikulierten Lust- und Schmerzenschreien, mit denen sie ihr Befinden an

Demoiselle Huber in Goethes Singspiel „Erwin und Elmire“ [Zeichnung von Daniel Nikolaus Chodowiecki, 1775]: In der 1773/74 entstandenen Prosafassung von „Erwin und Elmire“, die Goethe während seines Italienaufenthalts 1787/88 einer eingreifenden Umarbeitung unterzog, vertraut Goethe die emotionale Expression an dramatischen Wendepunkten bisweilen ganz der Musik an, wie das folgende Textbeispiel zeigt: „ERWIN (zu ihren Füßen): Ich bin's. – ELMIRE (an seinem Hals): Du bist's. (Die Musik wagt es, die Gefühle dieser Pausen auszudrücken.)“ Die erste Vertonung dieses „Schauspiels mit Gesang“ stammt von dem Offenbacher Verleger und Komponisten Johann André. 1776 komponierte die Weimarer Herzogin Anna Amalie eine – übrigens zu Unrecht vergessene – Musik zu „Erwin und Elmire“ und führte das Singspiel in dieser Fassung in ihrem Liebhabertheater auf.



die Artgenossen mitteilen. In der Urzeit, so nahmen Rousseau und Herder an, waren Musik und Sprache noch eins, aber sie waren unvollkommen. Erst im Prozeß der kulturellen Verfeinerung sonderten sich beide voneinander ab und bildeten ihr je eigenes Zeichensystem aus. Auf diese Weise entstanden die semantisch differenzierte, aber unsinnliche Sprache einerseits und die schön klingende, aber nicht unmittelbar verständliche Musik andererseits.

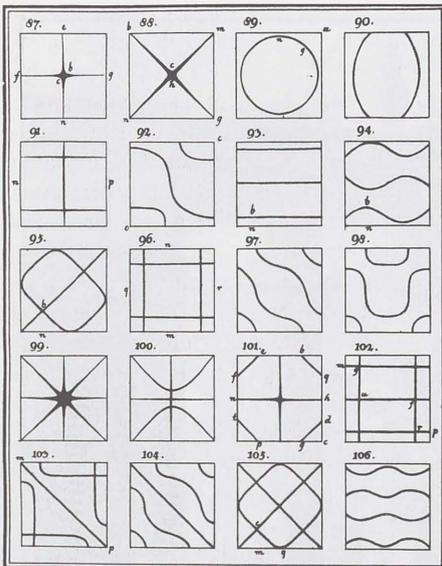
Ganz in diesem Sinne schließt Goethes Reflexion: *Nun tritt aber eine höhere Kultur ein, die reine Kantilene schmeichelt*



und entzückt; nach und nach entwickelt sich der harmonische Chor, und so strebt das entfaltete Ganze wieder nach seinem göttlichen Ursprung zurück. Wir haben es also mit dem kurzgefaßten Entwurf einer teleologisch orientierten Musikgeschichte zu tun: Nachdem der Kreislauf von der apriorischen Urzeugung der Musik und ihrer Nachschöpfung durch den Menschen durchschritten ist, entsteht als letzte Stufe der Entwicklung das vollkommene Kunstwerk, dessen sinnliche Erscheinung im Hörer wiederum die Erfahrung des Ursprünglichen, des Absoluten, des Göttlichen ermöglicht. Die beiden Aspekte von Goethes Musikauffassung – der naturphilosophisch-transzendente und der anthropologisch-historische – sind zu einer untrennbaren Einheit verbunden. Dies ist im Kontext der Musikästhetik um 1800 durchaus ein originärer Gedanke.

Fundament einer idealen Pädagogik

Naturgemäß bleibt Goethe – dies kennzeichnet seinen universalen Weitblick – bei solchen philosophischen Spekulationen nicht stehen. Das zweite Textbeispiel – es stammt aus dem Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre* – demonstriert die praktischen Konsequenzen seiner Musikauffassung. Wilhelm und sein Sohn Felix durchstreifen die *Pädagogische Provinz*. Dort tönt ihnen überall ein *wohllautender Gesang* entgegen: *Was die Knaben auch begannen, bei welcher Arbeit man sie auch fand, immer sangen sie, und zwar schienen es Lieder jedem Geschäft besonders angemessen*



Chladni und seine Klangfiguren: Um die Gesetze der Akustik zu erforschen, präparierte der damals hochberühmte Naturwissenschaftler Ernst Florens Friedrich Chladni (1756-1827) Glasplatten mit feinem Sand und versetzte sie mit einem Geigenbogen in Schwingung. Die Bleistiftzeichnung (1800) zeigt Chladni bei einer seiner öffentlichen Demonstrationen. Auf dem Sand bildeten sich durch die Vibration regelmäßige Figuren. Auf diese Weise konnten akustische Phänomene wie die Schwingung der Tonwellen, die auf Instrumenten Klänge erzeugen, auch optisch vergegenwärtigt werden. Goethe hat diese Experimente wiederholt, er hat einige dieser Figuren eigenhändig abgezeichnet und sie mit vergleichbaren optischen Phänomenen verglichen. Im Jahre 1803 kam es zu einer persönlichen Begegnung zwischen Goethe und Chladni. Allerdings betrachtete Goethe die Forschungen Chladnis nur als „Vorarbeit“ zu seinen eigenen, psychologisch und naturphilosophisch orientierten Studien.



und in gleichen Fällen überall dieselben. Traten mehrere Kinder zusammen, so begleiteten sie sich wechselsweise; gegen Abend fanden sich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden.

Nach dem Sinn dieser musikalischen Übungen befragt, antwortet ein Aufseher: ... bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Bildung, alles andere schließt sich

daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß sowie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingepägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntnis, wird auf dem Wege des Gesanges mitgeteilt; andere Vorteile zu selbsttätigen Zwecken verschwistern sich sogleich: denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen,

Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik Symposium des Musikwissenschaftlichen Instituts in Zusammenarbeit mit der Frankfurter Bürger-Stiftung

Weshalb hat Goethe die Vertonungen Zelters und Reichardts höher geschätzt als diejenigen von Beethoven und Schubert? Welchen Stellenwert nimmt die Musik überhaupt in Goethes Schriften und Dichtungen, aber auch in seinem naturwissenschaftlichen Denken ein? Wie haben Komponisten der Goethe-Zeit und späterer Generationen Dichtungen Goethes vertont und wie haben sie sich von seinen Werken, zumal vom *Faust*, in ihren Opern, Schauspielmusiken, Liedern und Instrumentalwerken inspirieren lassen? Dies sind nur einige aktuelle Fragen der musikwissenschaftlichen Goethe-Forschung. Das interdisziplinäre und internationale Symposium, das vom 14. bis 17. April im Frankfurter Holzhausenschlößchen stattfindet,

soll zeigen, daß die Musik in Goethes Leben, Denken und Schaffen einen zentralen Platz eingenommen hat. Dabei wirken Vertreter verschiedener Fachdisziplinen aus Literatur- und Theaterwissenschaft, Musikwissenschaft und Musikpraxis zusammen. Zu den Vortragenden gehören einerseits so bedeutende Forscher wie der Germanist Dieter Borchmeyer, der Musikwissenschaftler Ludwig Finnscher, der Dirigent Peter Gülke und andere renommierte Wissenschaftler, andererseits kommen auch jüngere Forscher zu Wort.

Das Symposium wendet sich ganz bewußt nicht nur an Fachvertreter, sondern an ein breites Publikum allerer, die sich für Musik und Literatur interessieren. Die Vorträge werden

durch Klangbeispiele und musikalische Darbietungen veranschaulicht. In zwei Konzerten, die das wissenschaftliche Programm ergänzen, werden Goethe-Vertonungen bekannter und unbekannter Komponisten vom 18. bis 20. Jahrhundert vorgestellt. Die Tagung wird veranstaltet vom Musikwissenschaftlichen Institut der Goethe-Universität in Zusammenarbeit mit der Frankfurter Bürger-Stiftung und wird geleitet von Professor Dr. Adolf Nowak, Professor Dr. Andreas Ballstaedt (Robert-Schumann-Hochschule Düsseldorf) und Dr. Ulrike Kienzle.

Näheres im Internet unter:

<http://www.rz.uni-frankfurt.de/FB/fb09/muwi/goethesymposium.html>,
Anmeldungen unter Telefon
069/ 798-221 83 oder 069/55 77 91



Das alte Weimarer Hoftheater [Kupferstich, um 1800]: Von 1791 bis 1817 leitete Goethe das Theater. Er verband diese Aufgabe mit der Bemühung um eine durchgreifende Theaterreform, wobei es sowohl die Sänger und Schauspieler als auch das Publikum zu „erziehen“ galt. Das Musiktheater – Opern, Ballette, Melodramen und Singspiele – beanspruchte einen prominenten Platz. Dabei ergab sich das Problem, daß man in den seltensten Fällen auf spezialisierte Sänger zurückgreifen konnte; zumeist mußten die Schauspieler auch – mehr schlecht als recht – Opernarien singen.

mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach Anlaß dieser Zeichen sodann in ihrer Kehle wiederzufinden, ferner den Text darunterzufügen, so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben, als man denkt, und da dieses alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau bestimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, so fassen sie den hohen Wert der Meß- und Rechenkunst viel geschwinder als auf jede andere Weise. Deshalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.

Musik bildet demnach das Fundament einer idealen Pädagogik. Goethe verbindet auch hier die antike Vorstellung von der *musica mundana* mit einer anthropologischen Perspektive. Im Mittelalter galt Musik vornehmlich als eine theoretische Disziplin und wurde im System der *artes liberales* dem mathematischen *quadrivium* zugerechnet. Noch Leibniz definiert Musik als *verborgene arithmetische Tätigkeit des unbewußt zählenden Geistes*. Goethe folgt dieser Anschauung: Indem die Musik, wie es in den *Wanderjahren* heißt, *nach reinen Maßen, nach genau bestimmten Zahlen* ausgeübt wird, gilt sie zugleich als Grundlage der Mathematik

und erleichtert deren Verständnis. Mehr noch: Von der Musik verlaufen *gleichgebahnte Wege nach allen Seiten*; sie steht also in Korrespondenz mit allen übrigen Wissenschaften und Künsten, indem sie mit ihren Zahlenproportionen zugleich die Grundlage für deren Erforschung und Beherrschung bereitstellt.

Auf dem Weg zur Teilhabe am Göttlichen

Die wahre Bedeutung der Musik als Instrument der Pädagogik erschließt sich jedoch erst, wenn man die Passage aus dem Roman mit den zuvor zitierten Reflexionen über Bach zusammenbringt. Gesang und Tanz der Kinder in der *Pädagogischen Provinz* entspringen zunächst einem menschlichen Grundbedürfnis. Sie entsprechen dem *Jauchzen* und *Jodeln* des Urmenschen, von dem oben die Rede war. Aufgabe des Erziehers ist die planmäßige Ausbildung und Veredelung solcher spontanen Äußerungen, damit sie sich nicht ins *Transoxanische* (spricht: ins Orgiastische, Kriegerische, Ungebändigt-Triebhafte) verlaufen, sondern in die *höhere Kultur* eintreten können.

Die ganze Tragweite dieses Gedankens wird klar, wenn man darüber hinaus auch noch die erkenntnistheoretischen Anschauungen Goethes berücksichtigt. *Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen*, heißt es im *Versuch einer Witterungslehre*, und dieses Grundgesetz gilt für die Meteorologie oder die Farbenlehre ebenso wie für die Musik und die Pädagogik: *Am farbigen Abglanz* des Regenbogens *haben wir das Leben*, nicht etwa im unmittelbaren Anschauen der Sonne, vor der sich das Auge geblendet abwenden muß. Dementsprechend werden wir in der klingenden Musik – denken wir an Goethes Erfahrung mit den Präludien und Fugen aus dem *Wohltemperierten Klavier* – der kosmischen Ordnung, des Göttlichen, des Absoluten gewahr, die unser Denken auf direktem Wege nicht erfassen kann.

Daraus erwächst ein spezifischer Auftrag an den Pädagogen, der seine Zöglinge zu dieser Erfahrung hinleiten soll. Indem die Kinder lernen, sich musikalisch zu bewegen und ihr Denken in musikalischen Proportionen zu schulen, erfahren sie sich selbst als Teil der kosmischen Ordnung, die in der Musik als deren Abglanz gespiegelt ist. Die Utopie einer harmonischen und ganzheitlichen Ausbildung aller körperlichen, emotionalen und rationalen Kräfte des Menschen im Prozeß der Erziehung ist nach Goethes Überzeugung unmittelbar mit der Musikausbildung und Musikausübung verbunden – ein Grundsatz, über den nachzudenken gerade heute ganz besonders lohnt.



Dr. Ulrike Kienzle (39) studierte Germanistik, Musikwissenschaft und Philosophie an der Goethe-Universität und wurde dort 1997 mit einer Arbeit „Das Trauma hinter dem Traum. Franz Schrekers Oper 'Der ferne Klang' und die Wiener Moderne“ promoviert. Seit 1992 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin, seit 1997 wissenschaftliche Assistentin am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität. Ihr spezifisches Forschungsinteresse gilt interdisziplinären Fragestellungen: musikalischen Phänomenen im Kontext von Literatur, Philosophie, Theater und Kunstgeschichte. Den Großteil ihrer bislang vorgelegten Veröffentlichungen widmete sie dem Musiktheater des 18. bis 20. Jahrhunderts. Sie hat ein Buch „Das Weltüberwindungswerk. Wagners 'Parsifal' – ein szenisch-musikalisches Gleichnis der Philosophie Arthur Schopenhauers“ vorgelegt und zahlreiche Vorträge und Aufsätze zu verschiedenen Themen (u.a. für das Bayreuther Festspielbuch) geschrieben. Ihre intensive Beschäftigung mit dem Werk Goethes, insbesondere mit seinen naturwissenschaftlichen, kunstphilosophischen und musikästhetischen Aspekten, reicht bis in die Studienzeit zurück. Zur Zeit befaßt sie sich mit einer Habilitationsschrift über Fragen der Musikästhetik des 18. Jahrhunderts. [Nähere Informationen im Internet unter: <http://www.rz.uni-frankfurt.de/~ukienzle>]

Literatur

Goethes Gedanken über Musik. Eine Sammlung aus seinen Werken, Briefen, Gesprächen und Tagebüchern, hg. von Hedwig Walwei-Wiegelmann, Frankfurt/M. 1985.

Dieter Borchmeyer: „Götterwert der Töne“. Goethes Theorie der Musik, in: Ein unteilbares Ganzes. Goethe: Kunst und Wissenschaft, hg. von Günter Schnitzler und Gottfried Schramm, Freiburg/Br. 1997, S. 117-172.

Claus Canisius: Goethe und die Musik, München/Zürich 1998.

Ernst-Jürgen Dreyer: Goethes Ton-Wissenschaft, Frankfurt/M. u.a. 1985.

Hugo von Hofmannsthal: Einleitung zu einem Band von Goethes Werken, enthaltend die Singspiele und Opern, in: Reden und Aufsätze I, Frankfurt/M. 1979, S. 441-448.

Walter Wiora: Goethes Wort über Bach, in: Hans Albrecht in memoriam. Gedenkschrift mit Beiträgen von Freunden und Schülern, hg. von Wilfried Brennecke und Hans Haase, Kassel u.a. 1962, S. 179-191.

Physische und moralische Welt

Goethes Blick auf die Geschichte

von Alfred Schmidt



Während eine Fülle von Studien sich mit Goethes Naturbeflissenheit beschäftigt, treten Arbeiten, die sein Verhältnis zur Geschichte behandeln, deutlich zurück. Das liegt zunächst daran, daß dieser Aspekt des Goetheschen Lebenswerks sich kategorial weniger scharf umrissen darbietet als der naturphilosophische, der es geradezu definiert. Die Hauptschwierigkeit, die Goethes Art, an Geschichte heranzutreten, seinen Interpreten bereitet, beruht jedoch darauf, daß er sich auf diesem Gebiet nie recht heimisch gefühlt hat. Wohl zeugt sein Denken von historischem Sinn, der sich ausspricht in einzelnen, treffsicheren Urteilen. Er ist zudem bemüht, das weltgeschichtliche Ganze, die Epochen und Schicksale des Menschengeschlechts wenigstens umrißhaft zu erfassen.

Insgesamt freilich bleibt Goethes Verhältnis zur Geschichte und ihrer Erforschung zwiespältig bis distanziert. Neben intuitiven Einsichten in historische Zusammenhänge überwiegen in seinen Schriften methodische Vorbehalte, die sich bis zur Verneinung jeder Möglichkeit steigern können, Vergangenes wirklich zu erkennen. An dieser Skepsis hält Goethe zeitlebens fest. Das belegen zwei Briefe, die etwa vier Jahrzehnte auseinanderliegen. Friedrich Heinrich Jacobi gegenüber nennt er am 7. Juli 1793 Geschichte das *undankbarste und gefährlichste Fach*, und im Brief an Carl Friedrich Zelter vom 17. Januar 1831 betont Goethe, er habe keinen Ehrgeiz, *in den düsteren Regionen der Geschichte bis auf einen gewissen Grad deutlicher und klarer zu sehen*.

Negative Historik

Goethes Mißvergnügen an historischen Themen wird bereits von älteren Autoren hervorgehoben, die sich speziell mit seiner Geschichtsauffassung beschäftigten. Zu erinnern ist etwa an Ernst Cassirers Studie *Goethe und die geschichtliche Welt* (1932) sowie an Friedrich Meineckes Werk *Die Entstehung des Historismus* (1936), das Goethes mehrdeutiges Verhältnis zur Historie ausführlich erörtert. *Wo Goethe*, schreibt Cassirer, *von der Geschichte und der Geschichtswissenschaft spricht, da bricht in ihm eine Stimmung durch, die wir sonst an ihm kaum kennen*. Auch Meinecke unterstreicht, daß Goethe *wieder und wieder sich abfällig über den Wert der Weltgeschichte und unseres Wissens von ihr geäußert hat*. Dabei übersieht

Landschaft mit dem Freiheitsbaum. Aquarell über Feder- und Bleistiftzeichnung 1792 von Goethe. Möglicherweise während der Kampagne in Frankreich entstanden.



Bataille de Jena.

Le 14 8^{bre} 1806. Victoire mémorable remportée par la Grande Armée, commandée par Sa Majesté l'Empereur et Roi, sur l'Armée Prussienne commandée par le Roi de Prusse. L'Armée ennemie fut culbutée et mise en déroute. Deux Prussiens restèrent sur le champ de Bataille, qu'on faisoit faire prisonniers de guerre. On leur prit son pié-de de Canon 60 Drapoux et tout leur bagage et magasins restèrent au pouvoir des Français. ... Tiré de St. Bulletin de la Grande Armée. ... Paris chez J. Bouchon, M^{re} de la Harpe, aux deux lanternes, n^o 17, Jacques, N^o 21, près la P^{te} St. Severin.

Die Schlacht bei Jena 1806, Kupferstich von I. Lorenz Rugendas (1775-1826). Ein denkwürdiger Sieg Napoleons über die Preußen oder eine Naturkatastrophe?

Meinecke nicht, daß Goethes *tiefes Ungenügen* an Geschichte nicht nur persönlich-psychologisch bedingt ist, sondern auch der Problematik des ganzen achtzehnten Jahrhunderts entspringt. Daß Goethes ambivalentes Geschichtsdenken sich in der Rezeption und Kritik der Historiographie

„Die Natur versteht gar keinen Spaß, sie ist immer wahr ..., sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer die des Menschen.“

des Zeitalters der Aufklärung herausgebildet hat, beschäftigt noch immer die wissenschaftliche Debatte. Ihren jüngsten Stand dokumentiert Band 110 des *Goethe-Jahrbuchs* von 1994, der die Goethes Historik gewidmeten Vorträge der 73. Hauptversammlung der Weimarer Goethe-Gesellschaft enthält.

Nöte, Vorbehalte und Zweifel des Geschichtsforschers

Während jeder Schritt objektiver Naturerkenntnis Goethe darin bestärkt, sich auf sicherem Boden zu bewegen, verläßt

ihn dieses Vertrauen, sobald er sich der Geschichte zuwendet. Hier stößt er auf die stets unsichere Quellenlage. So klagt er in der *Italienischen Reise*: *Man mag zugunsten einer schriftlichen oder mündlichen Überlieferung sagen was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend; denn den eigentümlichen Charakter irgendeines Wesens kann sie doch nicht mitteilen, selbst nicht in geistigen Dingen.* Ähnlich skeptisch äußert sich Goethe 1806 in seinem Gespräch mit dem Historiker Heinrich Luden. Als dieser behauptet, die Geschichte eines Volkes sei dessen Leben selbst, antwortet Goethe: *Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte gegen das Leben eines Volkes gehalten? Und von dem wenigen, wie wenig ist wahr? Und von dem Wahren ist irgend etwas über allen Zweifel hinaus? Bleibt nicht vielmehr alles ungewiß, das Größte wie das Geringste?*

Die *Farbenlehre* in ihrem historischen Teil betont denn auch die Notwendigkeit, Geschichte hin und wieder umzuschreiben; sie ergibt sich jedoch Goethe zufolge nicht etwa daraus, daß *viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen*

sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurteilen läßt. Daher haftet aller Geschichte das *Inkalkulable* und *Inkommensurable* an.

Zum *ewig Wahren* und *großer Weltansicht*, erklärt Goethe im Gespräch mit Kanzler Friedrich Th. A. H. von Müller (26. Januar 1825), führt einzig hingebungsvolle Betrachtung der Natur, bietet diese doch wie es in der *Italienischen Reise* heißt, als das *erstausgesprochene Wort*

„Was wir von Natur sehn, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und bö.“

Gottes auf allen Blättern großen Gehalt. Historie dagegen liefert häufig nur belanglosen, stets wiederkehrenden Stoff. Verächtlich spricht Goethe im *Urfaust* von *Kehrichtfaß* und *Rumpelkammer*. Im Entwurf eines Vorworts zum dritten Teil von *Dichtung und Wahrheit* stellt er fest: *Die Geschichte, selbst die beste, hat immer*

etwas Leichenhaftes, den Geruch der Totengruft. Wie später Friedrich Nietzsche empfindet schon Goethe die alpträumhafte Last abgelebter Vergangenheit. Wer sich ausschließlich mit ihr befaßt, verfällt einem unergiebigem, die Gegenwart lähmenden Historismus. Empfiehlt die gegenständliche Natur sich durch Verlässlichkeit und ruhig-gesetzmaßiges Fortschreiten, so erblickt Goethe in der Geschichte, so an Zelter (17. Januar 1831), ein Labyrinth von Sein und Nicht-Sein, von Legenden und Überlieferungen, von Märchen und Zeugnissen, von Gesetzen und Revolutionen, von Staatsämtern und deren Metamorphosen und von tausend andern Gegensätzen und Widersprüchen. Das von Historikern mühevoll aus Trümmern der Vergangenheit zusammengesetzte Mosaik ist allemal gefärbt durch Interessen, Vorurteile und Interpretationen. Selten bietet Geschichte mehr als Gewalt, Willkür, Narretei, Bosheit, Aberglauben und Fanatismus. Hier spricht aus Goethe skeptische Aufklärung im Geist Voltaires und Schopenhauers.

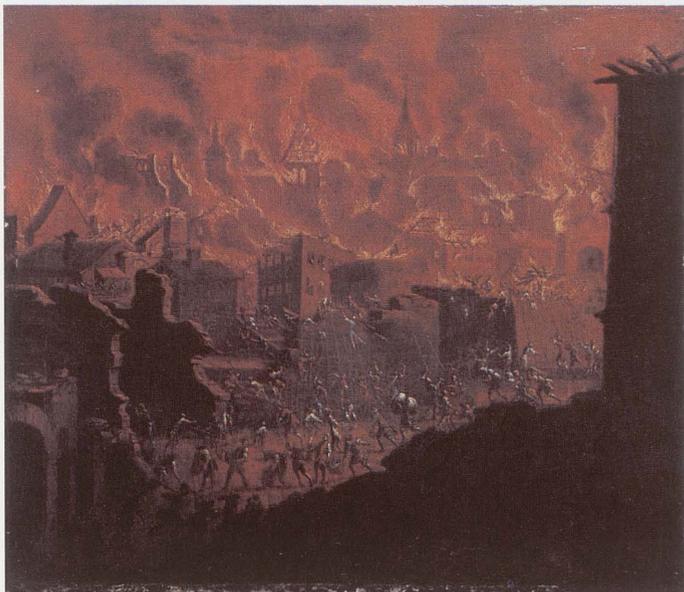
Demgegenüber vertreten die *Maximen und Reflexionen*, die über dem Nachteil der Historie ihren Nutzen nicht vergessen, differenziertere Auffassungen. Der Umgang mit Geschichte, heißt es hier, erregt neben Verdruß auch Enthusiasmus und



Titelblatt des „Goetz“. Goethe und seine Freunde fanden in der Gestalt des Götz von Berlichingen (1480-1562), der für die Bedrängten um Recht und Freiheit stritt, die Verkörperung des Kampfes gegen die Mißstände in der Welt, den der Einzelne aus eigener Kraft zu bestehen hat.

Ansporn. *Geschichte schreiben*, bemerkt Goethe, *ist eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen*. Die Pflicht des Hi-

„Herr Dr. Heinroth in seiner »Anthropologie« ... spricht von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrensart als eine eigentümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich tätig sei, womit er aussprechen will: daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei. ... In dem gegenwärtigen wie in den früheren Heften habe ich die Absicht verfolgt: auszusprechen, wie ich die Natur anschauere, zugleich aber gewissermaßen mich selbst, mein Inneres, meine Art zu sein, insofern es möglich wäre, zu offenbaren.“



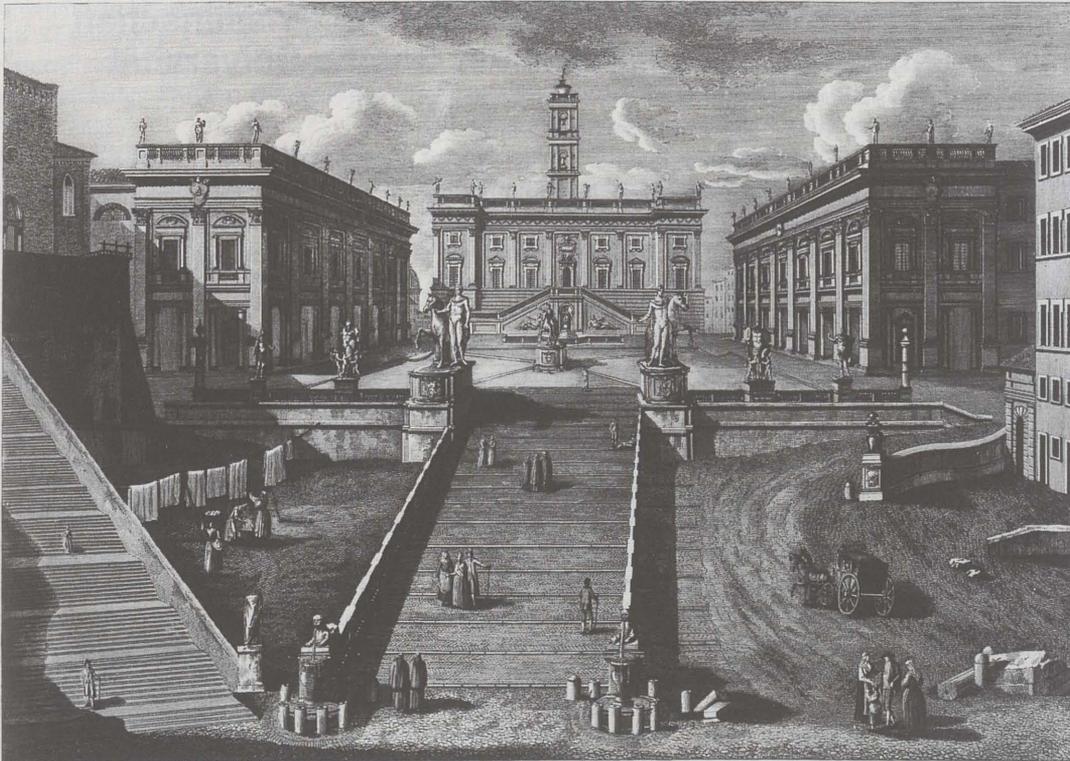
Feuersbrunst, Ölgemälde von Johann Georg Trautmann (1713-1769). Er „rembrandisierte“ – schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ – „und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an“.

„Hierbei bekenn ich, daß mir von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: »Erkenne dich selbst!« immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Tätigkeit gegen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.“



Denkmal des Fürsten Blücher von Wahlstatt, von Schadow auf einer Goldmedaille. In den „Tag- und Jahreshften“ von 1816 schreibt Goethe über den Reliefsokkel: „Und so steht dieses Bild, wie auf dem Scheidepunkt älterer und neuerer Zeit, auf der Gränze einer gewissen conventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunst, selbst wider Willen, an eine oft beschwerliche Wahrhaftigkeit bindet“.

storikers, der dieser annähernd nachzukommen vermag, ist es, Wahres von Falschem, Gewisses von Ungewissem, Zweifelhafte von Verwerflichem zu unterscheiden. Indessen gehören auch fließende Übergänge von quellenmäßig Verbürgtem in Sagenhaftes oder Vermutetes zu seinen reizvollen Aufgaben: *Wenn wir uns aus dem bekannt Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genötigt finden, so erregt eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannt gebildete Person kennenlernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber herausahnden als herausforschen.*



Francesco e Morelli del. et inc.
*Velata del Campidoglio sul Monte Capitolino sopra del quale s'alzavano i Viti. Vue du Capitole sur le Mont Capitolin. Sur ce Mont les Romains mettaient
 rivi Romains, et appendaient dans les Temples les dépouilles des ennemis en reconnaissance de
 di. Enroule des dépouilles d'ennemis et de la Croix.*

Rom, Kapitol, Kupferstich von F. Morell, 1796. In Rom begegnet Goethe den sinnlich wahrnehmbaren Spuren einer historischen Zeit, die ihm aus der klassischen Literatur bekannt sind. Die Statue Marc Aurels und der Triumphbogen des Septimius Severus, „die sonst so bekannten Gegenstände“ erscheinen Goethe jetzt aber „so fremdartig und geisterhaft“.

Entzeitlichung der Geschichte im Drama

Insgesamt steht Goethe bei allen Vorbehalten deutender wie faktischer Erkenntnis des historischen Universums positiv gegenüber. Das belegen nicht zuletzt seine autobiographischen Schriften und die *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre*, die ihn als ebenso einfühlsamen wie sachkundigen Historiker ausweisen. Anders akzentuiert ist Goethes Verhältnis zur dramatisch verarbeiteten Geschichte. Wohl versichert er in den *Annalen* (1749-1822), seine Vorstudien zu *Goetz* und *Egmont* hätten ihm tiefere Einsicht ins fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert gewährt. Erwerb historischen Wissens ist jedoch für Goethe als Dichter nie Selbstzweck; das Menschliche, dessen Überzeitlichkeit sich in der Geschichte offenbart, erscheint ihm bedeutsamer als das am Menschen jeweils geschichtlich Bedingte. Daher auch Goethes Lob im Brief vom 18. März 1799 an Friedrich Schiller, es sei der große Vorzug seines *Wallenstein*, das hier alles aufhört politisch zu sein und bloß menschlich wird, ja das Historische selbst ist nur ein leichter Schleier, wodurch das Reinmenschliche durchblickt. Große, weil gattungsmäßige Wesenszüge verkörpernde Individuen sind daher auch in Goethes Geschichtsbild we-

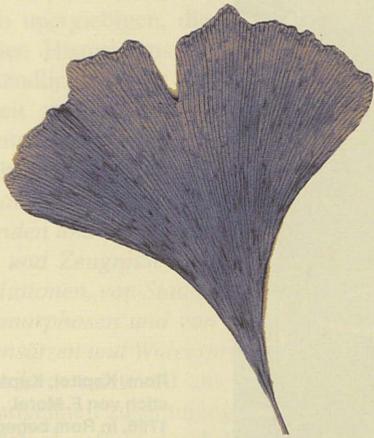
sentlicher als nationale und soziale Bewegungen, denen er nichts abzugewinnen vermag. In dem Maße freilich, wie Goethe sich als Botaniker und Anatom den Entwicklungsgedanken aneignet, stößt er

darauf, daß große Individuen nicht urplötzlich der Natur entspringen, sondern sich in Wechselwirkung mit objektiven Faktoren des Geschichtsverlaufs herausbilden.



Vesuviusausbruch, Zeichnung von Goethe. Naturgewalten bestimmen die Geschichte nicht weniger als historische Individuen.

Durchgeistete Natur – Ihre Präsenz in Goethes Dichtung, Wissenschaft und Philosophie. Wissenschaftliches Festival der Goethe-Universität



Auch die Goethe-Universität beteiligt sich an den Veranstaltungen der Stadt Frankfurt zur 250. Wiederkehr von Goethes Geburtstag: Die Universität greift das Thema „Goethe und die Naturwissenschaften“ auf, indem sie Goethes Naturbegriff und seine Wirkung bis in die heutige Zeit in den Mittelpunkt ihrer zentralen Veranstaltung stellt. Vom 7. bis 9. Mai wird das Casino des I.G. Farben-Gebäudes (Poelzig-Baus) zum Ort vielfältigen Nachdenkens über das – nach heutigen Maßstäben – noch immer ungewöhnliche Naturverständnis des Dichters, Forschers und Philosophen. Vorträge, physikalische und chemische Experimente, Lesungen und szenische Darbietungen sollen Entwicklung und Eigenart der Goetheschen Naturansicht Interessierten vergegenwärtigen. Das wissenschaftliche Festival „Durchgeistete Natur – Ihre Präsenz in Goethes Dichtung, Wissenschaft und Philosophie“ richtet sich an die breite Öffentlichkeit.

Es ist nicht als reine Vortragsreihe konzipiert und integriert auch bildhaltige und erlebnisintensive Präsentationsformen. Ganz im Sinne Goethes sollen insbesondere auch wissenschaftliche Laien Gelegenheit haben, sich auf diese Weise mit Goethe auseinanderzusetzen. Und die Didaktik beginnt mit der Anschauung. Interessierte erhalten – unterhaltsam und anregend vorgestellt – einen Einblick in die Originalität seines Denkens. Kenner erfahren allerhand Neues und Überraschendes, können ihre Kenntnisse erweitern und Zusammenhängen nachspüren. Goethe beantwortet die Frage nach dem Wesen der Natur auf zweifache Weise: fühlbar und erlebbar als Künst-

ler, vom Äußeren auf das Innere schließend als Gelehrter. Zur Darstellung dieser Vielfalt der Zugänge bietet ein wissenschaftliches Festival den optimalen Rahmen.

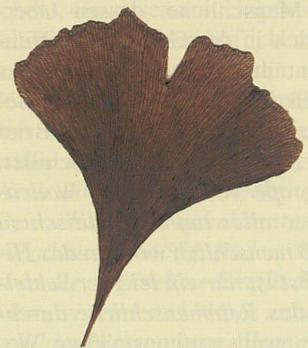
Der interdisziplinäre Vorbereitungskreis dieser Veranstaltung, in dem Geistes- und Naturwissenschaftler eng zusammenarbeiteten und sich gegenseitig inspirierten, ließ sich von der Idee leiten, daß Goethes Blick auf die Natur den starren Gegensatz von Geist und Stoff hinter sich läßt. Die Natur ist weder durch bloße Empirie noch rein begrifflich zu erfassen. Die Frage nach der Natur bei Goethe erschließt die Universalität seines Denkens. Ihr will die Auswahl der Themen gerecht werden. Wird in der frühen Straßburger Lyrik Natur von einer verspielten Kulisse zur sinnlich, aber auch fromm erfahrenen Realität, so erreichen Goethes naturwissenschaftliche Schriften einen ihm gemäßen Begriff von Wissenschaft im Sinn gegenständlich-gestalthaften wie genetischen Denkens. Auf diesem Naturbegriff beruht Goethes Einsicht in Polarität und Steigerung, für ihn die beiden „Triebkräfte“ allen Geschehens. Die epochalen Zusammenhänge, in denen dieser Naturzugang sich entwickelt, sollen während des Festivals ebenso beleuchtet werden wie das an Goethes Geistesart für heutige Naturwissenschaft nach wie vor Befremdliche, aber auch Inspirierende.

Die Veranstaltung wird am 7. Mai mit einem abendlichen Festvortrag des Frankfurter Philosoph Alfred Schmidt zum Thema „Die Natur im Dichten und Denken Goethes“ eröffnet. Samstag und Sonntag werden die angeklungenen Sujets dann ausgebreitet. Dabei gliedert sich das Programm in die vier Sektionen „Licht und Auge“, „Geist und Gestalt“, „Elemente und Kosmos“ sowie „Natur und Freiheit“. Am Samstagabend werden unter der Regie des Schweizer Regisseurs Hans Hollmann Goethe und Schiller für kurze Zeit „lebendig“: In Kooperation mit der Hochschule für Darstellende Kunst und Musik und der Hochschule für Gestaltung Offenbach inszeniert die Goethe-Universität einen Teil des Briefwechsels zwischen Goethe

und Schiller. Den Schlußpunkt setzt am Sonntag eine Podiumsdiskussion zum Thema „Über Goethe hinaus ...“. Dabei soll der Bezug zur modernen Wissenschaft von verschiedenen Seiten betrachtet und ein Resümee gezogen werden; es nehmen teil: Helmut Gebel (Gießen); Thomas Görnitz (Frankfurt); Walter Saltzer (Frankfurt); Wolfgang Schad (Witten/Herdecke); Alfred Schmidt (Frankfurt), Martin Trömel (Frankfurt).

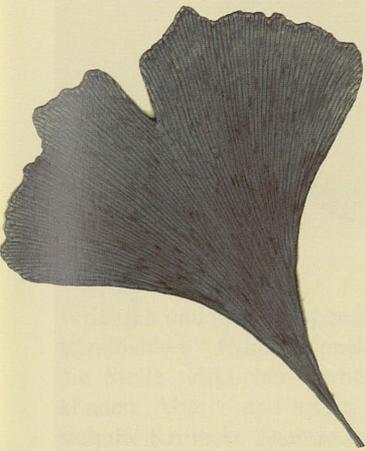
Die Themen und Referenten im einzelnen: Sektion „Licht und Auge“: Gernot Böhme (Darmstadt): Goethes Farbenlehre als Paradigma einer Phänomenologie der Natur (Einführungsvortrag); Fritz Siemsen, Friederike Kornbeck et al. (Frankfurt): Experimente aus der Sicht Goethes und der heutigen Physik und ihrer Didaktik (Experimentelle Demonstration); Ralph-Rainer Wuthenow (Frankfurt): Goethes Naturauffassung in Poesie und Forschung (Vortrag); Wolf J. Singer (Frankfurt): „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnten wir das Licht erblicken?“ (medial unterstützte Präsentation); Victor Sarris (Frankfurt): Goethes Farbenlehre aus heutiger wahrnehmungspsychologischer Sicht (medial unterstützte Präsentation)

Sektion „Geist und Gestalt“: Dorothea Kuhn (Marbach am Neckar): Die Idee der Morphologie bei Pflanzen und Tieren (Einführungsvortrag); Horst-Werner Korf und Gerhard Storch (Frankfurt): Goethes Entdeckung des Zwischenkieferknochens (Vortrag); Klaus-Jürgen Grün (Frankfurt): Goethe und Darwin – war Goethe Evolutionstheoretiker? (Vortrag); Georg Zizka (Frankfurt): Goethe und die Botanik – Morphologie im Wandel der Zeit (me-



dial unterstützte Präsentation); Thomas Görnitz (Frankfurt): Goethe – Künstler, Naturforscher, Denker – auch heute ein inspirierender Partner (Abschlussvortrag 1. Tag)

Sektion „Elemente und Kosmos“: Helmut Gebelein (Gießen): Über Alchemie und chemische Metaphorik im literarischen Schaffen Goethes (Einführungsvortrag); Erich-Walter Grabner (Frankfurt): Die Chemie im Schaffen Goethes: Versuche zum Anschauen und Begreifen (experimentelle Demonstration); Christian Schönwiese (Frankfurt): Wolken und Witterung aus der Sicht Goethes und heute (multimedialer Vortrag); Gerhard Brey und Hansmartin Hüßner (Frankfurt): Spannungsfeld zwi-



schen Neptunismus und Plutonismus (Vortrag); Jörg Villwock (Frankfurt): Die Weile der Ewigkeit. Goethe und das kosmische Naturverständnis der Griechen (Vortrag)

Sektion „Natur und Freiheit“: Klaus Jeziorkowski (Frankfurt): Der poetisch-philosophische Naturbegriff Goethes (Einführungsvortrag); Heinrich Schipperges (Heidelberg): Goethe und die Kunst zu leben (Vortrag); Helmut Siefert (Frankfurt): Goethe und die Medizin (medial unterstützte Präsentation); Rüdiger Bubner (Heidelberg): Goethe und die moralische Welt (Vortrag); Walter Saltzer (Frankfurt): Goethe – Wissenschaft, Kunst und Naturerleben komplementär (Abschlussvortrag 2. Tag)

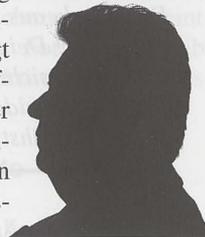
Nähere Informationen zum Verlauf der Veranstaltung und den inhaltlichen Aspekten sind einer Broschüre zu entnehmen, die in der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit (Telefon 069/ 798-22472) erhältlich ist, oder im Internet zu finden unter: www.uni-frankfurt.de

Einheit von Erd- und Menschheitsgeschichte

Am deutlichsten noch erschließen sich Goethe historische Sachverhalte, wenn er sie einordnet in den universellen, ewig gegenwärtigen Naturzusammenhang. Er wendet daher ohne Zögern seine naturwissenschaftliche Methode, überzugehen vom Ganzen zu den Teilen, auch auf die geschichtliche Welt an. Bestärkt hierin wird Goethe vom dynamisierten Spinozismus Herders, dessen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-1791) Kultur als *höhere Natur* bestimmt und die *Menschengeschichte* als *reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit*. Die ihren Plan verwirklichende *Vorsehung* bedient sich rein natürlicher Mittel. Goethe ist hinsichtlich der Möglichkeit eines welthistorischen Totalwissens zurückhaltender als der Theologe, zeigt sich aber beeindruckt von dessen naturalistischen Analogien; geologische Prozesse verdeutlichen zuweilen auch ihm politische und kulturelle Geschehnisse. Als Goethe Schiller über Soulavies Darstellung der Regierungszeit Ludwigs XVI. berichtet (Brief vom 9. März 1801), scheint er keine geschichtlichen Ereignisse zu beschreiben, sondern ein Walten elementarer Mächte:

Im ganzen ist es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die sich, nach Naturnotwendigkeit, von vielen Höhen und aus vielen Tälern, gegeneinanderstürzen und endlich das Übersteigen eines großen Flusses und eine Überschwemmung veranlassen, in der zugrunde geht wer sie vorgesehen hat so gut als der sie nicht ahndete. Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten.

Das epochale Ereignis der Französischen Revolution, um die es hier geht, stellt sich Goethe eher als Naturkatastrophe dar denn als *vernünftige* Stufe der Weltgeschichte im Hegelschen Sinn. Erst gegen Ende seines Lebens vergegenwärtigt sich Goethe die tiefgreifende Wirkung der Revolution auf sein historisches Bewußtsein und das der Zeitgenossen.



Professor em. Dr. Alfred Schmidt (67) war von 1972 bis zum vergangenen Wintersemester Inhaber des Lehrstuhls von Max Horkheimer für Philosophie und Soziologie an unserer Universität. Mit zahlreichen Monographien und Forschungsbeiträgen zur Philosophie sowie zur Religionsphilosophie der Aufklärung, zum deutschen Idealismus, zum philosophischen Materialismus und zur Kritischen Theorie gilt er als einer der wichtigsten Vertreter der Frankfurter Schule der zweiten Generation. Vor allem mit seinem Buch „Goethes herrlich leuchtende Natur“ (1984 bei Hanser in München erschienen) und seinem einschlägigen Artikel „Natur“ im neuen Goethe Handbuch zeigt Alfred Schmidt, daß Goethe der Aufklärung und Romantik wesentliche Impulse verdankt und vermittelt hat. Alfred Schmidt, u.a. ausgezeichnet mit der Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt, ist derzeit Sprecher im Direktorium des neugegründeten Instituts für Religionsphilosophische Forschung am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften.



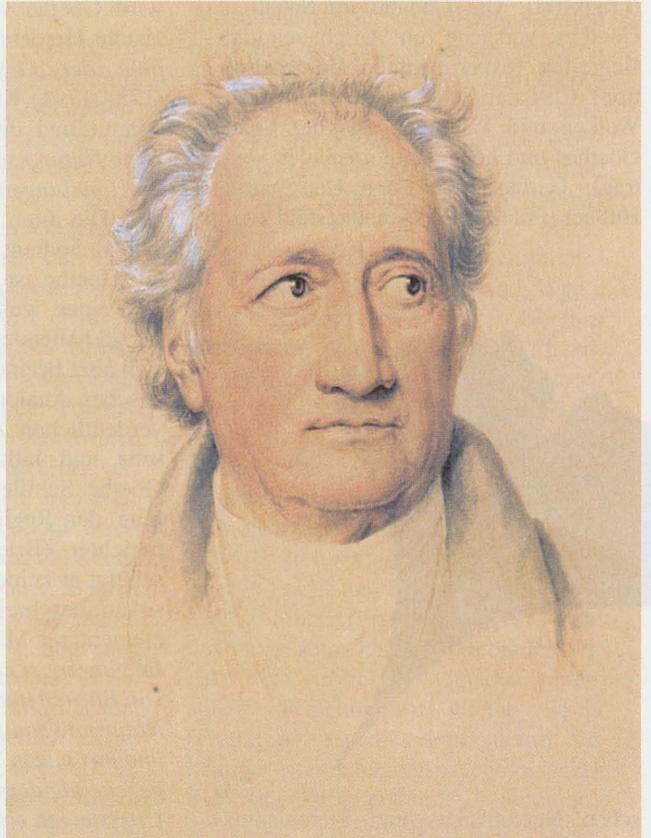
Weiterführende Literatur

- Cassirer, Ernst, Goethe und die geschichtliche Welt, Berlin 1932; Hamburg 1995.
 Schmidt, Alfred, Goethes herrlich leuchtende Natur. Philosophische Studie zur deutschen Spätaufklärung, München 1984.
 Schmidt, Alfred, Artikel: Natur, in: Goethe Handbuch, hg. von Bernd Witte, Theo Buck, Hans-Dietrich Dahnke und Peter Schmidt, Bd. IV/2, Stuttgart 1998.
 Harnack, Otto, Goethe in der Epoche seiner Vollen- dung (1805-1832). Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung, Leipzig 1887.
 Gauß, Julia, Die methodische Grundlage von Goethes Geschichtsforschung, Ansbach 1934.
 Masur, Gerhard, Goethe und die geschichtliche Welt, in: Geschehen und Geschichte, Berlin 1971.
 Menke-Glückert, E., Goethe als Geschichtsphilosoph und die geschichtsphilosophische Bewegung seiner Zeit, Leipzig 1907.
 Westphal, Otto, Die Weltgeschichte im Spiegel von Goethes Farbenlehre, Stuttgart 1957.
 Groth, Angelika, Goethe als Wissenschaftshistoriker, München 1972.

Befreiende Sinnlichkeit

Goethes gegenständliches Denken und Adornos „Vorrang des Objekts“

von Klaus-Jürgen Grün



Bildnis Goethes 1828 von Joseph Karl Stieler.

Goethe und die Autoren der Frankfurter Schule verbindet eine gemeinsame Auffassung des Ästhetischen miteinander. Das Ästhetische meint dabei gleichermaßen die Kunst wie auch die sinnliche Wahrnehmung. Während sich Herbert Marcuse in seinem Buch *Triebstruktur und Gesellschaft* ausdrücklich auf Schillers Konzeption einer ästhetischen Erziehung des Menschen bezieht, um die befreiende Kraft der Sinnlichkeit herauszustellen, bleiben die Bezüge von Horkheimer und Adorno zu den Dichtern der Klassik eher selten. Es bestehen der Sache nach jedoch deutliche Affinitäten vor allem zwischen Adornos Konzeption einer *Ästhetischer Theorie* und Goethes Vorstellung von Wissenschaft und Kunst, die letztlich ineinander übergehen sollen.

Das Hervorheben der Kategorie der Ästhetik gemäß der sinnlichen Wahrnehmung bedeutet eine Aufwertung des Men-

schen als einem sinnlichen Wesen gegenüber einer Auffassung, die ihn in erster Linie als Vernunft- oder Verstandeswesen

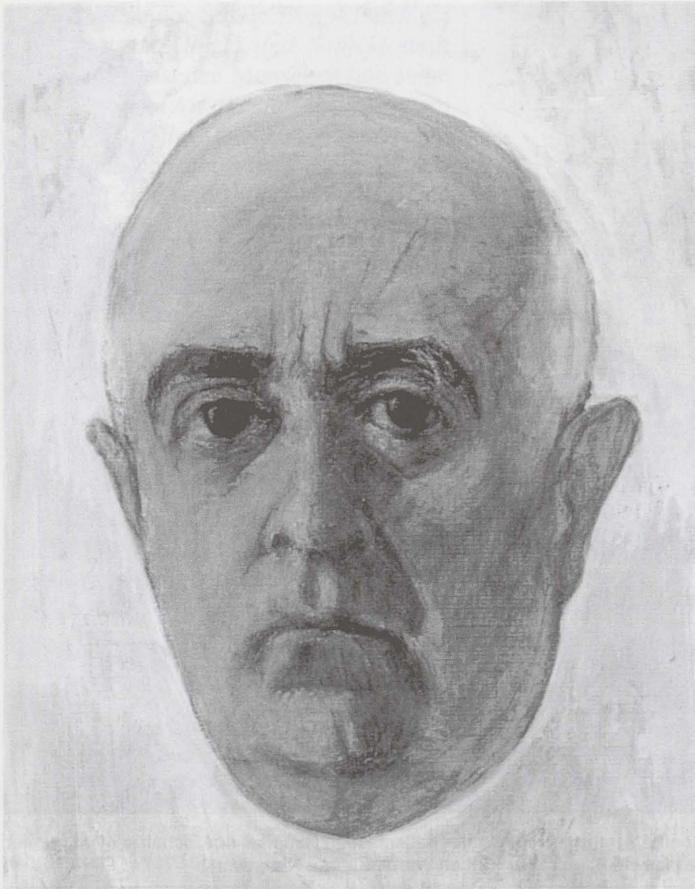
An denselben

„*Alles, was du denkst und sinnest,
Was du der Natur und Kunst
Mit Empfindung abgewinnest,
Druckst du aus durch Musengunst.
Farbe her! Dein Meisterwille
Schafft ein sichtliches Gedicht;
Doch, bescheiden in der Fülle,
Du verschmähst die Worte nicht.*“

betrachtet. Diese Aufwertung erlaubt eine Kritik an dem durch die deutsche Aufklärung übersteigerten Anspruch der Vernunft, welcher sich als eine Form der Unterdrückung von Sinnlichkeit enthüllt. Ästhetische Erziehung des Menschen wirkt dieser Form der Unterdrückung entgegen.

Die Frankfurter Philosophen Max Horkheimer und Theodor W. Adorno hatten das Wechselverhältnis von aufgeklärter wissenschaftlicher Rationalität und politischen sowie individuellen Machtverhaltens offengelegt. Damit Aufklärung nicht umschlage in neue Formen der Unterdrückung mit gesteigerter Intensität und Rationalität, bedürfe es der Anwendung des kritischen Potentials der Aufklärung auf diese selbst. Aufklärung müsse reflexiv werden, müsse ihre eigenen Prämissen beständig zum Gegenstand kritischphilosophischer Betrachtung machen.

Entscheidend für diese kritische Haltung von Vernunft und Wissenschaft sich selbst gegenüber ist die Bereitschaft, gewohnte und verhärtete Denkformen zu verlassen und – vorübergehend – einen Standpunkt außerhalb des Denkens einzunehmen. Nur so ist es zu vermeiden, daß Denkstrukturen sich fundamentalistisch



Bildnis Adornos 1967 von Helmut Viebrock (1912-1997), Professor für Anglistik der Goethe-Universität bis 1977, 1958/59 Rektor der Universität.

verhärten und jene „gespenstische Gegenständlichkeit“ (Marx) annehmen, die an die Stelle wirklicher Verhältnisse treten können. Aber – und hierin unterscheidet sich die Kritische Theorie der Frankfurter Schule ebenso wie Goethes Wissenschaftsverständnis von Irrationalismus und Wissenschaftsfeindlichkeit einer bloß weltanschaulichen Kulturkritik – die Warnung vor falschen Abstraktionen soll nicht die Unterwerfung des Individuums unter blinde, naturwüchsige Mächte befördern. Statt den Menschen den Weg zum Heil auf der Fährte wiedererweckten Glaubens an heidnische Mythen und Götter zu weisen, haben die Autoren der Kri-

„...daß jedesmal das innre Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es durch die Kunst zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange spiegeln kann.“

tischen Theorie zu bedenken gegeben, daß selbst Mythen noch dem anthropischen Prinzip gehorchen, nach welchem es die Furcht der Menschen ist, die das

Gefürchtete entweder im Mythos nachahmt oder mit rationalen wissenschaftlichen Formeln zu beherrschen versucht. Indem Aufklärung also die Mythen bekämpft, setzt sie sich dennoch nur mit den zeitlich früheren Produkten ihrer eigenen Tätigkeit auseinander.

Was der Mensch liebt oder haßt, was er befördert oder zurückweist, immer ist es auch ein Teil von ihm selbst; und es gehört zum Denken der Aufklärung, daß sie mit einer einheitlichen Formel selbst dieses Unterschiedliche zu identifizieren versucht. Schließlich tritt am Ende des bisher durchschrittenen Weges der Aufklärung auch das Bewußtsein dafür auf, daß selbst differenzierteste Rationalität einer Wissenschaft immer noch mehr Auskunft gibt über den Wissenschaftler selbst als über das Objekt seiner Forschungen. Vermeintliche Objektivität der Forschung bleibt immer noch im Subjektiven eingeschlossen.

Vorrang des Objekts

Gegen den rationalistischen Positivismus in den Wissenschaften erhob Adorno die Forderung nach „Vorrang des Objekts“. Er stellt sich damit in unmittelbare Nähe zu Goethes gegenständlichem Denken. In beiden Fällen erhält sinnliche Wirklichkeit der Natur ein Eigenrecht ein-

geräumt, in welchem die Gegenstände primär, deren rationale Struktur sekundär behandelt werden. Wie aber läßt sich für einen Philosophen dieser Standpunkt einnehmen, von dem aus die Sache selbst zur Sprache kommt, nicht nur der Sprecher, der darüber spricht?

Ein Kunstwerk wie die Faust-Dichtung Goethes bewegte Adorno zu einer Bemerkung über die Behutsamkeit, mit der ein Kunstbetrachter sich seinem Objekt annähert, ohne ihm diejenige Gewalt anzutun, die es fürchten müßte, wenn es unter das scharfe Messer der wissenschaftlichen Untersuchung gerät. *Die Interpretation beschlagnahmt nicht, was sie findet, als geltende Wahrheit – schreibt Adorno Zur Schlußszene des Faust – und weiß doch, daß keine Wahrheit wäre ohne das Licht, dessen Spur in den Texten sie*

„Sehen wir uns aber nach den eigentlichen Ursachen um, wodurch die Alten in ihren Vorsritten gehindert worden, so finden wir sie darin, daß ihnen die Kunst fehlt, Versuche anzustellen, ja sogar der Sinn dazu. Die Versuche sind Vermittler zwischen Natur und Begriff, zwischen Natur und Idee, zwischen Begriff und Idee. Die zerstreute Erfahrung zieht uns allzusehr nieder und ist sogar hinderlich, auch nur zum Begriff zu gelangen. Jeder Versuch aber ist schon theoretisierend; er entspringt aus einem Begriff oder stellt ihn sogleich auf. Viele einzelne Fälle werden unter ein einzig Phänomen subsummiert; die Erfahrung kommt ins Enge, man ist instande, weiter vorwärts zu gehen.“

folgt. ... Der Gestus des interpretierenden Gedankens gleicht dem Lichtenbergischen 'Weder leugnen noch glauben', den verfehlte, wer ihn einebnen wollte auf bloße Skepsis.

In diesem Sinn ist Kunst für Adorno Rationalität, die diese kritisiert, ohne sich ihr zu entziehen. Aufklärung und Wissenschaft sind jetzt gehalten, diesen Aspekt für sich zu entdecken. Stellt man das Kunstwerk in ein Verhältnis zur Natur, so scheint Kunst dem Rätselcharakter der Natur weit eher gerecht zu werden als der direkte wissenschaftliche Zugriff auf diese.

Gegenständliches Denken

Es bereicherte Goethes Verständnis von einer Zugehörigkeit der Kunst zur

Wissenschaft, daß Johann Christian Heinroth in seinem Lehrbuch der Anthropologie 1822 Goethes Denken als „gegenständlich“ bezeichnet hatte. Goethe hat es fasziniert, wie er in seinem Aufsatz Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort bekundet, daß sein „Denkvermögen gegenständlich tätig sei“. Heinroths Äußerung mache ihm bewußt, „daß mein Denken sich von den

Grundbedingung

„Sprichst du von Natur und Kunst,
Habe beide stets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst!

Eh du von der Liebe sprichst,
Laß sie erst im Herzen leben,
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.“

Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei.“ Diese Gegenständlichkeit des Wahren bewahrt Goethe davor, das Erkennen in eine von den inhaltlich bestimmten Sphären des Wissens und Handels losgelöste Scholastik zu verlegen. Gegenständliches Denken vereinigt die Sinnlichkeit mit dem Denken. Etwas davon kennzeichnet schon Goethes dynamischen Naturalismus seiner Sturm- und Drangperiode. Gar nicht so sehr übersteigert oder sentimental sei



Klavierspielender Adorno (1967 in seiner Wohnung in Frankfurt am Main).



Andrea Palladio, der von Goethe verehrte Architekt der italienischen Renaissance, schaffte nicht nur mit seiner Villa Rotonda bei Vizenca ein Symbol der Einheit von Natur und Kunstwerk.

die Stimmung im Werther, in welcher der Held danach strebt Eins zu werden mit den verschlingenden Kräften der Natur, wie Georg Lukács in seinem Buch Goethe und seine Zeit hervorhebt. Vielmehr zeige sich gerade in der Explosion der Leidenschaften der rebellisch-revolutionäre Charakter eines jungen Mannes, den die Zeichen der Unterdrückung und Verkümmern der menschlichen Persönlichkeit nicht unberührt lassen.

Die Natur ausreden lassen

Daß das spezifisch Naturhafte nicht dadurch abgeleitet werden könne, indem man es vollständig in eine andere Sprache übersetzt, bestimmt Goethes dichterischen Umgang mit Natur und Wissen-

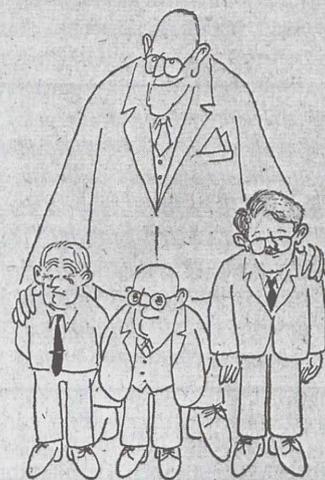
„Kunst: eine andere Natur,
auch geheimnisvoll,
aber verständlicher; denn sie
entspringt aus dem Verstande.“

schaft. Ästhetik wertet nicht nur den sinnlichen Menschen gegenüber der Vernunft auf, sie bringt auch Natur zur Sprache. Das Naturschöne, dem Adorno wieder Geltung verschafft hat, bei Goethe strahlt es noch in erster Blüte. Es ist keine beiläufig ästhetisierende Bemerkung, wenn

Goethe in *Maximen und Reflexionen* schreibt: *In Kunst und Wissenschaft so wie im Tun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objekte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.* Vielmehr spricht dies eine grundlegende Überzeugung Goethes aus, durch welche er sich bemüht zeigt, der Entfremdung des Menschen von der Natur durch die Wissenschaft entgegenzuwirken.

Zwei Gefahren sieht Goethe den Naturforscher beständig ausgesetzt, und nur als Künstler weiß er selbst ihnen zu be-

Die Frankfurter Schule



Die Frankfurter Schule: Horkheimer mit Marcuse, Adorno und Habermas.

gegenen. In seiner Studie *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt* stellt Goethe zunächst den Menschen und seine ganz natürliche Art, die Sachen anzusehen und zu beurteilen in den Vordergrund. Hierbei beziehe der Mensch die Gegenstände auf sich selbst, und er beurteilt sie danach, ob sie ihm gefallen oder mißfallen. Aus diesem Vorgehen erwachsen freilich einer Wissenschaft die allseits bekannten Schwierigkeiten. Daher stellt Goethe ihm eine zweite Betrachtungsweise an die Seite. In dieser beurteile der Mensch die Gegenstände nicht in ihrer Beziehung zum Menschen, sondern in ihren Verhältnissen unter einander.

„Organische Natur: ins Kleinste lebendig; Kunst: ins Kleinste empfunden.“

Aus einer solchen Unterscheidung der beiden möglichen Betrachtungsarten der Gegenstände spricht der kluge Wissenschaftler Goethe. Im zuletzt genannten Standpunkt erscheint bereits die Forderung nach Wertfreiheit in den Wissenschaften, welche den Menschen herauszuhalten versucht aus den Fragen, denen die Forschung nachzugehen habe. Goethes Kritik an diesem Verfahren einer vermeintlichen Objektivität der Wissenschaftler ist eindeutig: denn sie vermissen bald den Maßstab, der ihnen zu Hilfe kam, wenn sie als Menschen die Dinge in bezug auf sich betrachteten.

Befreiung durch Sinnlichkeit

Zur Vermittlung zwischen den beiden Betrachtungsarten, die jede für sich allein genommen unbefriedigend bleiben muß, dient Goethe der Versuch. An den Versuch stellt er Anforderungen, welche dazu dienen, die Entfremdung zwischen dem Menschen und dem Gegenstand seiner wissenschaftlichen Forschung aufzuheben. Hierbei werden die Sinne des Menschen gefordert. Goethe ist geradezu revolutionär in seinem Anspruch, den Versuch als Vermittler heranzuziehen. Dem Versuch kommt demnach die Aufgabe zu, Gegenstände der wissenschaftlichen Forschung dem Menschen wieder zurückzugeben. Der Versuch, wie Goethe ihn versteht, übt so einen zivilisierenden Einfluß auf den Menschen aus; er lehrt ihn, sich zurückzunehmen, nicht aber sich herauszuhalten.

Sobald Menschen von scharfen und frischen Sinnen auf Gegenstände aufmerksam gemacht werden, schreibt Goethe an der bezeichneten Stelle, findet

Adornos Handschrift 1968. Manuskriptseite der „Ästhetischen Theorie“ (Vgl. »Gesammelte Schriften«, Band 7, S. 119 f.) © Suhrkamp Verlag Frankfurt 1978

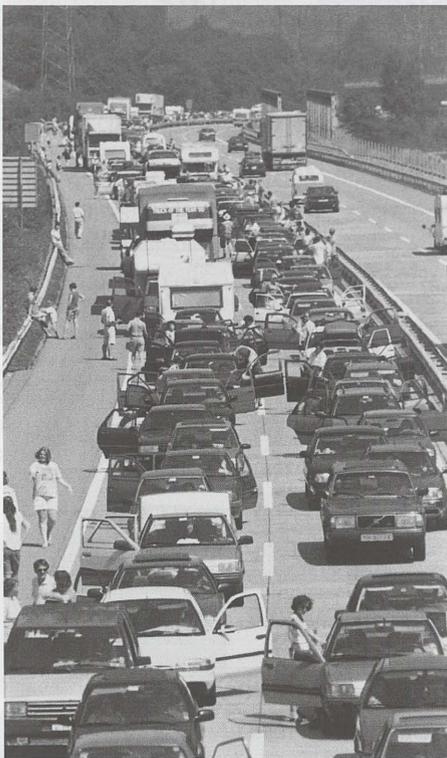
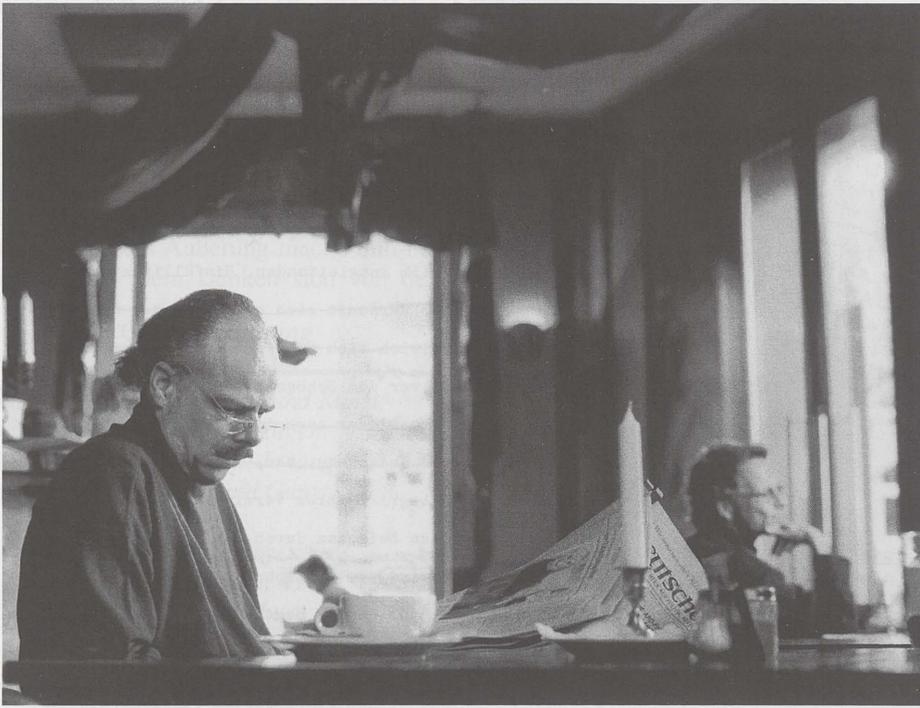
Adornos Handschrift 1968: Manuskriptseite der „Ästhetischen Theorie“ mit Auszügen über das Natur- und Kunstschöne.

man sie zu Beobachtungen so geneigt als geschickt. Ich habe dieses oft bemerken können, seitdem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandle und, wie es zu geschehen pflegt, mich mit Personen, denen solche Betrachtungen sonst fremd sind, von dem, was mich soeben sehr interessiert, unterhalte. Sobald ihre Aufmerksamkeit nur rege war, bemerkten sie Phänomene, die ich teils

nicht gekannt, teils übersehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, schnellere Schritte zu tun und aus der Einschränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühsame Untersuchung oft gefangenhält.

Dem Menschen aus einer Einschränkung herauszuhelfen, nicht ihn in eine neue Einschränkung hineinzubefördern,

„Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen Und haben sich, eh man es denkt, gefunden; Der Widerwille ist auch mir verschwunden, Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.“



Der Weg in die Freiheit ist mit Produkten des technischen Fortschritts zugerüstet; befreiend wirkt die Konzentration auf einen Gegenstand der Kunst oder die Natur.

Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe, nicht zuletzt seine Sinne schärft. Der Mensch möge nicht gefangen bleiben in vorgefertigten Theorien und eingeschränktem Weitblick, im Zwang, die Phänomene dem gerade herrschenden System unterzuordnen – sei dies aus Eitelkeit oder aus Bequemlichkeit. Er soll mit seinen Sinnen und seinem Verstand die natürlichen Dinge nachahmen, um das Natürliche in sich selbst auszubilden.

„...denn wie in dem Organismus der Natur, so tut sich auch in der Kunst innerhalb der genauesten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.“

Die Wissenschaft, von der der Dichter und der Künstler spricht, ist dann auch wieder geprägt von dessen Fähigkeit zur Beobachtung und zum Zuhören. Im freien Spiel hat er sich den Objekten hingegeben, damit sie sich ihm mitteilen; so werden diese nicht genötigt, sich den vorgefertigten Denkstrukturen des Subjekts unterzuordnen, und eine solche Wissenschaft genügt schließlich der Forderung nach „Vorrang des Objekts“. Goethes Wissenschaft bleibt den Prämissen der Aufklärung verpflichtet. Sie läßt es nicht zu, daß das System einer Wissenschaft selbst wieder zu jener befremdenden und

furchterregenden Macht anwache, die durch Wissenschaft eigentlich überwunden werden sollte.

Daher spricht auch Goethes wissenschaftliches Werk aus, was von den Autoren der Kritischen Theorie gefordert wird: die Befreiung der Sinnlichkeit des Menschen aus der Verstrickung in die Produkte seiner eigenen Rationalität. Und diese Befreiung wird im wesentlichen erreicht durch die Erziehung des Menschen zur Menschlichkeit am Leitfaden der Kunst.



Dr. habil. Klaus-Jürgen Grün (41) hat nach einer Ausbildung in einem naturwissenschaftlichen Beruf Philosophie, Geschichte und Mathematik an der Goethe-Universität studiert und mit einer Arbeit über Goethe und den deutschen Idealismus bei Professor Alfred Schmidt das Magisterstudium abgeschlossen, anschließend promoviert und habilitiert. Neben zahlreichen Arbeiten zur Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts sowie des Mittelalters sind neben kleineren Studien zu Goethe auch zwei Artikel in Metzlers Goethe Handbuch erschienen. Zu seinen Schwerpunkten in der Lehre gehören Naturphilosophie, die Philosophie der Aufklärung, Frankfurter Schule. Grün beteiligte sich maßgeblich an der konzeptionellen Vorbereitung dieser Ausgabe von FORSCHUNG FRANKFURT und des wissenschaftlichen Festivals „Durchgeistete Natur“, das Thema seines Vortrags bei dieser Jubiläumsveranstaltung der Goethe-Universität lautet „Goethe und Darwin – war Goethe Evolutionstheoretiker?“



Literatur

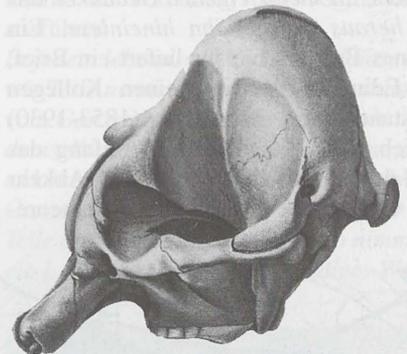
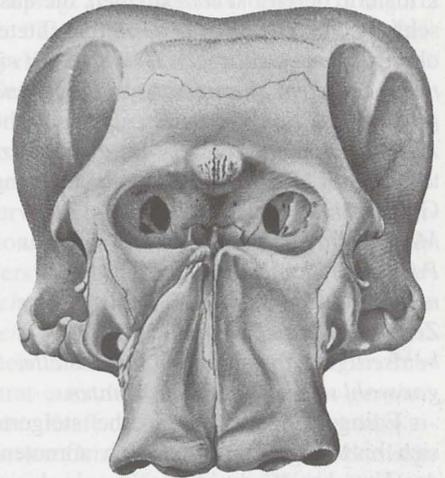
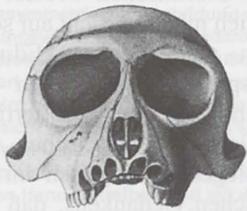
Georg Lukács, Goethe und seine Zeit, Berlin 1950.
Theodor W. Adorno, Ästhetische Theorie, Frankfurt am Main 1973.
Herbert Marcuse, Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud, Frankfurt am Main 1990.

„Denn es legt sich nun auseinander, und die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden.“

das ist die Aufgabe des wissenschaftlichen Versuchs im Sinne Goethes. Darin liegt auch die humanitäre Aufgabe der Wissenschaft. Sie erhebt den Menschen zu größerer Menschlichkeit, weil sie seine

Ornament und Programm

Zur Ästhetik
der Goethe-Zitation
bei jüdischen
Neurowissenschaftlern
in Frankfurt
am Main



von Gerald Kreft

Im Oktober 1907 bezog das Neurologische Institut des jüdischen Nervenarztes und Hirnforschers Ludwig Edinger (1855-1918) das obere Stockwerk der neu errichteten Dr. Senckenbergischen Pathologie. Dort ließ Edinger das folgende Goethe-Zitat anbringen:

*Willst Du ins Unendliche schreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.*

In Edingers Aneignung dieses Wahlpruchs verdichten sich zwei zunächst disparat erscheinende Problemebenen: die Stellung Goethes in der Geschichte der deutschen Juden sowie die Bedeutung seiner Naturauffassung bzw. seiner morphologischen Studien für die modernen Neurowissenschaften.

Ludwig Edingers Goethe

Beredetes Zeugnis für Edingers Beziehung zu Goethe geben seine nachgelassenen Erinnerungen, die er – wohl in An-

spielung auf dessen Autobiographik als Vermittlung von Lebens- und Wissenschaftsgeschichte – *Mein Lebensgang* nannte. Ihnen stellte Edinger Goethes Motto voran:

*Weite Welt und breites Leben
Langer Jahre friedlich Streben
Stets geforscht und stets gegründet
Nie geschlossen, oft geründet
Ältestes bewahrt mit Treue
Freundlich aufgefasstes Neue
Heitern Sinn und seine Zwecke
Nun! Man kommt wohl eine Strecke!*

Nachhaltig geprägt wurde der junge Medizinstudent, der 1870/71 die Reichsgründung begeistert begrüßt hatte, durch den Philosophen Kuno Fischer (1824-1906) in Heidelberg. Fischer brachte Edinger die Ästhetik des deutschen Idealismus nahe und interpretierte Werke der deutschen Klassik national wie universal. Etwa zehnmal sah Edinger Theateraufführungen des *Faust* während seiner Studien-

Goethes vergleichende Schädelammlung: Bei seiner Suche nach dem Zwischenkieferknochen beim Menschen sammelte Goethe eine Reihe von Tierschädeln, die er gemäß seiner Methode des stufenweisen Vergleichens studierte. Von hier aus war es gedanklich nur ein kleiner Schritt, sich auch der Erforschung des Schädelinhalts, des Gehirns, zuzuwenden: „Denn“, bemerkte Goethe, „das Gehirn bleibt immer der Grund [...], da es sich nicht nach der Hirnschale, sondern diese nach jenem zu richten hat.“ Die Abbildungen zeigen Originale Goethes [aus: Goethes Morphologische Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Troll. Jena (Eugen Diederichs) 1932], zu sehen sind hier: Gesichtsschädel des Menschen; Schädel eines jungen Elefanten.

jahre im besetzten Straßburg. Eingedenk, daß Goethe selbst hier einmal studiert hatte, hing er der imperialen Ideologie an, *durch deutsches Geisteswesen zur friedlichen Eroberung beizutragen*, und teilte ihr *faustisches Faustbild*: das Faustische als Ikone des Fortschritts, der rastlosen Tätigkeit und optimistischer Zuversicht.

Dieses Weltvertrauen wendete Edinger allerdings auch gegen den Positivismus der zeitgenössischen Medizin und kritisierte deren *Pseudoexaktheit*, die ausschließlich *objektive Zeichen* beachtete, ohne sich aus *seelischen Gründen mit einem Kranken therapeutisch eingehend [zu] beschäftige[n]*. Seine ganzheitliche Auffassung der ärztlichen Tätigkeit stützte Edinger auch auf die Formulierung Goethes:

Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß, nach einem Umschwung der Zeiten, beide sich freundlich, zu beidseitigem Vorteil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten.

Edingers Liebe zu Goethe steigerte sich bisweilen zu symbiotisch anmutenden Verschmelzungserlebnissen, in denen ich sehr oft *meine eigenen Gedanken aus ihm heraus oder in ihn hineinlese*. Ein schönes Beispiel hierfür liefert ein Brief, den Edinger 1916 an seinen Kollegen Constantin von Monakow (1853-1930) schrieb. Von Monakow gab Anfang des 20. Jahrhunderts den Anstoß zur Abkehr vom vorherrschenden lokalisationstheo-



Ludwig Edinger

Der deutsch-jüdische Nervenarzt und Hirnforscher Ludwig Edinger (1855-1918) gilt als einer der Begründer der modernen vergleichenden Neuroanatomie. 1914 bekleidete er an der neu eröffneten Frankfurter Universität das erste Ordinariat für Neurologie in Deutschland. Die Aufnahme entstand vermutlich um 1900.

rischen Paradigma, nach denen spezifische geistige Leistungen in umschriebenen Hirnregionen verortet seien. Begründet worden war diese, später als *Hirnmithologie* karikierte Richtung durch Franz Josef Gall (1758-1828). Dessen Schädel-

lehre (Phrenologie) schloß aus der Form des Schädels auf die Ausbildung des Gehirns und von hier aus auf die Psychologie der betreffenden Person. Demgegenüber schickte Edinger von Monakow, gleichsam zur Unterstützung der gerade aufkommenden ganzheitlichen Auffassung der Funktionsweise des Gehirns, Goethes Bemerkung über Gall: *Das den Schädel ein wenig emportreibende kleine Partikelchen Hirn thut's freilich nicht, sondern der gesamte Teil des Nervensystems, der in jenem Partikelchen endet*. Begeistert setzte Edinger hinzu: *Unglaublich wie dieser Mann [Goethe] überall alles richtig ahnte!* [vgl. Informationskasten „Gall – Goethe – Edinger“, S. 67]

Edingers idealisierende Goethe-Identifikation zeigte sogar Sympathien für das 1898 erstmals veröffentlichte Goethebuch von Paul Julius Möbius (1853-1907), des großen Außenseiters unter den Nervenärzten der Jahrhundertwende. Ketzerisch genug, hatte dieser seine Goethebiographie als *Pathographie* angelegt und mitunter stürmischen Protest ausgelöst. Vermutlich mit Rücksicht auf sein eigenes Ansehen unterzeichnete Edinger seine Buchbesprechung mit dem anonymen „E.“. Inhaltlich aber rechtfertigte er den medizinisch-psychologischen Ansatz seines Kollegen, wengleich im Sinne des Goetheschen Gedankens, daß ein bevorzugtes Wachstum eines Teils nur auf Kosten eines anderen möglich sei (Kompensationsprinzip):

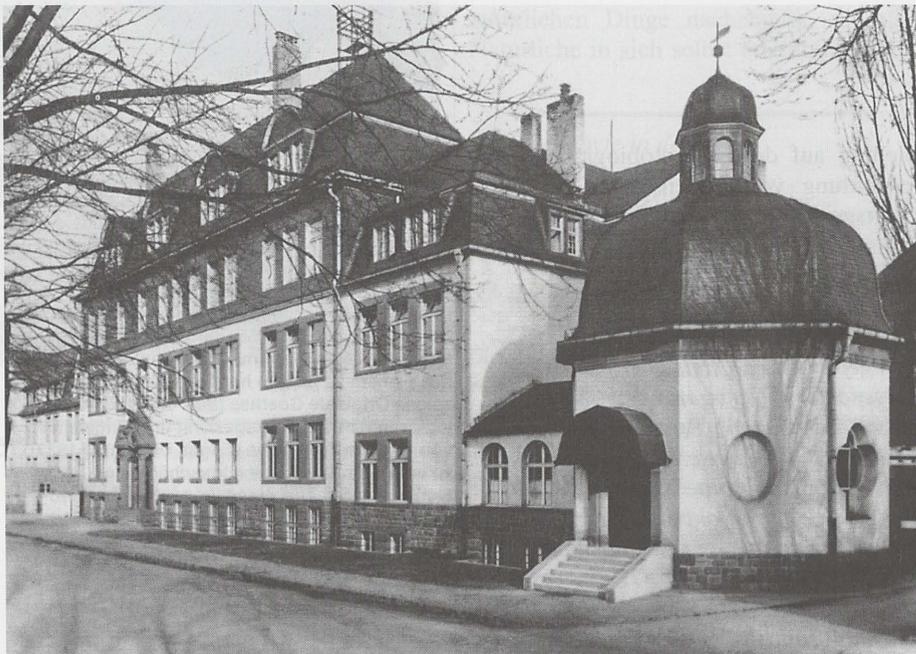
*Siehst du also einem Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste.
Finden wirst Du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.*

Selbst Kritikern seines eigenen wissenschaftlichen Wirkens pflegte Edinger mit einem Goethe-Vers humorvoll zu begegnen:

*Wir reiten in die Kreuz und Quer'
Nach Freuden und Geschäften
Doch immer kläfft es hinterher
Und bellt aus Leibeskräften.
So will der Spitz aus unserem Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten!*

Goethe als Integrationsfigur

Edingers Bezüge auf Goethe reichten weit in seine beruflichen und persönlichen Lebensbereiche hinein, ohne Ambivalenzen in dessen Haltung gegenüber dem traditionellen Judentum zu berühren. Die Identifikation mit Goethe schien



Im Oktober 1907 bezog das Neurologische Institut, das Ludwig Edinger (1855-1918) aus privaten Mitteln aufgebaut hatte, das zweite Stockwerk der neu errichteten Dr. Senckenbergischen Pathologie. Das Neurologische Institut bestand damals aus einer Neuroanatomischen und einer Neuropathologischen Abteilung, unterhielt Labore, Terrarien und Aquarien zur experimentellen Tierbeobachtung, eine einzigartige Fachbibliothek und die seinerzeit weltweit größte vergleichende Sammlung von Tiergehirnen. Über die Eingangstür zu seiner Sammlung ließ Edinger den Wahlspruch Goethes anbringen: „Willst Du ins Unendliche Schreiten, Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.“

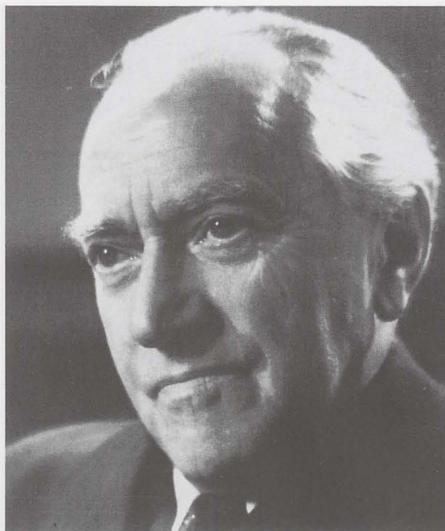
teil an der Unendlichkeit, oder vielmehr, es hat etwas unendliches an sich.

Um dem mit einzelwissenschaftlichen Methoden nicht einholbaren Charakter des Lebendigen entgegenzukommen, konzipierte Edinger sein Neurologisches Institut als *Arbeitsstätte zur Erforschung des Nervensystems auf den verschiedensten Wegen*. Für eine solche interdisziplinäre, umfassende Biologie des Nervensystems steht heute der Begriff der Neurowissenschaften bzw. Neuroscience(s). In diesem Sinne erwuchs Edingers neurowissenschaftliches Projekt aus dem Verständnis einer qualitativ schöpferischen, sich aus sich selbst bildenden Natur (*natura naturans*), das Goethe so charakterisierte:

Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgends ein Bestehendes, nirgends ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles, in einer steten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hervorgebrachten als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt.

Goethe im Exil

1948, anlässlich der Feier seines 70. Geburtstages, bezog sich der Jude Kurt Goldstein (1878-1965) im US-amerikanischen Exil erneut auf den eingangs zitier-



K. Goldstein

Der deutsch-jüdische Neurologe und Psychiater Kurt Goldstein (1878-1965) war langjähriger Mitarbeiter und Nachfolger Ludwig Edingers als Direktor des Neurologischen Instituts, wo er die moderne Neuropsychologie begründete. Die im US-amerikanischen Exil, vermutlich Ende der dreißiger Jahre, entstandene Aufnahme dokumentiert Goldsteins verblüffende Ähnlichkeit mit Goethe.

ten Goethe-Wahlspruch, um den sich stetig erweiternden Horizont seines Lebenswerkes zu charakterisieren. Als Mitarbeiter Edingers und dessen Nachfolger als Direktor des Neurologischen Instituts hatte Goldstein zusammen mit dem jüdi-

schen Gestaltpsychologen Adhémar Gelb (1887-1936) in Frankfurt am Main die moderne Neuropsychologie begründet. Erstmals in der Geschichte der Hirnforschung untersuchten sie Hirnverletzte mit experimentell-psychologischen Methoden. Goldstein verstand die Funktionsweise des Gehirns ganzheitlich, als systemisches Zusammenwirken hierarchisch organisierter Funktionsebenen. Damit stand er in der Tradition des britischen Neurologen John Hughlings Jackson (1834-1911), dessen Vorstellungen übrigens auch der Jude Sigmund Freud (1856-1939) teilte. Danach entwickelt sich das Ganze als auch die Teile des Nervensystems gemäß einem grundlegenden Bauplan. Goethes Konzept der Metamorphose lebt hier fort. Auf diesen Zusammenhang wies der deutsche Jude Walther Riese (1890-1976), der sich bei Goldstein als erster Neurologe in Frankfurt am Main habilitiert hatte, 1949 in den USA hin.

Ebenfalls aus Anlaß des 200. Geburtstags Goethes bejahte Goldstein seine deutsch-jüdische Herkunft, indem er sich auf Goethes *Weltbürgertum* bezog. Darüberhinaus interpretierte er seine eigene Erkenntnisweise des lebendigen Organismus im Sinne der von Goethe poetisch ausgesprochenen:

*Bewahrt den Forscher der Natur
Ein treu und ruhig Schauen,
So folge Meßkunst seiner Spur
Mit Vorsicht und Vertrauen.*

Goldstein mahnte, eine solcherart fruchtbare Synthese könne verhindern, daß die physikalisch-naturwissenschaftliche Einstellung die Menschen der Selbstzerstörung entgegen führt.

Seine kritischen Reflexionen auf Rationalisierung und Verdinglichung in der Moderne erweisen Goldstein als Weggefährten der *geistigen Linken* im Umfeld des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Zweideutigkeiten seiner Übertragung ärztlicher Erfahrungen auf Politik und Gesellschaft führt die folgende Schilderung einer Szene vor Augen, die sich auf einer von Goldstein veranstalteten, zumeist von deutschen Emigranten besuchten, privaten Abendgesellschaft ereignete:

Das Gespräch wendete sich, wie so oft in jenen Tagen, der Frage zu, „was man mit ihnen machen solle“, d.h. der Strafe, die Deutschland nach Ende des Krieges zu erteilen wäre. An diesem Punkt überraschte Goldstein alle, indem er ziemlich ernst sagte, daß ihm die Tendenz unseres Gespräches nicht gefalle: Wir redeten über eine Krankheit, die im Gegenzug leicht auch andere Nationen infizieren könne. Um ein Wiederauftreten zu verhindern, dürfe dem Haß nicht

Goethe nach einem Bildnis von G. Dawe, 1819.



Gall – Goethe – Edinger

O bgleich sich Goethe im Laufe seines Lebens mehrfach eingehend mit dem Studium des menschlichen Gehirns befaßt hat, sind ihm auf diesem Gebiet keine grundlegenden Entdeckungen geglückt. Allerdings belegen seine mehrschichtigen Beziehungen zu Franz Joseph Gall (1758-1828), daß Goethe durchaus ein angemessenes Verständnis der sich entwickelnden Hirnanatomie und Hirnpathologie seiner Zeit hatte.

E her reserviert, in ironischer Distanz verblieb Goethe gegenüber der Gallschen Schädellehre (Phrenologie). 1805 hatte ihm Gall einmal den Stirnbau seines göttlichen Kopfes so gedeutet, *ich könne den Mund nicht auf-tun, ohne einen Tropus auszusprechen; worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volks-ner geboren sei. Dergleichen gab zu allerlei scherzhaften Bezügen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Chrysostomos in eine Reihe zu setzen beliebte.*

A ndererseits, und durchaus nicht im Einklang mit einer großen Anzahl zeitgenössischer Fachgelehrter, begrüßte Goethe Galls Prinzip der neuroanatomischen Untersuchung. Die herkömmliche Methode, die das Ge-

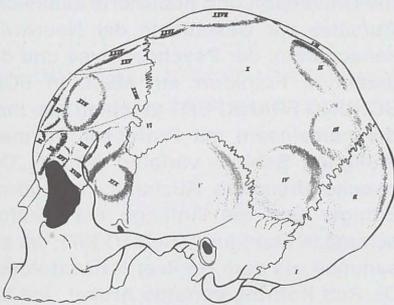


Abb. 1: Die von dem Arzt und Anatomen Franz Josef Gall (1757-1828) veröffentlichte Zeichnung zeigt die linke Seitenansicht eines menschlichen Schädels, an dem einzelne Areale beulenförmig hervorgehoben sind. Ausgehend vom Gehirn als Sitz der Seele nahm Gall an, daß die intellektuellen, moralischen und emotionalen Eigenschaften (Fakultäten) in umschriebenen Bereichen der Gehirnrinde lokalisiert und an der Schädel- bzw. Kopfform der Person ablesbar seien. Nach Gall gab es nicht nur ein Zentrum für Sprache und Sprechen, – ein in der weiteren Entwicklung der Hirnforschung des 19. Jahrhunderts bahnbrechender Gedanke, – sondern u.a. Zentren für Farbwahrnehmung, die Tendenz zum Stehlen und Morden, den Sinn für Metaphysik, aber auch den für Humor.

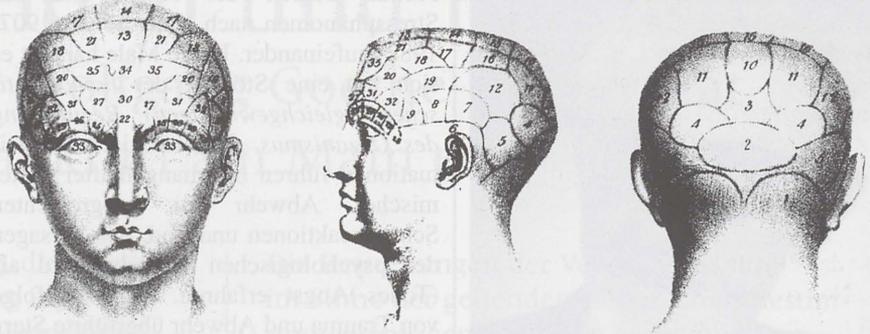


Abb. 2: Von Galls Schüler und Mitarbeiter Johann Caspar Spurzheim (1776-1832) stammt die wiedergegebene Einteilung des menschlichen Kopfes in immer zahlreichere Bezirke von Fakultäten. In Vorträgen auf Reisen durch Europa und die USA popularisierte Spurzheim die Lehre Galls, die zeitweise den Charakter eines beliebten Gesellschaftsspiels gewann.

hirn wie einen Käse scheinbarweise von oben nach unten durchschnitten, ergab keinen Aufschluß über den Zusammenhang der Teile. Demgegenüber begriff Gall das Gehirn gleichsam als Blüte oder Aussprossung (Metamorphose) des Rückenmarkes, ganz entsprechend der Auffassung Goethes, der Schädel sei aus einer Anzahl von Wirbeln entstanden. Goethe lobte: *Galls Vortrag durfte man als den Gipfel der vergleichenden Anatomie anerkennen, denn ob er gleich seine Lehre [= Schädellehre] von dorthier nicht ableitete [...]: so stand doch alles mit dem Rückenmarke in solchem Bezug, daß dem Geiste vollkommene Freiheit blieb, sich nach seiner Art diese Geheimnisse auszulegen. Auf alle Weise war die Gall'sche Entfaltung des Gehirns in einem höheren Sinne als jene in der Schule hergebracht.*

D ie von Goethe begrüßte Methode Galls, dem natürlichen Verlauf der Faserzüge vom Rückenmark zum Hirn zu folgen, das Aufsteigen vom Einfachen zum Komplexen, führte auch Ludwig Edinger zur Entdeckung seines bedeutendsten Beitrags zum Wissensbestand der Neurowissenschaften: Etwa 1886 *beschäftigte mich immer wieder der Gedanke, ob nicht vielleicht bei niederen Wirbeltieren viel einfachere, viel leichter durchsichtige Verhältnisse zu finden wären, von denen ausgehend man die komplizierteren beim Menschen besser verstehen könne.* Als Edinger einmal ein Schnittpräparat sah, das die Kerne der die Augen bewegenden Muskeln beim Karpfen aufwies, die dort ganz so kompliziert gebaut waren, wie die beim Menschen, war dies *eine Enthüllung.* Ganz im Sinne einer Goetheschen *Schau* bzw. einer Gestaltwahrnehmung faßte Edinger so-

fort die – wie sich später ergab – ganz richtige Idee, daß die für die einfachsten Verrichtungen notwendigen Apparate wohl überall gleich gebaut sein möchten, daß also vielleicht das Gehirn aus zwei verschiedenen Teilen bestehe, einem für die elementaren Verrichtungen und einem anderen, der, wie sehr wahrscheinlich war, sich erst allmählich in der Tierreihe aufwärts zu dem großen Denkkorgane entwickeln möchte. [...] Mit vollem Bewußtsein und ganz ohne Nebenwege bin ich diesen langen Weg gegangen.

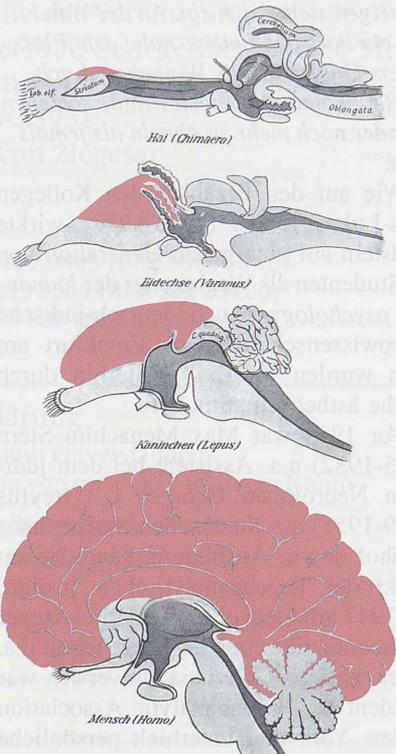
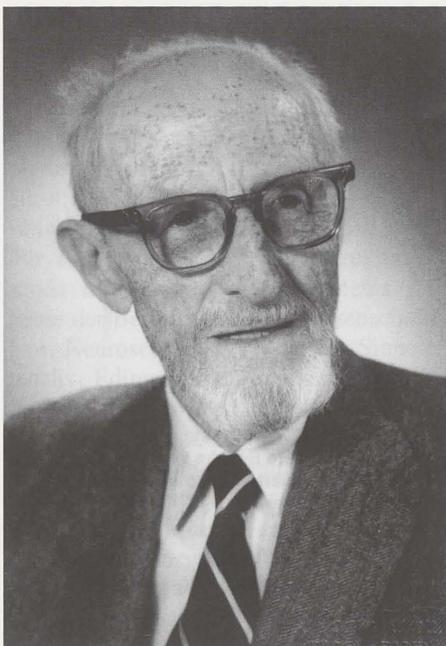


Abb. 3: In der evolutionär aufsteigenden Wirbeltierreihe nimmt das Neuhirn bzw. Neencephalon (rot) gegenüber dem Althirn bzw. Palaencephalon (grau) beim Menschen überproportional stark zu. Als Entwicklungsstruktur verstanden, erinnert Edingers Unterscheidung an Goethes Begriffspaar von „Typus“ und „Metamorphose“.



Noch im US-amerikanischen Exil ließ sich der deutsch-jüdische Psychoanalytiker Max M. Stern (1895-1982) bei seinem Versuch, Psychoanalyse und moderne Neurophysiologie zusammenzuführen, von Goethes Naturauffassung eines schöpferischen, ewig tätigen Lebensprozesses ästhetisch inspirieren. Das abgebildete Altersporträt entstand 1970.

gestattet werden, Haß hervorzurufen; die Verantwortlichen sollten wie Kranke behandelt werden. Ein anhaltendes Schweigen stellte sich ein. An der Wand hing ein Porträt Goethes, nahe dem Platz, an dem Goldstein saß. Wir sahen durch den Raum, und die beiden Profile schienen einander noch mehr zu ähneln als jemals zuvor.

Wie auf den Erzähler, den Kollegen Hans-Lukas Teuber (1916-1977), wirkte Goldstein auf eine ganze Generation von US-Studenten als Wegbereiter der *humanistic psychology*. Auch deutsch-jüdische Neurowissenschaftler aus Frankfurt am Main wurden im Exil weiterhin durch Goethe ästhetisch stimuliert.

Vor 1933 war Max Menachim Stern (1895-1982) u.a. Assistent bei dem jüdischen Neurologen Georges L. Dreyfus (1879-1957) am Städtischen Siechenhaus Sandhof sowie Ausbildungskandidat am Frankfurter Psychoanalytischen Institut. Seit 1947 arbeitete er als niedergelassener Psychoanalytiker in New York, lehrte u.a. an der dortigen Columbia University, war Präsident der Psychoanalytic Association of New York und unterhielt persönliche

Kontakte zu Goldstein. Stern bezog Freuds Begriff der Angst und das Stressphänomen nach Hans Selye (1907-1982) aufeinander. Beide Male handelt es sich um eine Störung der *homöostatischen (gleichgewichtigen) Regulierung des Organismus*. Physiologische Notsituationen führen bei mangelhafter systemischer Abwehr zu progredienten Schockreaktionen und Tod, das Versagen der psychologischen Abwehr wird als (Todes-)Angst erfahren. Diese Abfolge von Trauma und Abwehr überführte Stern in eine *teleonomische* Auffassung des Lebendigen als Selbstorganisationsprozeß. Dabei zeigt die ontogenetische Entwicklung des Gehirns eine zugleich genetisch determinierte wie auf Umweltreize angewiesene *autonomous morphogenesis*, in der Traumata als *necessary experiences* Lernprozesse entweder anstoßen oder verunmöglichen. Seinen Glauben an das gesetzlich Gestaltende pflegte Stern bis zuletzt mit Goethe zu illustrieren:

Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist [...] kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fort-leuchtet.



Literatur

- Barner, Wilfried: Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer. Göttingen (Wallenstein) 1992.
- Grünthal, Ernst: Goethes Studien zur Hirnanatomie. In: Ernst Grünthal und Fritz Strauss: Abhandlungen zu Goethes Naturwissenschaft. (= Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaft Nr. 10). Hrsg. v. E. Hintze und W. Rytz. Bern (Paul Haupt) 1949, S. 43-60.
- Harrington, Anne: Reenchanted Science. Holism in German Culture from Wilhelm II to Hitler. Princeton, New Jersey (Princeton University Press) 1995.
- Mandelkow, Karl Robert: Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers. Band I und II. München (Beck) 1980 und 1989.
- Wenzel, Manfred: Goethe und Darwin. Goethes morphologische Schriften in ihrem naturwissenschaftlichen Kontext. Dissertation Ruhr-Universität Bochum 1982.

Diplom-Soziologe Gerald Kreft (43) studierte in Frankfurt u.a. bei dem Philosophen Alfred Schmidt, der ihm aus der Tradition der Kritischen Theorie heraus einen Zugang zu Goethe eröffnete, sowie bei dem Ethnopschoanalytiker Mario Erdheim. Nach seiner Diplom-Arbeit („Probleme einer kritischen Theorie gesellschaftlicher Subjektivität“, 1984) bei dem soziologischen Bildungstheoretiker Martin Rudolf Vogel war Gerald Kreft akademischer Tutor am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften. Anschließend veröffentlichte er in außeruniversitären Projekten zu Alltagsgeschichte und Oral History (1988) sowie über Neonazismus (1991). Seit 1992 ist Gerald Kreft wissen-



schaftlicher Mitarbeiter am Neurologischen Institut (Edinger-Institut) der Goethe-Universität und publizierte zahlreiche Aufsätze zur Geschichte der Neurowissenschaften, der Psychoanalyse und der Juden in Frankfurt am Main. In FORSCHUNG FRANKFURT erschien von ihm: der gemeinsam mit Professor Dr. med. Wolfgang Schlote verfaßte Artikel „Der zweckentfremdete Küchentisch. Ludwig Edinger und die Anfänge der Hirnforschung in Frankfurt“ (Heft 1/1997); der zusammen mit dem Berliner Paläontologen Dr. Rolf Kohring verfaßte Artikel „Ich bin also sozusagen ein außerwähltes Wesen ...“ – Tilly Edinger (1897-1967): „Begründerin der Paläoneurologie in Frankfurt am Main“ (Heft 4/1997); sowie sein Artikel „... weil man es in Deutschland einfach verschwiegen hat ...“ – Kurt Goldstein (1878-1965): Begründer der Neuropsychologie in Frankfurt am Main (Heft 4/1998)

Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V.

Es ist das Ziel der Vereinigung, die Goethe-Universität bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zu unterstützen, ihr vor allem Mittel für die Errichtung neuer sowie für die Vergrößerung und Unterstützung bestehender Institute und für wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung zu stellen. Sie bemüht sich, nach Möglichkeit Finanzierungslücken zu schließen und solche Projekte durch Zuschüsse zu fördern, die aus anderen Quellen nicht finanziert werden können.

Dank der Hilfsbereitschaft ihrer Mitglieder und Förderer konnte die Vereinigung neben der Dotierung von Geldpreisen für besonders fähige Nachwuchswissenschaftler allein in den letzten fünf Jahren mehr als 5 Mio. DM der Universität zuleiten und rund 1 Mio. DM Darlehen gewähren. Damit beseitigte sie immer wieder finanzielle Engpässe in den verschiedenen Fachbereichen.

Mitglied der Freundesvereinigung können sowohl Einzelpersonen als auch Firmen und Körperschaften werden. Einzelmitglieder zahlen mindestens 50 DM, Studenten der Universität 10 DM, Firmen und Körperschaften mindestens 250 DM als Jahresbeitrag; Sonderzuwendungen sind herzlich willkommen.

Die Bestrebungen der Vereinigung sind im Sinne der geltenden steuerlichen Bestimmungen als gemeinnützig anerkannt. Die Geschäftsstelle erteilt für jede Beitragszahlung oder Spende eine zum Steuerabzug berechnete Quittung. Dabei werden zweckgebundene Spenden (z.B. für bestimmte Forschungsvorhaben) auftragsgemäß weitergeleitet.

Jedes Mitglied erhält das Wissenschaftsmagazin FORSCHUNG FRANKFURT, den UniReport – eine periodisch erscheinende Zeitung der Universität, die auch Mitteilungen der Vereinigung veröffentlicht – sowie den Jahresbericht.

Geschäftsführer der Vereinigung von Freunden und Förderern:
Wolfgang Bundschuh, Telefon 069/6069-403

Die Geschäftsstelle der Vereinigung befindet sich in der Universität, Senckenberganlage 31, 3. Etage, Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt, Telefon 069/798-23931

Leiterin: Sylvie von Ziegesar

Konten:

Deutsche Bank AG 700 0805 (BLZ 500 700 10)

Metallbank GmbH 215 8384 (BLZ 502 204 00)

Postbank Ffm. 55500-608 (BLZ 500 100 60)

Beitrittserklärung

Ich bin / Wir sind bereit, Mitglied der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V. (Postanschrift: Senckenberganlage 31, Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt am Main) mit Wirkung vom 1. Januar _____ zu werden und einen Jahresbeitrag von _____ DM zu zahlen.

Name, Vorname bzw. Firma _____

Beruf _____

Straße, Nr. bzw. Postfach _____

PLZ, Ort _____

Datum _____

Unterschrift _____

Abbuchungserklärung

Ich bin / Wir sind damit einverstanden, daß der Jahresbeitrag von meinem / unserem Konto vom _____ an abgebucht wird.

Konto-Nr. _____

BLZ _____

Bankinstitut _____

Ort _____

Datum _____

Unterschrift _____

„Doktor, was halten Sie von Goethe?“

Zur Geschichte einer deutschen Kultfigur

von Waltraud Wiethölter

Im zweiten, 1827 unter dem Titel *Die Nordsee* veröffentlichten Teil seiner *Reisebilder* kommt Heinrich Heine (1797-1856) unversehens – und zum ersten Mal öffentlich – auf Goethe zu sprechen, indem er seinen Erzähler ein paar aufmüpfige mephistophelische Verse aus dem *Urfaust* zitiert und von einem Disput berichten läßt, der sich offenbar an der Frage entzündet hat, ob Goethe größer sei als Schiller, oder umgekehrt.

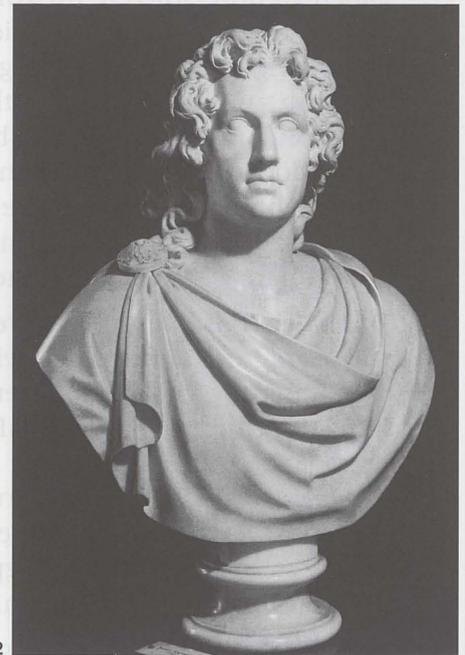
Ich stand neulich, so der Erzähler, hinter dem Stuhle einer Dame, der man schon hinten ihre vierundsechzig Ahnen ansehen konnte, und hörte über jenes Thema einen eifrigen Diskurs zwischen ihr und zwei hannövrischen Nobilis, ... wovon der eine, ein ... quecksilbergefüllter [i.e. syphilitischer] Jüngling ... die Schillersche Tugend und Reinheit pries, während der andere ... einige Verse aus der 'Würde der Frauen' hinlispelte und dabei so süß lächelte wie ein Esel, der den Kopf in ein Sirupfaß gesteckt hatte und sich wohlgefällig die Schnauze ableckt. Beide Jünglinge verstärkten ihre Behauptungen beständig mit dem betuernden Refrain: „Er ist doch größer. Er ist wirklich größer, wahrhaftig, Er ist größer, ich versichere Sie auf Ehre, Er ist größer.“ Die Dame war so gütig, auch mich in dieses ästhetische

Gespräch zu ziehen, und fragte: „Doktor, was halten Sie von Goethe?“ Ich aber legte meine Arme kreuzweis auf die Brust, beugte gläubig mein Haupt und sprach: „La illah ill allah, wamohammed rasul allah!“

Natürlich steckt in dieser (gut erfundenen) Anekdote die bare Ironie: Mit ätzender Schärfe karikiert Heine das Literaturgeschwätz seiner bildungsbedachten Zeitgenossen, für die der Umgang mit Kunst und Poesie unter dem Dach der Metternichschen Restaurationspolitik zu einem ebenso leeren wie folgenlosen Gesellschaftsspiel geworden ist. Angesichts dieser Ironie übersieht man fast, daß sich in der Antwort des Erzählers – immerhin dem Kernsatz des muslimischen Glaubensbekenntnisses – im Prinzip zugleich die größte Huldigung verbirgt, die der so anders geartete, von Selbstzweifeln und Zwiespältigkeiten heimgesuchte Heine dem schon zu Lebzeiten zum Klassiker erklärten Wolfgang Apollo hätte entgegenbringen können – wobei die Betonung allerdings auf dem besagten Prinzip und dem Irrealis des 'hätte' liegt. Denn das Äußerste, wozu sich Heine im Falle Goethes verstanden hat, ist eine Form der vorbehaltlichen, heute würde man sagen: der kritischen Huldigung, wie man sie auf das anschaulichste im ersten Kapitel der am Ende von Goethes Todesjahr 1832 entstandenen *Romantischen Schule* do-



1



2



3

Abb. 1: Goethe-Denkmal in München von Max Widmann, 1869. Das Denkmal war als Pendant zu dem bereits 1863 errichteten Schiller-Denkmal gedacht, stand am Nordende des Karlplatzes und wurde im Zweiten Weltkrieg eingeschmolzen.

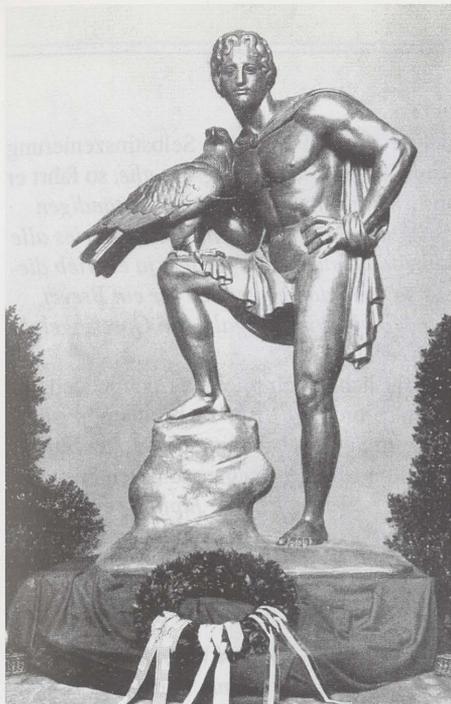


Abb. 2: Marmorbüste von Alexander Trippel, 1790: Goethe als „geistiger Eroberer“, orientiert an der Darstellung Alexanders des Großen, mit Lockenpracht und Feldherrnmantel.

Abb. 3: Goethe-Büste von Alexander Trippel als Stellvertretung des Dichters auf dem Titelblatt des 8. Bandes seiner Schriften, Zeichnung von Angelika Kauffmann.

Abb. 4: Goethe-Denkmal in Chicago von Hermann Hahn, 1914. Überdimensionale Nippesfigur ohne sichtbaren Goethe-Bezug.

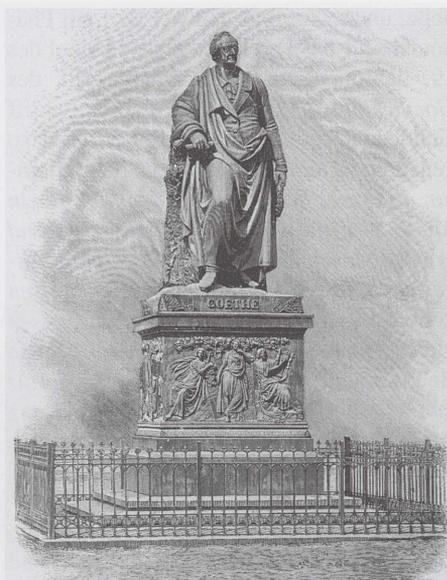


Abb. 5: Goethe-Denkmal in Frankfurt von Ludwig Schwanthaler, 1844.

Abb. 6: Goethe-Denkmal in Wien von Edmund Hellmer, 1900.

Abb. 7: Entwurf für ein Goethe-Denkmal in Berlin von Adolf Donndorf, 1874, mit Goethe in Sitzfigur folgte er den Vorlieben der Zeit. [Abbildungen und -texte innerhalb dieses Beitrags überwiegend von Rolf Selbmann, aus: Dichterdenkmäler in Deutschland: Literaturgeschichte in Erz und Stein, Metzler-Verlag, Stuttgart 1988]

kumentiert findet. *Nichts ist törichter, schreibt Heine dort, als die Geringschätzung Goethes zugunsten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte und den man von jeher pries, um Goethe herabzusetzen. Oder wußte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten hochidealischen Gestalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgestellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene sündhaften, kleinweltlichen befleckten Wesen, die uns Goethe in seinen Werken erblicken läßt? Wissen sie denn nicht, daß mittelmäßige Maler meistens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinseln, daß aber schon ein großer Meister dazu gehört, um etwa einen spanischen Betteljungen, der sich laust, einen niederländischen Bauern,*



welcher kotzt oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir sie auf kleinen holländischen Kabinettbildchen sehen, lebenswahr und technisch vollendet zu malen?

In diesem Sinne, und das bedeutet: im Blick auf einen nie zuvor erreichten Grad künstlerischen Gelingens, ist vom *selbständigen Wert der Goetheschen Meisterwerke*, ist vom weltliterarischen Rang des *Werther*, des *Götz*, des *Faust*, der *Lehrjahre* und der *Italienischen Reise*, es ist von Goethe, dem *Artisten* und *Finger Gottes*, und es ist von dem *großen Baum* die Rede, unter dem sich im Laufe der Jahrzehnte allerlei *Opposition* gesammelt hat, ohne daß es ihr gelungen wäre, dieses Gewächs in seiner ihm eigentümlichen Entfaltung ernsthaft zu behindern. *Das große Publikum*, sagt Heine, *verehrte diesen Baum, eben weil er so selbständig herrlich war, weil er so lieblich die ganze Welt mit seinem Wohlduft erfüllte, weil seine Zweige so prachtvoll in den Himmel ragten, so daß es aussah, als seien die Sterne nur die goldnen Früchte des großen Wunderbaums.*

Und Heine, der nicht müde wird, das *Ende der Kunstperiode* zu verkünden, indem



Goethe-Sitzstatue in der Frankfurter Bibliothek von Pompeo Marchese, 1867.

er von der Unfruchtbarkeit des (angeblich apolitischen) Klassizismus, ja vom *Fluch alles dessen* spricht, *was bloß durch die Kunst entstanden ist*: Ihm steht nicht allein vor Augen, daß auch er – und zwar nicht zuletzt in seiner Eigenschaft als hoffnungsfroher Jungpoet – unter diesem Baum gesessen und sich von seinen Früchten ernährt hat; er weiß außerdem, daß mit Goethes Poesie Maßstäbe gesetzt sind, die von den Nachgeborenen schwerlich zu übertreffen sein werden. *Goethe sei doch immer der König unserer Literatur*, betont Heine und erinnert in diesem Zusammenhang daran, wie er noch vor der Julirevolution auf die *Menzelsche Lehre* repliziert habe, derzufolge *Goethe ... kein Genie, sondern nur ein Talent* und damit nichts anderes als eine sich wahllos prostituiierende *Hetäre* sei: Goethe ein Talent zu nennen, so habe er schon damals behauptet, rechtfertige sich nur in Verbindung mit dem Zugeständnis, *daß Goethe dann und wann das Talent besitze, ein Genie zu sein*. Noch immer gelte gegenüber dem inkriminierten Gegenstand das Gesetz kritischer Selbstverpflichtung:

ein Rezensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch ebensoviel Courtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.

Weimarer Hofhaltung

Heine wäre indes nicht das Lästermäul, das er ist, wenn er seiner Ehrenbezeugung im Einvernehmen mit diesem Gesetz nicht auch postwendend das Halsgericht folgen

ließe, und zwar unter Hinweis auf ein Phänomen, für das bereits im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts der Schmähbegriff des *Goethekultus* in Umlauf ist. Dieser Begriff zielt jedoch keineswegs auf die von Tieck so genannte *Frühlingszeit der deutschen Literatur*, als dieser hochbegabte Jüngling wie ein Apoll, *zürnend und siegend, scherzend und ernst, aber immer mit heiter verklärtem Angesicht unter seine staunenden Zeitgenossen* getreten und als Autor von *Werthers Leiden* gleichsam über Nacht zu einer europäischen Berühmtheit geworden ist. *Goethekultus* meint vielmehr die Weimarer Hofhaltung des älteren und alten Goethe, der es nach seiner Rückkehr aus Italien zunächst an der Seite Schillers, später aber auch im Alleingang auf einzigartige Weise verstanden hat, zur alles überragenden Literatur- und Kunstinanz, ja zu einem *Kunstorakel* delphisch-sakrosankter Präntention zu werden. Treffsicher nennt Heine diese Epoche die *Goethesche Kaiserzeit*, mit deren Anbruch man nicht mehr von dieser oder jener Poesie, sondern von *Goethe und wieder von Goethe* gesprochen habe. Zwar seien während dieser

Alleinherrschaft einige Dichter auf den Schauplatz getreten, die an Kraft und Phantasie diesem nicht viel nachgaben; aber sie erkannten ihn ... als ihr Oberhaupt, sie umgaben ihn huldigend, sie küßten ihm die Hand, sie knieten vor ihm; diese Granden des Parnassus unterschieden sich jedoch von der großen Menge dadurch, daß sie auch in Goethes Gegenwart ihren Lorbeerkranz auf dem Haupte behalten durften.

Für Heine scheint deshalb das Urteil festzustehen. Auch noch im Rückblick fin-



Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar von Ernst Rietschel, 1857. Die vermutlich langlebigste Prägung unseres Klassikerbildes.

det er diese Form der Selbstinszenierung schlichtweg *widerwärtig*. *Goethe*, so fährt er fort, *hatte Angst vor jedem selbständigen Originalschriftsteller und lob und pries alle unbedeutenden Kleingeister; ja er trieb dieses so weit, daß es endlich für ein Brevet der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt zu werden.*

Tatsächlich empfiehlt es sich jedoch, die Lektüre nicht zu früh zu beenden, sondern bis zum Schlußabschnitt des Kapitels durchzuhalten, in dem Heine, seine eigene Aufwartung beim *großen Jupiter* rekapitulierend, von der Apodiktik wieder zur Ironie wechselt und diese Ironie eine den Schreiber sichtlich in Mitleidenschaft ziehende Färbung erhält:

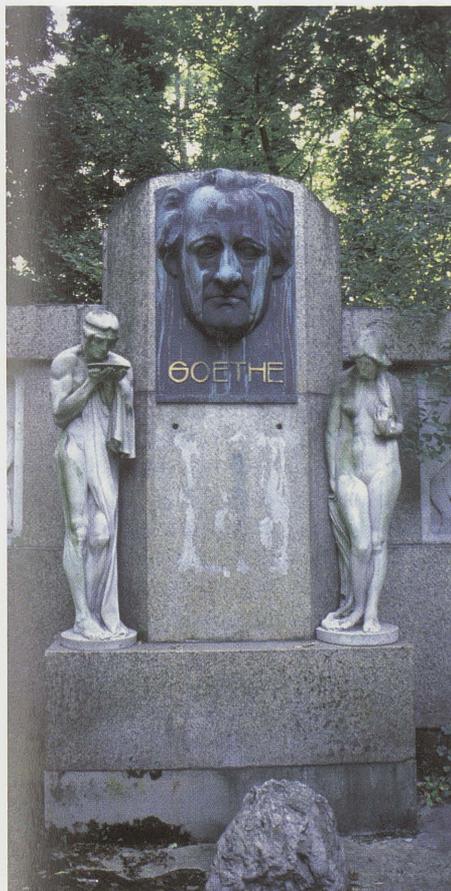
Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf deutsch: daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten ... Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte.

Um die Intention dieser Passage verstehen zu können, muß man wissen, daß die genannten 'sächsischen Pflaumen' eben diejenigen sind, die sich schon die Frühromantiker – allen voran die Gebrüder Schlegel – auf ihrem Weg zu Goethe einverleibt haben – dem Mann, den sie zum *Statthalter des poetischen Geistes auf Erden* ausgerufen hatten und der ihnen diesen Titel dadurch vergalt, daß er sie *aus dem Tempel jagte*. Doch schon damals soll Goethe gelächelt haben – eine Auskunft, deren Wahrheitsgehalt zweifelsohne niemals nachzuprüfen sein wird, die aber die Frage aufwirft, ob Heine nicht zu guter Letzt von einer Art Selbstkritik beschlichen worden ist: von dem Gedanken, er sitze womöglich nach wie vor im Schatten des *großen Baumes*, und jeder Versuch, diesen kleinzureden, werde allenfalls dazu beitragen, seine Größe noch kenntlicher zu machen.

Heines Ambivalenzen in Sachen Goethe sind also nicht zu übersehen, und sie hätten auch weiter keine Bedeutung, wären sie nicht symptomatische und höchst aufschlußreiche Reaktionen auf Goethes Wirkungsgeschichte – eine Geschichte, die man zu Recht eine Folge der Extreme, der Widersprüche und abrupten Kehrtwendungen genannt hat, obwohl sie – oder gerade weil sie – zunehmend weniger mit Goethe und seinen Werken, dafür aber umso mehr mit dem Gang der Realgeschichte und den



Goethe-Denkmal am Pincio in Rom von Gustav Eberlein, 1904.



Goethe-Denkmal in Franzensbad, 1906.

durch sie bedingten Funktionalisierungsbedürfnissen zu tun hatte.

Deutsches Reich und Dichterfürst

So dürfte selbst dem todkranken Heine im Pariser Exil nicht entgangen sein, daß man im Anschluß an die gescheiterte Revolution von 1848 – und fraglos beeindruckt durch Schriften wie die *Romantische Schule* – Goethes hundertsten Geburtstag so gut wie nicht gefeiert hat: Man suchte sich nach Möglichkeit von allen Repräsentanten des feudalistischen Herrschaftswesens zu distanzieren. Was Heine dagegen nicht mehr erlebte und was ihn wohl endgültig zum Satiriker jedweden *Goethentums* gemacht hätte, war der rasante Stimmungsumschwung, der sich bereits ein Dezennium später bemerkbar machte und im Zuge der Reichsgründung zu einer bis dahin nicht gekannten Form der Idolisierung führte. Goethe wurde nicht nur zum Vertreter einer klassischen deutschen Nationalliteratur, er wurde zu dem zeitenthobenen *Dichterfürsten*, dem es gerade durch seine tagespolitische Abstinenz gelungen war, die Einheit der Nation vorzubereiten. *Wenn wir gemacht zur nationalen Selbstbestimmung gekommen sind*, so war in einer der gängigen Literaturgeschichten zu lesen,

*Kennst du das Land? wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht.
Kennst du es wohl?*

Dahin! Dahin!

Mögt ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

*Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?*

Dahin! Dahin!

Mögt ich mir dir, o mein Beschützer, ziehn.

*Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst Du ihn wohl?*

Dahin! Dahin!

Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Goethe

*Kreubst du das Land, wo die Zertissen breun,
Im dischen Lurb die Gonten-Schaffeln geun,
Ein sichter Wold vom bluschen Hierzel waust,
Die Mespe strall und hiech der Leubahr staust,
Kreubst du es wirl?*

Derfarn! Derfarn

Meut ich mit dir, o mein Gebeichler, zarn.

*Kreubst du das Hieß? Auf Satzeln riest das Drauch,
Es glabscht der Suhl, es schappert das Gemauch,
Und Müsseldrehler strohn und spauin mich an:
Was hürscht man dir, da ampfes Kemd, gespran?
Kreubst du es wirl?*

Derfarn! Derfarn

Meut ich mit dir, o mein Berasper, zarn.

*Kreubst du den Bragg und seinen Weifelzerg?
Das Mohnmaar sämt im Nischel seinen Wärg,
Im Hunkel wast der Drannen alsche Brist,
Es strift der Fauß und über ihn die Flißt;
Kreubst du es wirl?*

Derfarn! Derfarn

Grapst unser Wärg! o Veichsler, leuß und zarn!

Andreas Thalmayr alias Enzensberger

verdanken wir es ... nächst Friedrich dem Großen Goethe, der dadurch, daß er mit regsamster Tätigkeit in das Getriebe unserer nationalen Denk- und Empfindungsweise hineingriff und die Tiefe und Vielseitigkeit unseres Geistes zu reiner Selbstanschauung hinstellte, ohne unser Wissen und Wollen das Bewußtsein der Nation emporbildete und uns nach außen hin die Ehre des Genius eroberte.

Die neue Legitimationsformel, die eine konfliktlose Allianz von (militärischer) Macht und Geist suggerieren sollte, hieß *Berlin und Weimar*; was bedeutete, daß sich letzteres – das als provinziell verschrieene Residenzstädtchen Karl Augusts – plötzlich zum ideellen Vorhof des Deutschen Reiches avanciert sah. Wie sehr man gleichzeitig aber auch nach repräsentablen, dem Zeitgeist entsprechenden Symbolen verlangte, geht aus einer Rede hervor, die Hermann Grimm, der älteste Sohn des Märchenforschers Wilhelm Grimm und seines Zeichens

ebenfalls Literarhistoriker, kurz vor der Jahrhundertwende hielt. *Wir verlangen monumentale Bilder unserer großen Männer; lautete der historisch ungetrübte Anspruch: Nicht wie das Licht ihrer einstigen Wohnungen und Arbeitsstuben sie zeigten, sondern wie sie, in ... freier Luft unerschüttert dastehend, der Zeit zu trotzen scheinen. Nicht wie sie waren, wollen wir sie sehen ..., sondern wie sie innerhalb der Volksphantasie sich erheben. Es werden Zeiten kommen, denen Hut und Zopf und Krückstock bei ... Friedrich dem Großen überflüssig erscheinen: die den siegreichen Helden sehen wollen ... und so wird auch bei Goethe weder das Hofkleid noch der Arbeitsrock einst die richtige Gewandung sein. Das Thronende, das Olympische, das seinen Mitlebenden schon als sein eigentliches Wesen hervortrat, muß seine Statue umschweben.*

Und siehe da: Die entfesselte Volksphantasie triumphierte, gleichgültig, ob sie zu ihrer Artikulation den Stein oder das Wort bemühte. Als 1906 das Goethedenkmal in Franzensbad enthüllt wurde, faßte Grimms Kollege August Sauer in gewisser Weise auch für die Nachwelt die Devotionalien zusammen, die das wilhelminische Zeitalter um ihre größte Projektionsfigur versammelt hatte:

Diesem Dichter ersteht heute ein neues Denkmal in deutschen Landen, ein neuer Opferaltar dankbarer und demütiger Verehrung, ein neues Siegeszeichen seines unermeßlichen Ruhmes. In einsamer Höhe ragt das olympische Haupt des Dichterfürsten

riesengroß hervor. Des ewigen Lebens voll, fließt die alte heilige Königsquelle der Dichtung, behütet von den Symbolen der Schönheit und der Wahrheit, ein reines Abbild des begeisterten Dichters, der in der tauigen Frühe des Morgens der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit empfangen. ... Abgestreift ist alles Irdische von ihm, versunken des Lebens Glück und Leid, verschwunden alle Einzelheiten seines Daseins. In hehrer Erhabenheit herrscht der mächtige Genius. Die echte und rechte Verkörperung deutscher Kunst.

Der Heilige Goethe

Gerechtigkeitshalber muß man freilich hinzufügen, daß es zu damaligen Zeiten durchaus auch Stimmen gab, die gegen diese Art von Mythisierung protestierten. Einen zweiten Heine aber gab es – bedauerlicherweise – nicht, und wie der erste und einzige Heine auf diese Entwicklung reagiert hätte: wie er sich zur Gründung des *Freien Deutschen Hochstifts* und der *Goethe-Gesellschaft* gestellt hätte, durch deren Initiativen zuerst Goethes Frankfurter Geburtshaus, dann das Weimarer Wohnhaus als Zentren öffentlicher Goetheverehrung zugänglich wurden, und wie er der wachsenden Goethe-Philologie begegnet wäre, die mit ihrer unangefochtenen biographischen Orientierung das ohne Zweifel *gedankenloseste Dogma des Goethekultes*, nämlich die (gegenwärtig noch immer wirksame) Überzeugung begründete, daß *unter allen Goetheschen Werken das größte sein Leben war*

(Walter Benjamin) – über die Antworten auf diese und ähnliche Fragen läßt sich naturgemäß nur spekulieren. Ersatzweise wäre höchstens Hermann Bahr zu zitieren, der den *Goethephilolog* zu Anfang des 20. Jahrhunderts als einen hundertfach vervielfältigten Eckermann charakterisierte:

Wir wissen jetzt von Tag zu Tag, wann er – Goethe – aufstand, was er in der befruchtenden Stille morgendlicher Einsamkeit halb nachtwandlerisch auf breite Zettel schrieb, was er dann, wenn der Sekretär erschien, antlich oder brieflich oder dichtend diktierte, welches Wetter, wie der Wind war, wie die Wolken an diesem Tage standen, wen er empfing und was er mit ihm sprach, ob er ausging oder im Garten saß oder zu Hause blieb, wen er bei Tisch zu Gast hatte, was er aß und trank und ob ihm die geliebten Teltower Rübchen mundeten ...

usw. usw. Es lohnt sich nicht, die Reihe dieser Banalitäten bis zu ihrem bitteren Ende durchzugehen. Hingegen steht fest: Wenn der Mensch wider Erwarten doch über die redensartige Fähigkeit verfügen sollte, sich noch im Grabe umzudrehen, hat Heine dies in Solidarität mit dem *großen Heiden* spätestens in dem Augenblick getan, als sich der Baumeister Hilger Hertel anschickte, die Figur des Evangelisten Lukas am Turmportal der Lamberti-Kirche zu Münster unverkennbar mit den Gesichtszügen Goethes auszustatten. Denn angesichts der Tatsache, daß der *Götzendienst an Goethe* im katholischen Kulturraum bis zur Jahrhundertwende keine nennenswerte Resonanz gefunden

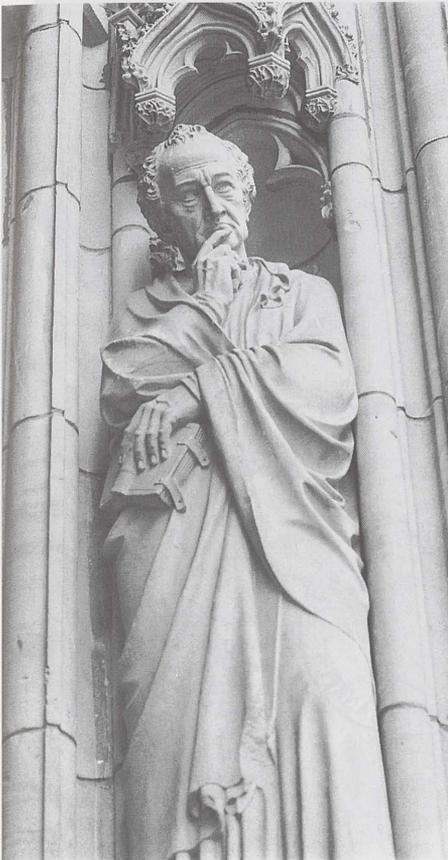
Der junge Goethe – Genese und Konstruktion einer Autorschaft Vortragszyklus in der Stiftungsreihe „Wissenschaft und Gesellschaft“

Das Genie, der moderne Prometheus – welches Bild hat die Literaturgeschichte vom jungen Goethe entworfen? Wie ist dieses Bild entstanden? Haben Goethes Texte selbst Vorgaben geliefert? Literaturwissenschaftler, die in ihrer Arbeit ganz unterschiedlichen Ansätzen folgen, werden in einer Vorlesungsreihe auf Genese und Konstruktion von Goethes Autorschaft eingehen. Ziel ist es, die längst zum Kultbild gewordene literaturhistorische Vorstellung vom jungen Goethe in ihrem Inszenierungscharakter kritisch zu reflektieren. Der Vortragszyklus, der sich auch an interessierte Laien wendet, findet im Rahmen der Frankfurter Stiftungsgastprofessur „Wissenschaft und Gesellschaft“ der Deutschen Bank AG im Sommersemester jeweils mittwochs

ab 18 Uhr im Hörsaal H, Hauptgebäude der Goethe-Universität, Mertonstraße, statt.

Die ausgewiesenen Goethe-Forscher werden nicht nur die zentralen Texte der Sturm-und-Drang-Periode von den frühen Hymnen bis zum *Werther* und der *Theatralischen Sendung* beleuchten, sondern auch später entstandene Werke wie die *Wahlverwandtschaften*, *Faust II*, *Divan* oder *Dichtung und Wahrheit*. Die Themen im einzelnen: Klaus-Detlef Müller (Tübingen): Die Vater-Stadt. Frankfurt in Goethes autobiographischen Schriften (21.4.); Ulrike Landfester (München/Hamburg): *Pergamente von Engeln auf und ab gerollt*: Das Genie und sein Schreibmaterial im Werk des jungen Goethe (28.4.); Gerhard Neumann (München): *Heut ist mein Geburtstag*:

Liebe und Identität in Goethes *Werther* (5.5.); Siegfried Unseld (Frankfurt): Goethes erste Erfahrungen mit den „Messieurs les Editeurs“ (12.5.); Gerhart von Graevenitz (Konstanz): Die Sichtbarkeit des Fremden. Figuren des Nicht-Identischen beim jungen Goethe (19.5.); Bernhard Greiner (Tübingen): Purim in Plundersweilern: Der karnevalistische Goethe (26.5.); Jochen Hörisch (Mannheim): Der Gott Goethe(s) (9.6.); Ernst Osterkamp (Berlin): Dämmerung. Poesie und bildende Kunst beim jungen Goethe (16.6.); David E. Wellbery (Johns Hopkins, Baltimore): *Spude dich, Kronos!* Zur Zeitsemantik beim jungen Goethe (23.6.); Hendrik Birus (München): *Im Gegenwärtigen Vergangnes*: Die Wiederbegegnung des alten mit dem jungen Goethe (30.6.).



Der Evangelist Lukas am Turmportal der Lamberti-Kirche zu Münster mit Goethes Gesichtszügen von Baumeister Hilger Hertel.

hatte – man denke nur an Eichendorffs Literaturgeschichte, die den *Grundirrtum der Goethe'schen Poesie* in einem zum Privatgebrauch zurechtgeschneiderten Christentum sah –, war mit der Realisierung dieses Bildprogramms auch das letzte Tabu gebrochen, das die literarische Denkmalpflege in die Schranken des guten Geschmacks gewiesen hätte.

Goetherezeption nach 1945

Seinen eigentlichen Auftritt hatte der Heilige Goethe gleichwohl erst im Nachkriegsdeutschland der vierziger und fünfziger Jahre, und zwar nach einer abermaligen Popularitätsbaisse in den Zeiten der Weimarer Republik, als die Konservativen mit Thomas Mann an der Spitze glaubten, Goethe gegen die *unbildbare Steppengeistigkeit Moskaus* aufbieten zu müssen, während die kulturevolutionäre Linke den *Geist von Weimar* auf jede denkbare Weise zu ächten suchte. Im Jahre 1945, angeblich der Stunde Null, konnte davon allerdings keine Rede mehr sein. *Heimkehr zu Goethe* (Frank Thiess) lautete die Devise, und beschworen wurde nicht nur *Goethes Geist*, dem man nachsagte, er habe die *totale Vergiftung und Selbstzerstörung des deutschen Volkes* verhindert; auf wundersamem Wege wurde *Goethes Christlichkeit*, es wurde der *Dichter*

des Leidens entdeckt, der seine *Stellung neben Dante der Fülle seines warmen Herzens*, insonderheit aber seiner *über alle Abgründe tragenden Kraft der Versöhnung, des Lebensglaubens und Gottesglaubens* verdankte (Ernst Beutler).

Das war Bedürfnisbefriedigung pur, die – ob sie es wollte oder nicht – zugleich die Funktion hatte zu verdrängen, welchen wahnwitzig verbogenen Gefallen man noch einige Jahre zuvor an dem Mephisto-Vers gefunden hatte, der dem *Blut* attestiert, *ein ganz besonderer Saft* zu sein. Doch zum Glück für Goethe und diejenigen, die an einem weniger voreingenommenen Zugang zu seinen Texten interessiert waren, ist diese christliche Vereinnahmungsmarge nicht konkurrenzlos geblieben. Der entscheidende – programmatische – Anstoß kam von Karl Jaspers, der in seiner Goethe-Preis-Rede 1947 nach einer Rezeption ohne *Ruinensentimentalität* verlangte. *Die Zeit des Goethe-Kultus ist vorbei*, erklärte Jaspers; *wo Goethes Geist atme*, müsse sich *die Freiheit des Wortes* analog zu den Widersprüchen des Werks in einem Wettbewerb nüchtern abgewogener *Gründe und Gegenstände* manifestieren. Indes war das leichter gesagt als getan; daß sich in den Folgejahren selbst der professionelle Umgang mit Goethe nur bedingt auf der Höhe dieser Einsicht bewegte, lag unter anderem an der Teilung Deutschlands, die zwar diesen Wettbewerb förderte, auf beiden Seiten der Demarkationslinie jedoch nicht dazu angetan war, ihn von ideologischen Befrachtungen frei zu halten. Zu merklichen Einstellungsveränderungen kam es erst im Zusammenhang der *Klassikerschelte* der siebziger Jahre, die dafür gesorgt hat, daß Goethe im Rahmen verordneter Lektürepläne inzwischen noch weniger präsent ist als zuvor, mit der aber offensichtlich auch Spielräume für eine produktivere Auseinandersetzung entstanden sind. Man spürt das sofort, wenn man in die Kommentare der neuen Goethe-Editionen aus München und Frankfurt blickt oder wenn ein Autor wie Enzensberger [s. S. 73] – witzig, boshaft und dennoch die Autorität gelassen anerkennend – das berühmte *Mignon-Lied* aus *Wilhelm Meisters Lehrjahren* in einer überarbeiteten Fassung zu zitieren beginnt: *Kreubst du das Land, wo die Zertissen breun ...?*

Heine, der das Original in seinen *Reisebildern* mehrfach angeführt hat, wäre vermutlich entzückt gewesen und hätte – nun endlich unter positiven Auspizien – seine eigene Lösung bestätigt gefunden: *Daß spätere Zeiten ... noch vieles in Goethe entdecken ... werden, wovon wir jetzt keine Ahnung haben.*



Professorin Dr. Waltraud Wiethölder (52) lehrt seit Herbst 1995 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt Neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ihre wissenschaftliche Ausbildung hat sie in Tübingen erhalten. Sie studierte dort Germanistik und Philosophie, wurde mit einer Arbeit über Jean Pauls Ästhetik promoviert und habilitierte sich mit einer psychostrukturell und ikonologisch orientierten Studie zur Prosa von Hugo von Hofmannsthal. Ihr erster Ruf führte sie an die Universität Göttingen; einem Ruf nach Köln hat sie den gleichzeitig ergangenen Ruf nach Frankfurt vorgezogen. Die historischen Schwerpunkte ihrer Arbeit reichen von der Literatur des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart; im Mittelpunkt stehen dabei vorrangig literaturtheoretische, poetologische und literaturikonologische Fragestellungen. Zu Goethe liegt eine Reihe von Publikationen vor, u.a. der von Waltraud Wiethölder in Kooperation mit Dr. Christoph Brecht edierte und kommentierte 8. Band der *Goethe-Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags*, in dem mit den „Leiden des jungen Werthers“, den „Wahlverwandtschaften“ und „Herrmann und Dorothea“ *Goethes Erfolgsbücher* versammelt sind.

Literatur:

- Heine, Heinrich: Die romantische Schule. Kritische Ausgabe, hrsg. v. Helga Weidmann, Stuttgart 1976.
- Lämmert, Eberhard: Der Dichturfürst. In: *Dichtung – Sprache – Gesellschaft. Akten des IV. Internationalen Germanisten-Kongresses 1970 in Princeton*, hrsg. v. Victor Lange und Hans-Gert Roloff, Frankfurt/M. 1971, S. 439-455.
- Leppmann, Wolfgang: Goethe und die Deutschen. Der Nachruhm eines Dichters im Wandel der Zeit und der Weltanschauungen. Berlin 1998.
- Mandelkow, Karl Robert (Hrsg.): Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland. Teil I – IV, München 1975-1984.
- Mandelkow, Karl Robert: Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers. Bd. I/II, München 1980/89.
- Nutz, Maximilian: Das Beispiel Goethe. Zur Konstituierung eines nationalen Klassikers. In: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, hrsg. v. Jürgen Fohrmann u. Wilhelm Voßkamp, Stuttgart/Weimar 1994, S. 605-637.
- Schlaffer, Hannelore: Goethes Nachleben unter den Deutschen. In: *Der Deutschunterricht* 35 (1983), S. 5-17.
- Wende, Waltraud: Goethe-Parodien. Zur Wirkungsgeschichte eines Klassikers. Stuttgart 1995.



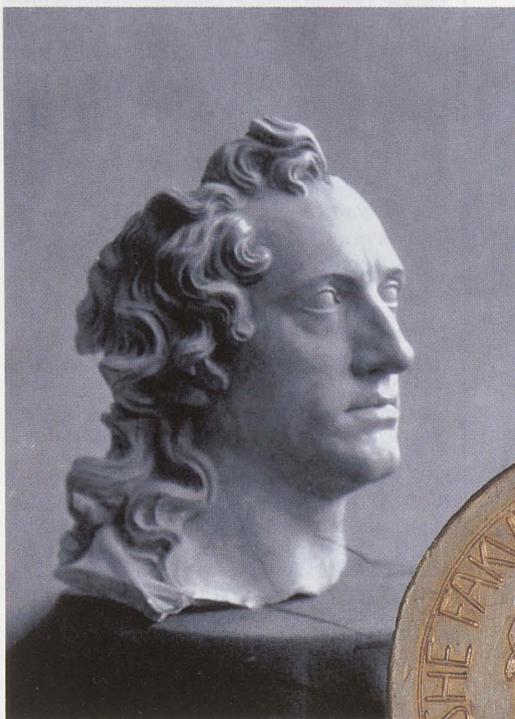
Die Johann Wolfgang Goethe-Universität

Wie die Universität zu ihrem Namen kam

von Notker Hammerstein



Das erste Siegel der Universität nach 1945: der ältere Goethe nach dem Relief von Angelika Facius (1825-1830), das sich an einem Entwurf zum Frankfurter Goethe-Denkmal von Christian Daniel Rauch von 1824 orientiert.



Das Siegel der Philosophischen Fakultät zeigt den jugendlichen Goethe nach Vorlage von Martin Gottlob Klauer um 1790.



Während eines öffentlichen akademischen Festaktes zum Gedenken an den hundertjährigen Todestag Goethes verlieh am 25. Juni 1932 der preußische Kultusminister Adolf Grimme der Frankfurter Universität den Namen, den sie seitdem trägt. Für das preußische Staatsministerium, dessen Zuständigkeit in Ermangelung anderer klarer satzungsmäßiger Festlegungen unterstellt wurde, verlas der Minister die am 16. Juni 1932 ausgefertigte Urkunde und überreichte sie dem Rektor, Erwin Madelung, symbolisch für Kuratorium und gesamte Universität.

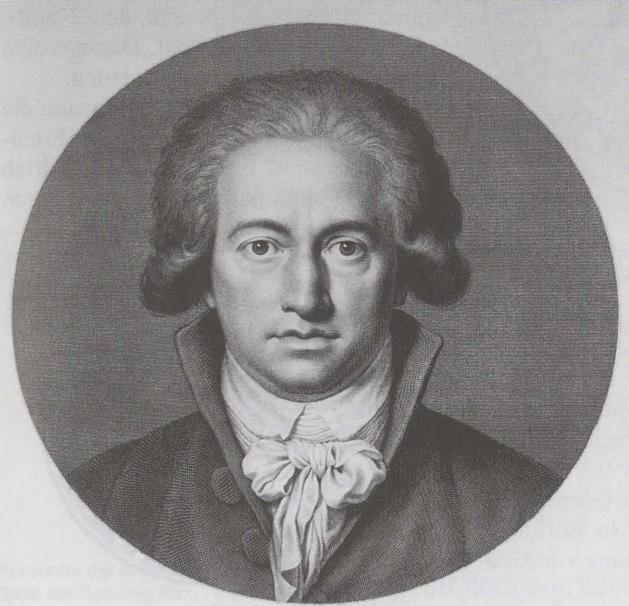
„Der Universität zu Frankfurt am Main, deren Gründung in schwerer Zeit durch die Opferwilligkeit Frankfurter Bürger ermöglicht wurde, und die seitdem bedeutsamen Anteil an der Pflege der Wissenschaften in Deutschland genommen hat, wird, dem Wunsche des Kuratoriums und der akademischen Körperschaften entsprechend, der Name

Johann Wolfgang Goethe-Universität

verliehen“. Siegel des preußischen Staatsministeriums und die Unterschriften des Ministerpräsidenten (die er delegiert hatte) und des Kultusministers vervollständigten das Dokument.



Der neue Goethe: Der bekannte Schweizer Grafiker Adrian Frutiger entwarf 1985 dieses Signet, das seither alle offiziellen Dokumente der Goethe-Universität schmückt. Orientiert hat er sich dabei an einem der wenigen En-face-Porträts, das Johann Heinrich Lips 1791 schuf. Dazu schreibt Günther Bergmann in seinem Buch „Goethe – Der Zeichner und Maler“: „Vielleicht wollte der Zeichner mit diesem 'schönen' Bildnis jenen Weimarerern, die behaupteten, Goethe sei in Italien merklich gealtert, das Gegenteil beweisen. Diese Darstellung wurde zum Standard-Porträt des klassischen, nachitalienischen Goethe.“



Traditionelle Namensgebung: Verweis auf Gründer

Was sich zwar glanzvoll ausnahm, aber eigentlich wenig spektakulär war, war zugleich das Ergebnis längerer Vorüberlegungen. Immerhin hatte die Universität im Oktober 1914 ihre Pforten geöffnet, existierte also bereits 18 Jahre, bevor sie diesen Namen annahm. Was heute üblich und jedermann verständlich erscheint, daß eine neugegründete Universität einen herausragenden Gelehrten, Dichter, Künstler zum Namenspatron wählt, war damals keineswegs so selbstverständlich. Gewiß, Universitäten trugen traditionellerweise Namen, aber die waren anders zustande gekommen, verwiesen und verweisen bis zum heutigen Tag im allgemeinen auf ihre Gründer. Das war üblich seit der frühesten Gründung einer deutschen Universität auf damaligem Reichsboden in Prag (1348), die sich nach ihrem Inaugurator Kaiser Karl IV. Carolina nannte. Marburg (1527) – um ein weiteres Beispiel zu nennen – erhielt den Namen Philippina nach ihrem Stifter Landgraf Philipp dem Großmütigen. Die Universität in Halle (1694) führte vor der Zusammenlegung mit Wittenberg den Namen Friedericiana, nach dem brandenburgischen Kurfürsten und späteren ersten branden-

burg-preußischen König Friedrich I. (III.). Nicht gerade selten ist es, daß ein zweiter Name dem ersten hinzugefügt wurde. Die Heidelberger Universität wird Ruperto Carola nach Pfalzgraf Ruprecht II., der die Anstalt 1386 ins Leben rief, und nach Kurfürst Carl Ludwig genannt, der die zwischenzeitlich geschlossene und nunmehr reformierte Anstalt 1652 wiedereröffnete. Ähnliches gilt für Erlangen, die Friedrich-Alexander-Universität (1742/43). Markgraf Friedrich von Ansbach-Bayreuth und sein übernächster Nachfolger in der Dynastie, Markgraf Alexander, der die von Aufhebung bedrohte Anstalt rettete, stehen für die Namenswahl einer dann dauerhaften Gründung.

In anderen Ländern – in England, Schottland, Frankreich, Spanien etwa – firmierten häufig Donatoren, also Stifter und Errichter als Namensgeber. Nur im Falle der Sorbonne bezog sich das freilich auf die gesamte Universität. Zumeist verbanden sich die Namen großherziger Stifter von Studienplätzen bzw. Studienhäusern mit den auf sie zurückgehenden Collegien, wie Merton-College, Queens-College, Collèges de Montaigu. Eine Benennung nach dem herrschenden Fürsten war in diesen schon stark zentralistischen Staaten nicht zweckmäßig, konnten doch während einer Regierungszeit mehrere

Hochschulen ins Leben treten. So griff man häufiger auf Heilige bzw. allgemeine Begriffe zurück wie St. Johns-College, Corpus Christi-College wie in Oxbridge oder Collegio di Spagna in Bologna. Im Heiligen Römischen Reich hingegen regierten die Landesherren fast eigenverantwortlich in ihren Territorien. Zudem verfügten sie im allgemeinen nur über eine Landesuniversität. Von den wenigen Ausnahmen städtischer Gründungen abgesehen wie das ältere Köln, wie Erfurt oder Basel gaben also Gründer und Reformen den Hochschulen einen Namen. Das hielt sich bis ins 19. Jahrhundert. Die einzige Neugründung einer Universität nach Berlin (1810), die 1872 eröffnete Musteruniversität in Straßburg erhielt den Namen Kaiser-Wilhelm-Universität. Während der Vorüberlegungen einer Frankfurter Universitätsgründung mußten auch von daher bereits Schwierigkeiten einer Namensgebung auftauchen, existierte doch im deutschen Kaiserreich bereits eine Universität mit diesem Namen, der sich zwar auf den ersten Kaiser, nicht auf seinen Enkel bezog. Beide führten sie jedoch den gleichen Vornamen, was sich nur schwer bei einer Namensgebung durch Nummernhinzufügung unterscheidbar machen ließ. Indem die schließliche Eröffnung der jüngsten und letzten Universität in gleichsam fürstlichem Auftrag jedoch in den Beginn des Ersten Weltkriegs fiel, mußte eine in gewohnten Mustern sich vollziehende Namensgebung mehr als problematisch erscheinen. Sie wurde denn auch vermieden. Gedanken hatte man sich zuvor allerdings durchaus gemacht.

Universität Frankfurt – ein Unikum in der deutschen Hochschullandschaft

Die Universität Frankfurt sollte bewußt eine Neuschöpfung innerhalb der deutschen Universitätslandschaft darstellen. Und sie war es auch. Sie war institutionell im Zusammenwirken von Stadt, reichen Bürgern, zuständigem preußischen Staatswesen, war finanziell – sie gehörte zu den bestdotierten Anstalten im damaligen Deutschland – und war ferner als bewußt bürgerliche Stiftung eine Ausnahme innerhalb der deutschen Hochschullandschaft. Von daher eigneten ihr spezifische Eigentümlichkeiten. Sie hatte eine andernorts nicht existierende Fakultätseinteilung: mit der ersten sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, dem Fehlen theologischer Fakultäten – stattdessen Religionswissenschaften – und der ersten bereits bei der Gründung und nicht erst wie im Falle Tübingens 1869 aus Zweckmäßigkeitsgründen aus-

gegliederten naturwissenschaftlichen Fakultät. All dies hatte den Frankfurter Universitätsplänen seit längerem auch viel Ablehnung eingetragen, auf kommunaler Ebene von der örtlichen SPD, im preußischen Landtag von den Konservativen, allemal von den umliegenden Universitäten, von Bewahrern guter deutscher Universitätstraditionen, die Großstadt-Universitäten generell mit Mißtrauen begegneten und vielen weiteren, die einer liberalen, gegenüber jüdischen Mitbürgern, linken Gelehrten, auch Katholiken offenen Anstalt Vorbehalte hatten. Die an der Gründung Mitwirkenden waren darüber höchst erstaunt, aber sie mußten es zur Kenntnis nehmen. Das hatte seine Auswirkungen auch auf die Diskussionen über die sicherlich nicht zentrale, aber auch nicht ganz belanglose Frage eines möglichen Namens.

Begreiflicherweise war früh schon der naheliegende Vorschlag erörtert worden, den Namen Goethes zu verwenden. Franz-Adickes- oder Wilhelm-Merton-Universität – ventiliert, aber nicht ernsthaft in Betracht kommend – verbot sich,



Das älteste Amtssiegel der Universität, ab 1914 von der Verwaltung der Hochschule genutzt.

weil die beiden überragenden Gründerfiguren noch lebten. Nicht abwegig erschien es wiederum, einem Vorschlag der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu folgen, die 1912 die Namensgebung „Senckenberg-Goethe-Universität“ ins Spiel brachte. In Berlin jedoch war man einer Erwähnung von Goe-

thes Namen mehr als abgeneigt. In der Vorgeschichte der sich lang hinziehenden Universitätsgründung, als einige daran dachten, eine „freie“, also nicht vom Staat sanktionierte neue Universität zu schaffen – so etwas gibt es heute etwa noch in Amsterdam –, hatte man für eine solche in Deutschland ungewöhnliche und unbekannte Hochschule bereits den Namen Goethes ins Spiel gebracht. Daran wollte in Berlin niemand erinnert werden.

Als Ausweg erschien irgendwann die Vorstellung, der Name „Kaiser-Friedrich-Universität“ biete sich an. Friedrich III. war gemeint, der 100-Tage-Kaiser.



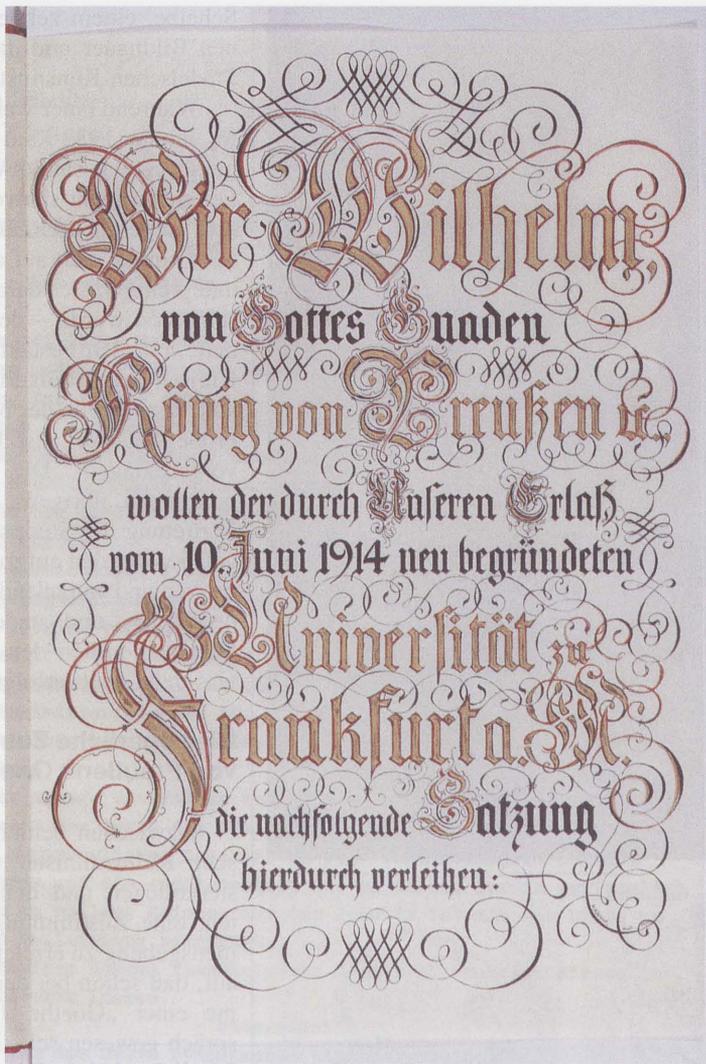
Das Universitätsiegel von 1914 mit dem Portrait Karls des Großen, in dessen Regierungszeit Frankfurt zum ersten Mal erwähnt wurde. Dieses Siegel stand dem Rektor zur Verfügung.

Athene als Göttin der Wissenschaften ziert das Schmuckblatt des Vertrags über die Gründung der Frankfurter Universität, das von Eduard Linnemann, Dozent an der Städelschule, entworfen wurde.



Er stehe für eine liberale Erneuerung und Öffnung der starren Monarchie und der kaiserzeitlichen Gesellschaft insgesamt. Eine solche Namensgebung sei eine angemessene Option einer neuen, reformfreudigen, liberalen wissenschaftlichen Institution, und sie hätte zugleich damit deutscher Tradition entsprochen. Der Vorschlag scheiterte jedoch, weil er vorzeitig in die Presse gelangt und publiziert worden war und weil auch das Verhältnis zwischen dem regierenden Kaiser-Sohn Wilhelm II. und seinen Eltern nicht so geartet war, daß eine die Billigung seitens der regierenden Monarchen wahrscheinlich war. So war das Ergebnis 1918 schließlich, daß die Anstalt als „Königliche Universität Frankfurt am Main“ ins Leben trat.

Nach dem verlorenen Krieg und der Abdankung der Monarchie, in neuen verfassungspolitischen Verhältnissen, mußte ein solcher Name für eine zudem bürgerliche Stiftungsuniversität kaum angemessen, ja eigentlich nicht tragbar erscheinen. Die großen äußeren Sorgen und die vielfältigen Schwierigkeiten, vor denen sich die junge Gründung sah – und die hier nicht näher geschildert werden können – ließen diese Frage begreiflicherweise nicht als vordringlich erscheinen. Das Problem wurde gelöst indem die Univer-



Faksimile der ersten Seite der Satzung für die 1914 gegründete Universität: Hier wird noch einmal deutlich festgeschrieben, daß die von Frankfurter Bürgern gestiftete Universität eine Einrichtung von „Wilhelms Gnaden“ ist.

sität als Universität Frankfurt am Main firmierte.

Initiative von Stadt und Universität zu Goethes 100. Todestag

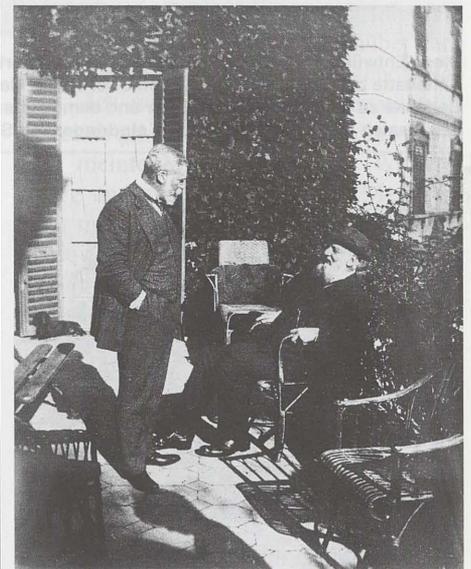
Die Rettung der nach 1918 zunächst bedrohten Universität, Aufstieg und frühe Blüte der Anstalt, die neugewonnene Reputation innerhalb der älteren Schwesterunternehmungen, ja über die Grenzen des deutschen Staatswesens hinaus, ließen ab 1930 erneut Überlegungen zu einer Namensgebung aufkommen und diskussionswürdig erscheinen. Im Einvernehmen mit der Stadt, dem Oberbürgermeister und dem Magistrat – immer noch einer der wichtigsten und verantwortlichen Wahrer der Anstalt – und dem Senat der Universität gewann rasch die Vorstellung Gewicht, die Universität solle anlässlich der Feiern der hundertjährigen Wiederkehr von Goethes Todesjahr seinen Namen erhalten. Der bereits damals gern bemühte Topos vom „größten Sohn der Stadt“, die selbstverständliche Präsenz Goethes, der „Klassiker“ insgesamt im

zeitgenössischen bildungsstolzen Bürgertum legten eine solche Entscheidung nahe. Sie war völlig problemlos, allgemein konsensfähig und eigentlich naheliegend.

Im Juni 1931 konnte Rektor Bernhard Fischer-Wasels im Senat vertraulich davon sprechen, daß mit Ministerium und Stadt eine „Universitäts-Goethe-Woche“ im Juni 1932 geplant sei. Für sein vorher nicht mit dem Senat abgestimmtes Vorgehen entschuldigte er sich und berichtete noch, daß von seiten des Ministeriums in Aussicht gestellt worden sei, daß aus diesem Anlaß eine „neue goldene Medaille für die Rektor-Kette“ gestiftet werden solle, die auf der Vorderseite den Kopf Goethes, „auf der Rückseite das Siegel der Universität mit dem Kopf des Hohenstaufen Friedrichs II. tragen soll“. Der Senat erklärte sich nach eingehender Aussprache einverstanden mit dem Vorgehen des Rektors und den Absichten. Leider erlauben es die Protokollnotizen nicht, Diskussion, die wichtigsten Argumente, vielleicht auch abweichende Vorschläge – was eher unwahrscheinlich erscheint – zu rekonstruieren. Indem die Sitzung nicht

lange dauerte, dieser Tagungsordnungspunkt einer unter vielen anderen war, ist freilich zu vermuten, daß eine allgemeine Zustimmung überwog, die Angelegenheit rasch und fast wie selbstverständlich erledigt wurde.

In einer späteren Senatsitzung Ende Juli 1931 wurde nochmals über das Goethe-Jahr gesprochen und das Problem erörtert, inwieweit durch eine neue Amtskette die alte „dadurch ... zurückgestellt werden“ müßte. Man einigte sich daher auf eine möglichst stillschweigende Auswechslung. Der Rektor hatte zudem dem Wunsch des Senats nachzukommen und über die Kosten zu berichten, inwieweit sie die Universitätskasse belasteten. Jetzt war nur noch davon die Rede, daß die neue (zweite) Amtskette des Rektors ein Bildnis Goethes haben und daß die vom Ministerium gestiftete Goethe-Medaille nicht an die bisherige Kette angehängt werden solle. Der Frankfurter Kunstschmied Karl Berthold solle die neue Kette wie auch die Münze, die 1.000 RM kostete „(Silber, feuervergoldet) und wofür das Ministerium die Mittel“ bereitstelle, anfertigen. „Durch diese Anfertigung einer vollkommen neuen Kette würde jede Zurücksetzung der alten Kette vermieden, die als Reservekette dauernd in Benutzung bleiben könnte.“ Der Senat stimmte einstimmig zu. Kette und Medaille – die mit Goethes Kopf auf der Vorder-, den Köpfen von Senckenberg und Adickes auf der Rückseite verziert war – wurden nunmehr jedoch von Professor Richard



Franz Adickes (1846-1915), Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt von 1891 bis 1912, setzte sich gemeinsam mit dem Frankfurter Mäzen und Unternehmer Wilhelm Merton (1848-1916) vehement für die Einrichtung der Frankfurter Universität ein. Als kurz nach der Gründung über die Namensgebung nachgedacht wurde, fielen auch die Namen dieser beiden Streiter für eine liberal geprägte Hochschule, doch dies schien nicht möglich, da Merton und Adickes noch lebten.

Auch der Name des Frankfurter Gelehrten und Stifters Johann Christian Senckenberg (1707-1772) kam ins Gespräch: 1912 machte die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft den Vorschlag, die neu gegründete Universität „Senckenberg-Goethe-Universität“ zu nennen.



Scheibe, einem zeitgenössisch angesehenen Bildhauer und damals Professor am Städelschen Kunstinstitut, angefertigt.

Während einer weiteren Senatssitzung im Januar 1932 kam man zur Überzeugung, eine gesamte Woche mit Goethe-Feiern sei nicht sinnvoll zu gestalten, zumal vorgesehene Redner abgesagt hätten. Man einigte sich auf einen einzelnen Tag und wenig später darauf – wie später beschlossen wurde – den Minister einzuladen. „Für den Festakt, der auch weiteren Kreisen der Bevölkerung zugänglich sein soll, wird wegen der besseren Akustik der große Saalbau anstelle der Paulskirche vorgeschlagen“. Die studentischen Korporationen übrigens, also die offizielle Vertretung der Studenten, solle nicht eingeladen werden aufgrund ihrer zu konservativen und anmaßenden Einstellung. Studentenchor und studentisches Orchester hingegen sollten den Festakt umrahmen, was dann auch erfolgte.

Die zögerliche Zustimmung von Preußens Gnaden

Inzwischen bemühte sich der preußische Kultusminister Grimme mit Ministerkollegen und dem Ministerpräsidenten, eine Zustimmung für die neue Namensgebung zu erreichen. Er verwies darauf, daß schon bei der Gründung der Name einer „Goethe-Universität“ im Gespräch gewesen sei. „Der bisher fehlende feierliche Anlaß, diesem Wunsche zu entsprechen, ist nunmehr im Jahr des 100. Todestages Goethes gegeben“. Rektor und Senat hätten an ihn eine entsprechende Bitte gerichtet. „Ich beabsichtige, diesem Wunsch zu entsprechen und die Verleihung gelegentlich der Goethe-Gedenkfeier der Universität ... zu verkünden“. Und es hieß dann weiter: „Da die Namensverleihung an Universitäten nach früherem Recht eine Prerogative des Kö-



Diese Entwürfe für Goethe-Köpfe legte der Frankfurter Künstler Benno Elkan seinem Vorschlag für die Amtskette bei und schrieb in seinem Brief an „S. Magnifizenz den Herrn Rektor“: „Zunächst wäre der Gedanke zu erwägen, welches Alter und demgemäss Ausdruck der Kopf Goethes zeigen soll. Ob den des idealen Aufschwungs, den des eindringenden Strebens oder den des gereiften Alters.“



Die erste Amtskette für den Rektor der Frankfurter Universität (Bild außen), der Entwurf stammte von dem Berliner Bildhauer Professor A. Kraus. Auf der Vorderseite war ein Bild Kaiser Wilhelms II., auf der Rückseite befand sich die Inschrift: „Die Universität zu Frankfurt a.M. verliehen am 18. Oktober 1914“. Offiziell wurde sie allerdings erst am 27. Januar 1915, dem Geburtstag des Kaisers, bei einem Festakt überreicht. Die Bänder, die die einzelnen Kettenglieder verbinden, erinnern an die Figur des Eisernen Kreuzes und damit ebenso wie die im Schloß eingravierte Inschrift auf das „Kriegsjahr 1914“.

Statt des Kaisers nun Goethe: Die Amtskette des Rektors sollte 1932 von dem Frankfurter Kunstschmied Karl Berthold gefertigt werden. Kette und Medaille – die mit Goethes Kopf auf der Vorder-, den Köpfen von Senckenberg und Adickes auf der Rückseite verziert war – wurden dann jedoch von Professor Richard Scheibe entworfen. Diese Amtskette wurde während der Studentenunruhen 1968 gestohlen.

Der Preussische Minister
für Wissenschaft, Kunst und
Hochbildung

V I Nr. 21302. 1

Präsident des Reichs
Berlin, den 10. Juni 1932.
Hof- und Zin den 4
T.B. 6/16-32
Sonder
Vertraulich!

Betr.: Namensverleihung für die Universität Frankfurt-Main.

Schon bei ihrer Gründung hatte die Universität Frankfurt a. Main den Wunsch geäußert, ihr den Namen einer "Goethe-Universität" zu verleihen. Der bisher fehlende feierliche Anlaß, diesem Wunsche zu entsprechen, ist nunmehr im Jahre der hundertsten Wiederkehr des Todestages Goethes gegeben. Daher haben Rektor und Senat der Universität Frankfurt-Main nunmehr erneut die Bitte ausgesprochen, zum Gedächtnis des größten Mitbürgers ihrer Heimatstadt seinen Namen tragen zu dürfen.

Ich beabsichtige, diesem Wunsche zu entsprechen und die Verleihung gelegentlich der Goethe-Gedenkfeier der Universität am 25. Juni 1932 zu verkünden. Da die Namensverleihung an Universitäten nach früherem Recht eine Prerogative des Königs war, und da sie im gegenwärtigen Fall unabhängig von der mir durch Beschluß des Staatsministeriums vom 30. März 1923 übertragenen Satzungsverleihung bleibt, bedarf es zunächst eines Beschlusses des Staatsministeriums.

In der Anlage überreiche ich ergebenst einen Entwurf mit der Bitte, wegen der durch die Nähe des Verkündungstermins bedingten Eile den erforderlichen Beschluß in Wege beschleunigten Umlaufes herbeiführen und die Angelegenheit bis zu diesem Termin vertraulich behandeln zu wollen. Reinschrift der Urkunde ist mit der Bitte um gefällige Vollschiebung beigelegt.

Den übrigen Herren Fachministern habe ich Abschrift dieses Antrages zukommen lassen.

Unterschrift.

An den Herrn Preussischen Ministerpräsidenten.

Abschrift nebst 1 Anlage übersende ich ergebenst zur gefälligen vertraulichen Kenntnisnahme.

ges. G r i m m e.

An

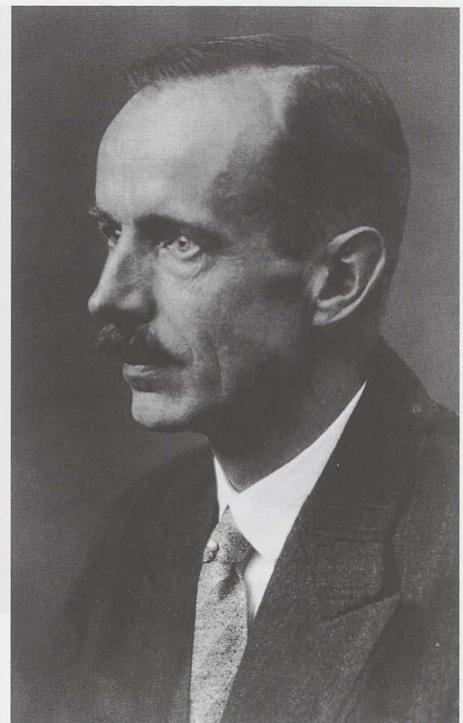
den Herrn Preussischen Minister
des Innern.



Beglaubigt.

Glogner

Ministerial-Kanzleisekretär.



Professor Erwin Madelung, Rektor von 1931 bis 1932, nahm am 16. Juni 1932 aus der Hand des preussischen Kultusministers Adolf Grimme die Urkunde entgegen, mit der der neue Name der Universität besiegelt wurde.

nigs war, und da sie im gegenwärtigen Fall unabhängig von der mir durch Beschluß des Staatsministeriums vom 30. März 1923 übertragenen Satzungsverleihung bleibt, bedarf es zunächst eines Beschlusses des Staatsministeriums“, den er bat, „im Wege beschleunigten Umlaufes“ herbeizuführen.

Im Innenministerium hatten führende Beamte gewisse Vorbehalte gegenüber dem von Stadt und Senat vorgeschlagenen Namen. „Ich würde 'Goethe-Universität' für viel eindrucksvoller und werbender erachten“, meinte Ministerialdirektor Wilhelm Abegg und andere teilten diese Meinung. Einer meinte „bei Zufügung der Vornamen würde es zudem korrekterweise heißen müssen: Johann Wolfgang von Goethe-Universität. Das würde ebenfalls dafür gesprochen haben, eine möglichst einfache Bezeichnung zu wählen“. Schließlich wurde dann doch dem Wunsche der „Frankfurter Stellen (Rektor, Senat, Oberbürgermeister) entsprochen“. Eine neuerliche Diskussion über die verschiedenen Möglichkeiten hatte es allerdings nicht mehr gegeben. So wurde also, wie es in dem eingangs mitgeteilten Text heißt, die Anstalt auf den Namen „Johann Wolfgang Goethe-Universität“ getauft.

Der Festakt selbst erschien innerhalb der vielfältigen Feiern zu Goethes Geburtstag als ausgesprochen gelungen, im „beschaulichen Glanz akademischer Würde“. Der Zeitungsbericht erwähnt darüber



Nach den Studentenunruhen Ende der sechziger Jahre, die sich auch im Bruch mit den alten Traditionen wie Amtskette und Talaren äußerten, wurde Anfang der achtziger Jahre „ein Bedürfnis nach akademischer Tradition wieder spürbar“, wie es der damalige Präsident Professor Hartwig Kelm formulierte. Deshalb wurde auch das großzügige Angebot des Juweliers Heinz Ross, Inhaber der namhaften, 1768 gegründeten Juwelierwerkstätte Hessenberg, 1983 dankbar aufgenommen, der Universität eine neue Amtskette zu stiften und diese auch anzufertigen. Der Wunsch des Präsidenten, die Kette solle ein zentrales Medaillon mit dem Kopf des Namenpatrons besitzen, wurde von den Goldschmieden kunstvoll umgesetzt.



Professor Dr. Notker Hammerstein (68) ist seit 1970 Professor für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität. Auch nach seiner Pensionierung 1996 beteiligt er sich aktiv an Forschung und Lehre, u.a. an dem neuen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungskolleg „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“. Seit seiner Habilitationsschrift von 1968 „Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und 18. Jahrhundert“ veröffentlichte er weitere Abhandlungen zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte sowie zur politischen Ideengeschichte des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Notker Hammerstein ist der bundesrepublikanische Vertreter in der „Commission Internatio-

nale pour l'Histoire des Universités“, gehört dem Herausgeberkreis eines von der Internationalen Rektorenkonferenz inaugurierten Handbuchs zur Geschichte der Universitäten in Europa an, wie auch der in Oxford erscheinenden Zeitschrift „History of Universities“. Zu seinen weiteren Veröffentlichungen zählen: „Aufklärung und katholisches Reich“, „Staatslehre der frühen Neuzeit“, „Antisemitismus in deutschen Universitäten 1871-1933“. 1989 legte er zum Universitätsjubiläum den ersten Band einer Geschichte der Johann Wolfgang Goethe-Universität von 1914 bis 1950 vor. Seine letzte, gerade erschienene Untersuchung behandelt: „Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich“; sie befaßt sich vor allem mit der Wissenschaftspolitik dieser Zeit.

hinaus, daß diese Veranstaltung wohlthuend sachlich und friedfertig verlaufen sei, ganz anders als die zeitgenössischen politisch-tumultuarischen Ereignisse der Juni-Wochen. „Die Ansprache seiner Magnificenz des derzeitigen Rektors, Professor Madelung, feierte Goethe, den jungen und den Frankfurter Goethe, den Sohn der Stadt, deren Universität vom Tage dieser Feier an“ seinen Namen führen solle. „Das wissenschaftliche Thema der Gedenkfeier 'Goethe und die deutschen Universitäten' wurde von Professor Dr. Franz Schulz behandelt“. Der Frankfurter Neu-

germanist schilderte vor allem Goethes Bemühungen als Staatsminister um die Universität Jena. „Goethe als Spiegel, Goethe im Spiegel der Welt, der Einfluß seines Wesens und Geistes auf die Gegenwart, sein Hineinweisen in die Zukunft wurde im Schlußwort behandelt“, hieß es in den Frankfurter Nachrichten.

Eine eher kuriose Schlußbemerkung sei noch angefügt. Die Universität besaß keine Unterlagen der Vorgänge im preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Über zufällige Bekanntschaften – und zugleich anläßlich eines Be-

suchs in der DDR – erhielt Professor Boris Rajewsky Fotokopien dieser Vorgänge aus den Beständen des nach Merseburg ausgelagerten geheimen preußischen Staatsarchivs. Von da gelangten sie 1956 in die Akten des Rektorats. Sie wie auch die Senatsprotokolle, aus denen zitiert wurde, werden im Universitäts-Archiv aufbewahrt, die Berichte über die Feier stammen aus den Akten des Frankfurter Instituts für Stadtgeschichte.



ANZEIGE

Reise-Träume

Mehr Beratung. Mehr Urlaub.

Mit 30 Jahren Erfahrung in hochwertiger, Individueller Reiseplanung: weltweit unterwegs zu Discount-Preisen - spontan gepackt mit aktuellen Kurzfristangeboten - perfekt organisiert und gut gelaunt auf Studien- und Gruppenreise.

Fragen Sie auch nach unserem Firmendienst Business Plus.

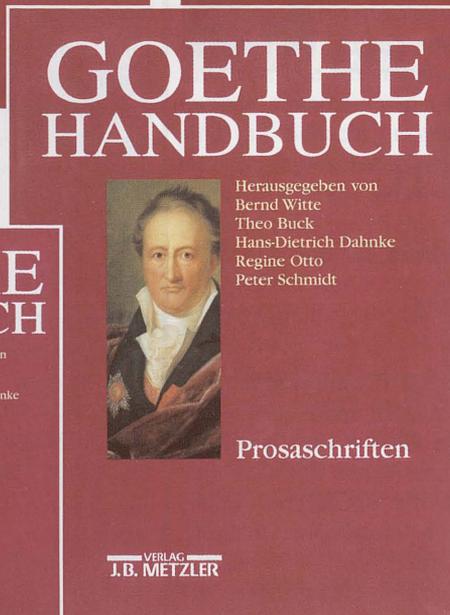
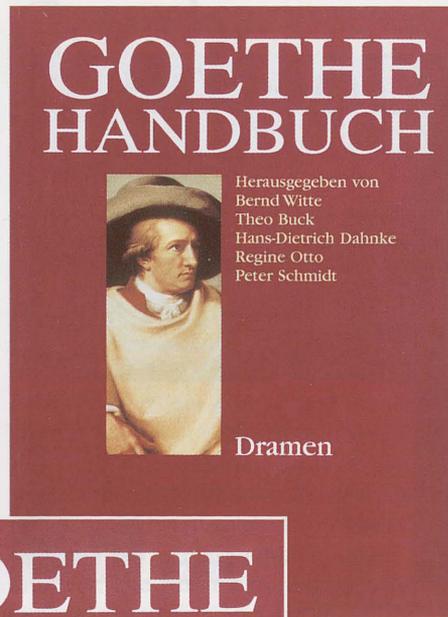
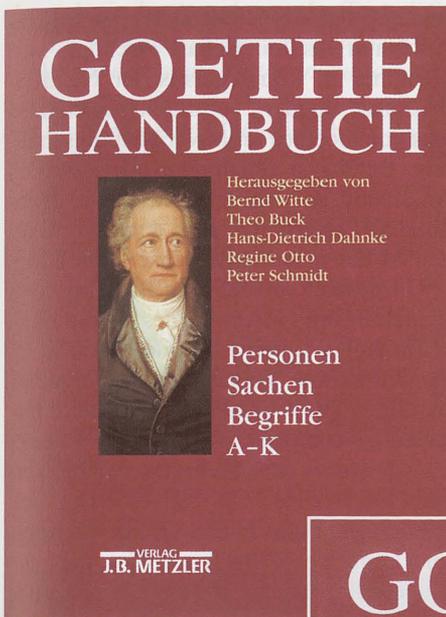
Kirchnerstraße 3
im höchsten Bürogebäude
Europas (Commerzbank)
60311 Frankfurt
Tel. (0 69) 91 33 70-0
Fax (0 69) 91 33 70-70
e-mail: iber@t-online.de

Ibero
International
 **Lufthansa**
City Center

Literatur

Notker Hammerstein, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule, Band I 1914-1950, Alfred Metzner Verlag, Neuwied/Frankfurt 1989

Paul Kluge, Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914-1932, Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt 1972



Goethe Handbuch

Das Handbuch ist ein unentbehrliches Nachschlagewerk zu Goethes Gedichten (Bd. 1), seinen Dramen (Bd. 2) und Prosaschriften (Bd. 3) sowie zu einschlägigen Themen und wichtigen Persönlichkeiten im Umkreis seines geistigen Riesenreiches (Bd. 4/1 u. 4/2). Der Gesamtumfang der fünf Bücher beläuft sich auf 3.248 Seiten mit rund 200 Abbildungen. Das Handbuch bietet einen zeitgemäßen Überblick über die Goethe-Rezeption unter besonderer Berücksichtigung der europäischen und kosmopolitischen Bezüge Goethes.

Der erste Band stellt Werkinterpretationen zur Lyrik Goethes bereit, chronolo-

gisch sowie nach Epochen sortiert. Jeder Epoche steht eine eigene Übersicht voran. Die Erläuterungen der Gedichte charakterisieren jeweils die Handschrift, die Hintergründe ihrer Entstehung und verschiedenen Beurteilungen aus der Forschung, sie schließen mit einer Auswahlbibliographie. Diesem Beispiel folgen die Bände über Goethes Dramen und Prosaschriften.

Vom Menschen Goethe sprechen die vielen in Spezialthemen einführende Kapitel. So vermittelt das Handbuch etwa im Zusammenhang mit Goethes *Briefwerk* über *Goethe als Briefschreiber* wesentliche Aspekte des kulturhistorischen Kontextes der Briefkultur in Deutschland. Der umfangreiche Teil über Goethes *Schriften zur Naturwissenschaft* versteht es schließlich, das am meisten umstrittene Element in Goethes Wirken kritisch wie auch sachlich zu würdigen.

Der in zwei Teilbänden erschienene vierte Band holt schließlich das Zeitalter Goethes in die Gegenwart seiner Leser

zurück. Enzyklopädisch-lexikalisch angelegt gibt der Band Auskunft über Goethes Leben, sein Denken und sein Wirken. 400 Artikel zu zentralen Begriffen, Personen und Orten, zu Spezialthemen und -kategorien verschaffen dem Leser wichtige Einblicke in die Kultur der Goethezeit. Beispielsweise teilt uns über „Anakreontik“ der Autor dieses Stichworts mit, daß es sich nicht nur um eine Anlehnung an die verspielt erotische Dichtung des frühen griechischen Dichters Anakreon handelt, sondern auch um eine bestimmte Bewertung der Dichtung in der Frühzeit des Sturm und Drang. An anderer Stelle ist es der sehr umfangreiche Artikel „Natur“ des Frankfurter Philosophen Alfred Schmidt, der wie kaum eine Monographie die großartigen Details und Wandlungen in Goethes Naturdenken zur Sprache bringt. Bei aller lexikalischen Ausstattung setzt das Handbuch dennoch Maßstäbe durch den ansprechenden Stil der Behandlung wissenschaftlicher Sachverhalte.

Klaus-Jürgen Grün

Goethe Handbuch, hrsg. von Bernd Witte, Theo Buck, Hans-Dietrich Dahnke, Regine Otto und Peter Schmidt (†); 4 Bände und Register. Gebunden mit Schutzumschlag; Verlag J.B. Metzler, Stuttgart 1997/1998; Einzelpreis pro Band DM 198,-.

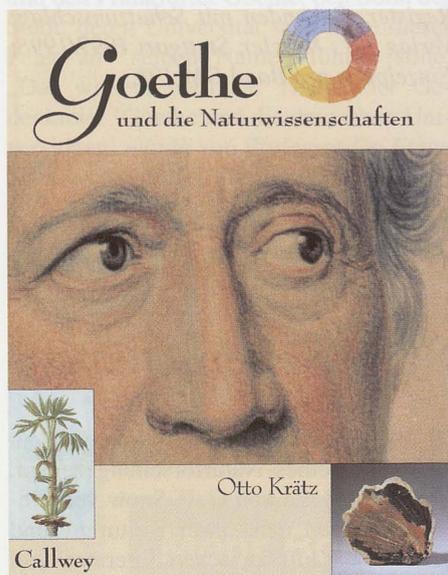
Goethe und die Naturwissenschaften

Die Texte und Abbildungen zu Goethes Naturforschung zeigen, daß die von C. P. Snow vertretene These von den „zwei Kulturen“ und der tiefen Kluft zwischen Literaten und Naturwissenschaftlern auf die Goethezeit nicht anwendbar ist. Naturwissenschaft ist für Goethe ebenso Literatur und Literatur auf weiten Strecken auch Naturwissenschaft. Das schaffende Prinzip in der Natur ist dem Dichter eine andere Erscheinungsweise seiner eigenen poetischen Kraft.

Der Verfasser des Bildbandes, Otto Krätz, Historiker der Chemie und Hauptabteilungsleiter am Deutschen Museum in München, ausgewiesener Könnler im Schreiben unterhaltsamer und zugleich lehrreicher naturwissenschaftlicher Werke, geht chronologisch vor. Er zeigt zunächst den Studenten Goethe, der sich schon leidenschaftlich vertiefte in das

wissenschaftliche Programm der französischen Materialisten und schließlich selbst ein naturwissenschaftliches Programm mit seiner *Farbenlehre* formuliert hat.

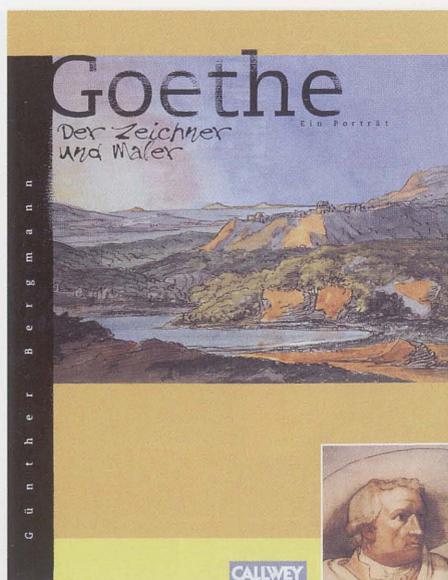
Wichtigstes Organ der Wissenschaft war für Goethe von Anfang an das Auge. Seine frühe Ausbildung zum Zeichner, Stecher und Maler beförderte seine Beobachtungsfähigkeit und bestimmte die künstlerische Darstellungsweise der Naturphänomene. Naturwissenschaft verbindet Goethe daher von den ersten Tagen bis zur letzten Stunde mit der Forderung, das Auge bei der Beobachtung und Beschreibung naturwissenschaftlicher Phänomene nicht zu vergessen. Dieses Auge gehört dem Subjekt gleichermaßen wie dem Objekt an. So schreibt Goethe der Naturwissenschaft die Aufgabe zu, zwischen Objekt und Subjekt zu vermitteln. „In seinem Bestreben“, resümiert Krätz, „Natur und Mensch möglichst umfassend zu zeichnen, konnte sich Goethe zwangsläufig nicht zum wirklichen Spezialisten eines Teilbereiches entwickeln. ... Goethe war als Naturwissenschaftler im Innersten seines Wesens ein Mann des 18. Jahrhun-



derts geblieben, einer Epoche, in der ein gebildeter und wohlhabender Dilettant, ausgerüstet mit scharfem Auge, Korb, Hämmerchen, Mikroskop und Fernglas, viele und auch wichtige Beobachtungen machen konnte.“ Ein inspirierendes Buch für den interessierten Laien und Freund der Geschichte der Naturwissenschaften.

Klaus-Jürgen Grün

Otto Krätz, Goethe und die Naturwissenschaften, Callwey Verlag München 1998, 236 S., Großformat, 267 Abbildungen, zumeist farbig, gebunden mit Schutzumschlag, Sonderausgabe DM 39,95.



Goethe Der Zeichner und Maler

Die vielfältige Privatausbildung in Wissenschaften und Künsten, die der junge Goethe im Elternhaus auf Betreiben seines Vaters hin absolvieren mußte, legen die Spekulation nahe: Goethe hätte sich anstrengen müssen, kein Genie zu werden.

Im Jahr seines 250. Geburtstages erscheint im Callwey Verlag eine Art Bildband, der ein in der Rezeption bislang wenig beachtetes Talent des Künstlers darzustellen versucht. Anhand sorgfältig ausgewählter Zeichnungen und Skizzen schreibt Günther Bergmann die Biographie des Landschaftszeichners Goethe. Das aufwendig gestaltete Werk unterscheidet chronologisch zehn künstlerische Phasen von der ersten Zeichenstunde in Frankfurt bis zu den späten theoretischen Auseinandersetzungen über Landschaftsmalerei in Weimar. Im ansprechend formulierten Fließtext, der von aufschlußreichen Zitaten und den ausführlichen Kommentaren zu den Abbildungen flankiert wird, geht der Verfasser detailliert sowohl auf die Dynamik einer künstlerischen Entwicklung als auch auf das Festhalten Goethes am Sujet Landschaft ein. Sehr geschickt kontrastiert Bergmann Goethes Zeichnungen mit aktuellen Fotos der realen Landschaftsmotive, wodurch sich der Leser auch ein Urteil über die Zeichentechnik des Dichturfürsten machen kann.

Über die Hälfte der etwa 2.700 erhaltenen Blätter aus Goethes umfangreichem bildkünstlerischen Nachlaß stellen Land-

schaften dar. Seine besondere Beziehung zur Natur als Landschaft erschöpft sich nicht nur in Rousseauistischer Naturleidenschaft, sondern vermittelt zugleich etwas von Goethes intuitiver Naturanschauung: Bereits in einem sinnvoll gewählten Ausschnitt der Natur erfahren wir etwas über ihr Ganzes, d.h. zum qualitativ Ganzen ist das quantitativ Ganze nicht nötig.

Insgesamt versucht der Band zu einer Korrektur des Goethe-Bildes beizutragen. Nicht länger sollen die Bilder Goethes als „ambitionierte Versuche eines lebenswürdigen Dilettanten“ hingenommen, sondern neben der Dichtung als zweites künstlerisches Standbein des Frankfurters etabliert werden. Ob nun Goethes Zeichentätigkeit die Dichtung als *via regia* ins Gemüt des Künstlers ablöst, mag dahingestellt bleiben. Fest steht dagegen nur, daß sich Goethe gelegentlich mehr als Maler denn als Dichter empfunden hatte. Ein anregendes Buch für Germanisten, Goethe-Liebhaber und Freunde der bildenden Kunst.

Wolfgang Jordan

Günther Bergmann: Goethe – Der Zeichner und Maler. Ein Porträt. Mitarbeit Jessica Berndt. München: Callwey Verlag 1998, 208 S., 100 farbige u. 80 schwarz-weiße Abbildungen, gebunden mit Schutzumschlag, DM 99,90.

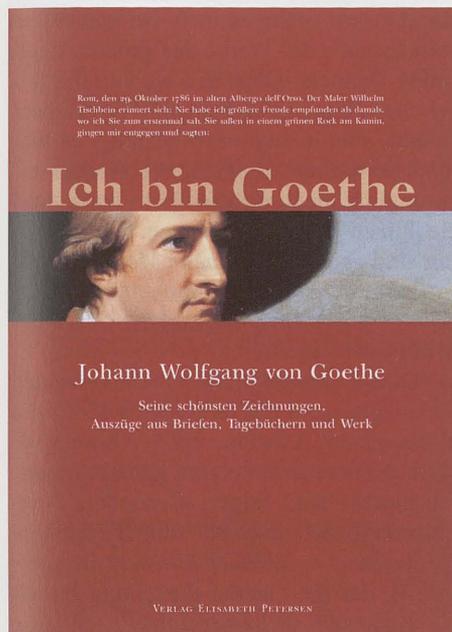
Ich bin Goethe

Ich bin Goethe – Der Titel des im Verlag Elisabeth Petersen erschienenen Buches läßt eine weitere Biographie über den Dichturfürsten erwarten. Aber tatsächlich handelt es sich um eine Lebensbeschreibung, die das Ziel verfolgt, das Augenmerk auf den im allgemeinen kaum bekannten Zeichner und Maler Goethe zu richten. Schon das große Format des Buches erinnert an einen Kunstband. Welchen Respekt Goethe vor der Kunst hatte und wie sehr ihm daran gelegen war, sich ihr intensiv widmen zu können, liest man in vielen seiner Schriften. In diesem Buch stehen die sorgfältig ausgewählten Texte aus dem poetischen und naturwissenschaftlichen Werk Goethes sowie aus seinen Briefen in engem Zusammenhang mit den abgebildeten Zeichnungen und malerischen Werken des Dichters. Auf diese Weise werden Goethes vielseitige Interessen erkennbar. Die

chronologische Anordnung der Texte läßt die Entwicklung dieser großen Persönlichkeit, [die] seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf anhand der Stationen eines langen Lebens nachvollziehen.

Das Schema ist einfach und doch überzeugend – man läßt den Dichter für sich sprechen. Somit tritt der Leser Goethe unmittelbar gegenüber; es entsteht eine gewisse Intimität des Einblickes in die Lebensweise des Dichters. Schon im Vorwort – in Form eines Briefes an Goethe – vermittelt Paul Heyse, der gemeinsam mit Elisabeth Petersen Texte und Bilder ausgewählt hat, diesen Effekt.

Der Leser soll sich unbefangen auf Goethe einlassen können. Er soll dessen



Denkweise verstehen lernen und seinen Lebensweg nachvollziehen können, indem die Person Goethe im ganzen, d.h. als Poet, als Naturwissenschaftler sowie auch als Künstler betrachtet wird und so aus dem [...] vormalis Unüberschaubaren des Goetheschen Lebens und Wirkens nicht zuletzt durch einen solchen intensiven persönlichen Bezug 'Eins und Alles' werden kann.

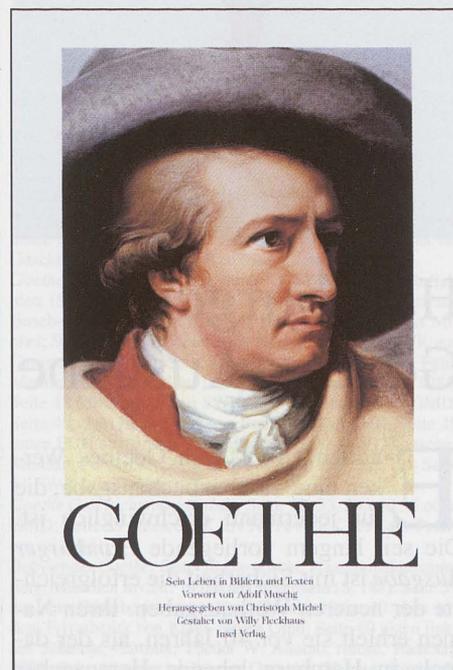
Sandra Schermuly

„Ich bin Goethe“, hrsg. von Elisabeth Petersen, München: Verlag Elisabeth Petersen, 1998. 192 S., 60 farbige Abbildungen, Großformat, Leinen, DM 98,-.

Goethe. Sein Leben in Bildern und Texten

Die deutsche Kultur der Goethe-Zeit war keine öffentliche, sondern eine private Leistung. Einzelner, meint Muschg in seinem Vorwort über *Goethe der Einzige, Goethe als Beispiel*. Vor dem Hintergrund deutscher Misere betrachtet er ihn als einen Glücksfall. Diesen Glücksfall – seine Kunst, seine Lebenskunst und seine Wissenschaft – stellt der Bildband anhand von Malereien, Zeichnungen, Photographien und Faksimile vor. Die Kommentare zu den Abbildungen stammen von Goethe selbst; sie sind mit Bedacht ausgewählt aus seinen autobiographischen Schriften, aus seinen Briefen oder aus einschlägigen Werken – passend zum jeweiligen Thema.

Schon auf den ersten Seiten des Buches schaut der Leser geradezu mit den Augen Goethes auf das Geburtshaus – *einem alten Hause ... , welches eigentlich aus zwei durchbrochenen Häusern bestand*. Obgleich der Bildband zumeist in Schwarzweiß gehalten ist, hat man nicht nur ein farbiges Frankfurt vor Augen, denn was Goethe in *Dichtung und Wahrheit* bewunderte, *den Mechanismus der Krane, wenn Waren ausgeladen wurden ... ; die Ankunft der Marktschiffe, wo man mancherlei und mitunter so seltsame Figuren aussteigen sah*, das stellt Hirts Gemälde *Der Weinmarkt beim Fahrort* aus dem Jahr 1757 plastisch vor. Nach Frankfurt



folgt Leipzig mit der Krankheit Goethes und seiner Begegnung mit Alchimie, dann Straßburg, Weimar und so fort. Es reihen sich vermehrt Handschriften Goethes und Bildnisse seiner Weggefährten und -gefährtinnen ein ins Bild, und der betrachtende Leser hat Lust auf allen Stationen länger zu verweilen. Am Ende kann sich der Leser sogar ein Bild von Goethes Enkelkindern Wolfgang, Alma und Walter machen.

Klaus-Jürgen Grün

Goethe. Sein Leben in Bildern und Texten, hrsg. von Christoph Michel, gestaltet von Willy Fleckhaus, mit einem Vorwort von Adolf Muschg, Insel Verlag Frankfurt am Main 1998, 410 S., DM 120,-.

Goethe Zeit Leben Werk – auf CD-Rom

Goethe feiert im Jahr 1999 seinen 250. Geburtstag und wenn wundert es da, daß dies auch am Computermarkt nicht unbemerkt vorübergeht. Deshalb haben die Stiftung Weimarer Klassik und die beiden Autoren Jürgen von Esenwein und Harald Gerlach eine CD-ROM zusammengestellt, die auf ansprechende Weise einen multimedialen Zugang zum Werk und Leben des größten deutschen Dichters ermöglicht und sowohl dem interessierten Laien und Literaturliebhaber als auch dem Studenten und Wissenschaftler eine Fülle an Informationen und Hilfsmitteln zu bieten hat.

Harald Gerlach war Theatermeister und literarischer Mitarbeiter an den städtischen Bühnen Erfurt und lebt jetzt als freier Autor. Jürgen von Esenwein studierte Germanistik, Geschichte und Politik an der Universität Heidelberg, lebte als freier Journalist und ist heute bei SWR2 Kultur im Schulfunk für Geschichte, Philosophie und Theologie verantwortlich.

Die CD-ROM entstand in Zusammenarbeit mit dem Aufbau-Verlag, der Medien- und Filmgesellschaft Baden-Württemberg, dem Schroedel-Verlag, dem Südwestfunk und dem Verlag J.B. Metzler. Die CD-Rom beinhaltet das Gesamtwerk Goethes nach der im Aufbau-Verlag erschienenen zweiundzwanzigbändigen Berliner Ausgabe einschließlich der Anmerkungen. Dazu zählen Gedichte und Singspiele, dramatische Dichtungen, Romane und Erzählungen, autobiographische Schriften, kunsttheoretische Schrif-



ten und Übersetzungen, sowie die wichtigsten Briefe nach der dreibändigen Ausgabe des Aufbau-Verlages Berlin mit insgesamt über 1.500 Buchseiten. Weiterhin enthalten sind Eckermanns Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, und darüberhinaus 120 ausgewählte Lexikonartikel des Goethe Handbuchs aus dem Metzler Verlag. Dies entspricht etwa einem Fünftel des gesamten Handbuchs. Leider sind auf dieser CD-ROM die naturwissenschaftlichen Werke Goethes nicht enthalten, was man als ernsthaften Nachteil dieser CD-ROM ansehen kann.

Als Alternative dazu ist von Mathias Bertram bei Directmedia eine CD-ROM erschienen die eine Auswahl von Goethes Werken inklusive der naturwissenschaftlichen Schriften nach der Hamburger Ausgabe enthält. Berlin 1998 (DM 49,90). Außerdem gibt es noch die wissenschaftliche CD-ROM der Weimarer Ausgabe (Cambridge 1995) von Chadwyck Healey die mit einem Preis von 11.500 DM für den Durchschnittsanwender unerschwinglich ist.

Auf der CD-Rom „Zeit Leben Werk“ gibt Harald Gerlach in seinem einführenden Aufsatz *Gelassener Schritt am Rande des Abgrundes* einen Überblick über Goethes Leben und Schaffen. Über die Geschichte, Literatur, Kunst, Wirtschaft und Wissenschaft der Jahre 1749 bis 1832 informiert das Kapitel Goethe und seine Zeit. In der Wirkungsgeschichte werden die wichtigsten Stationen der Goethe-Rezeption bis zum heutigen Tage dargestellt. Beide Kapitel enthalten insgesamt 240 Minuten Tondokumente, in denen unter anderem historische Orginaltöne von Thomas Mann, Albert Schweitzer und Carl Friedrich von Weizsäcker enthalten sind sowie über 400 Bilder und Texte im Umfang von mehr als 35.000 Buchseiten.

Die CD-ROM ermöglicht Volltextrecherche über die gesamten Texte mit Trunkierung und Verknüpfungsmöglichkeiten von bis zu acht Suchbegriffen.

Trunkierung bedeutet, daß man bei Eingabe eines Suchbegriffes auch Variationen wiederfinden kann (z.B. bei „Goethe“ würde auch „Goethes ...“ oder „goethische ...“ gefunden werden). Durch Hyperlinks ist ein schneller Wechsel zwischen den verschiedenen Texten, Anmerkungen und Informationen gewährleistet.

Die bereits erhältliche Demo-Version verspricht eine einfache Handhabung der CD-ROM. Das Hauptmenü ist jederzeit zugänglich und erleichtert systematisches Arbeiten. Eine Lesezeichenfunktion hilft dem Benutzer beim Arbeiten den Überblick zu wahren. Des weiteren können alle Texte und Abbildungen auf die Festplatte kopiert oder ausgedruckt werden.

Stefan Fiebig

Johann Wolfgang von Goethe – Zeit Leben Werk – auf CD-Rom Systemvoraussetzungen: Windows 95/98, 16 MB RAM, 133 MHz Pentium Prozessor, (vorraussichtlicher Erscheinungstermin Anfang April 1999), DM 99,90.



Hamburger Goethe-Ausgabe

Endlich gibt es von Goethes Werken eine Taschenbuchausgabe, die für jedermann erschwinglich ist. Die seit langem vorliegende *Hamburger Ausgabe* ist mit Sicherheit die erfolgreichste der neueren Werkausgaben. Ihren Namen erhielt sie vor 40 Jahren, als der damals in Hamburg lebende Herausgeber

Erich Trunz ihr seinen unverwechselbaren Stempel aufdrückte. Rechtzeitig zum 250. Geburtstag von Goethe erscheint diese Sonderausgabe in einer schlichten, aber ansprechenden Aufmachung. Die Paginierung älterer Ausgaben wurde beibehalten. Die vorliegende Ausgabe ist band- und textidentisch mit der im Verlag C.H.Beck, München, erschienenen Ausgabe. Das ist recht hilfreich, wenn man Zitate mit älteren Angaben vergleicht. Der großen Vorteile der Hamburger Ausgabe sind ihr hoher Bekanntheitsgrad, ihre Übersichtlichkeit und ihr äußerst günstiger Preis.

Einige Schwächen der Hamburger Ausgabe wurden bedauerlicherweise aber auch in dieser Auflage übernommen. Die Auswahl der Gedichte ist nicht so vollständig, wie man es sich bei einer Gesamtausgabe der Werke des größten deutschen Dichters wünschen würde. *Die Römischen Elegien* (Gedichte mit erotischem Inhalt), sind in sich unvollständig, es fehlen vier weitere Elegien, die Goethe ursprünglich nicht veröffentlicht hatte, weil sie ihm zu gewagt erschienen. Unvollständig sind ebenfalls: *Wilhelm Meisters theatralische Sendung*, *Der Sammler* und *die Seinigen*, *Tag- und Jahreshefte*, *Geschichte der Farbenlehre*.

Da die ursprünglichen Texte von Erich Trunz übernommen wurden, wirken die Kommentare teilweise etwas veraltet, da sie von vorneherein einem ganz bestimmten Goethe-Bild folgen. Besonders deutlich zeigt sich dies bei dem berühmten Kommentar zu *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, der die Goethe-Forschung bis etwa Ende der sechziger Jahre nachhaltig beeinflusst hat. Dennoch bleiben die Verdienste von Erich Trunz ungeschmälert. Es ist ihm gelungen, Goethes Lebensweisheit vom Standpunkte des Humanismus zu erläutern, auch wenn seine Sichtweise nicht immer den neusten Forschungsergebnissen entspricht und manchem Zeitgenossen schon etwas überholt erscheinen mag.

Als Alternative zur Hamburger Ausgabe kann die 24 bändige Artemis-Gedenkausgabe von Ernst Beutler genannt werden. Etwas umfangreicher ist die Frankfurter Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags (40 Bände). Und die Luxusausgabe schlechthin unter Goethes Werken ist die 143 bändige Weimarer Ausgabe, die auch Sophien-Ausgabe genannt wird, nach der Herausgeberin der Großherzogin Sophie von Sachsen.

Stefan Fiebig

Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hrsg. von Erich Trunz. München: dtv-Verlag 1998, DM 98,-.

Forschung Frankfurt Abonnement

FORSCHUNG FRANKFURT, das Wissenschaftsmagazin der J. W. Goethe-Universität, stellt viermal im Jahr Forschungsaktivitäten der Frankfurter Universität vor. Es wendet sich an die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit und die Mitglieder und Freunde der Universität innerhalb und außerhalb des Rhein-Main-Gebietes.

FORSCHUNG FRANKFURT macht Arbeiten aus allen an der J. W. Goethe-Universität vertretenen Disziplinen über die engeren Fachkreise hinaus bekannt.

Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von DM 20,- pro Jahr einschließlich Porto. Die Kündigung ist jeweils zum Jahresende möglich.

Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von DM 15,- als Schüler- bzw. Studentenabo einschließlich Porto (Kopie des Schüler- bzw. Studentenausweises lege ich bei).

Name Vorname

Straße, Nr. PLZ, Wohnort

(nur für Universitätsangehörige): Hauspost-Anschrift

Datum Unterschrift

Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von zehn Tagen schriftlich beim Präsidenten der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Vertrieb FORSCHUNG FRANKFURT, widerrufen kann und zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Ich bestätige diesen Hinweis durch meine zweite Unterschrift:

Datum Unterschrift

Bitte richten Sie Ihre Bestellung
An den Präsidenten der Johann Wolfgang-
Goethe-Universität,
„FORSCHUNG FRANKFURT“,
Postfach 111932, 60054 Frankfurt

Wissenschaftsmagazin
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Impressum

Herausgeber

Der Präsident der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main

Redaktion

Ulrike Jaspers, (Referentin für Wissenschaftsberichterstattung), Markus Gögele, Senckenberganlage 31, 60054 Frankfurt am Main, Raum 1053, Telefon (069) 798-23266, Telefax (069) 798-28530, E-Mail: jaspers@ltg.uni-frankfurt.de
Konzeptionelle Beratung: Klaus-Jürgen Grün

Vertrieb

Ingrid Steier, Senckenberganlage 31, 60054 Frankfurt am Main, Raum 1052, Telefon (069) 798-22472

Anzeigenverwaltung und Druck

Anzeigenagentur Alpha, Informationsgesellschaft mbH, Finkenstraße 10, Postfach 14 80, 68623 Lampertheim, Telefon (06206) 939-0, Telefax (06206) 939-232

Herstellung, Layout, Reprographie

Rudolf J. Manke, Computerservice, Sperlingweg 3, 68623 Lampertheim, Telefon (06206) 910313, Telefax (06206) 910315, E-Mail: R_Manke@rjm.de

Gestaltung, Layout

Elmar Lixenfeld, Ulrike Jaspers, Rudolf J. Manke

Bezugsbedingungen

FORSCHUNG FRANKFURT kann gegen eine jährliche Gebühr von 20,- DM, abonniert werden. Das Einzelheft kostet 5,- DM bei Versand zzgl. Porto. Einzelverkauf u.a. im Buch- und Zeitschriftenhandel in Uni-Nähe und beim Vertrieb.

Die Beilage „FORSCHUNG FRANKFURT extra“ erscheint zur Buchmesse im Oktober und wird kostenlos mit der vierten Ausgabe des Wissenschaftsmagazins geliefert.

Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für FORSCHUNG FRANKFURT im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Hinweis für Bezieher von FORSCHUNG FRANKFURT (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von FORSCHUNG FRANKFURT werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift, Bezugszeitraum und - bei Teilnahme am Abbuchungsverfahren - die Bankverbindung. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.

Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

17. Jahrgang

ISSN 0175-0992

Bildnachweis

Titelbild: Ölgemälde von Heinrich Christoph Kolbe, 1826, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Jena

Inhalt: Hinweise beim jeweiligen Beitrag

Natur als Text: Seite 6 SWK Inv.Nr.Hs-25277 aus Petersen (S. 45); Seite 7 SWK (Goethe-Nationalmuseum) AK3246 aus Bergmann (S.86); Seite 8 oben SWK aus Krätz (S. 97); Seite 8 unten SWK Inv.Nr. 1942 aus Petersen (S.81); Seite 9, 10, 11 oben SWK (Goethe-Nationalmuseum) aus Krätz (S. 59, S. 100, S. 99, S. 82)

Goethes meteorologische Studien: Seite 12 SWK Inv.Nr. 1546 aus Petersen (S. 167); Seite 13 Universität Hamburg, Zentrum für Theaterforschung, aus Petersen (S. 165); Seite 14 (oben) Bibliothek der Physikalischen Institute der Universität Hamburg; Seite 14 (unten) Städtische Galerie Lenbachhaus, München, aus Goethe und die Kunst (S. 536), Seite 15 oben aus Faust mit Federzeichnungen von Franz Stassen, Berlin 1919, S. 15; Seite 15 (unten) SWK Inv.Nr. 1553 aus Goethe und die Kunst (S. 531); Seite 16 und Seite 17 SWK aus Krätz; Seite 18 alle Fotos Schönwiese

Goethes Naturwissenschaften: Seite 20 GMD; Seite 22 SWK T.LXXXI aus Petersen (S. 145); Seite 23 GMD; Seite 24 oben Städtisches Kunstinstitut Frankfurt Inv.Nr. 288 aus Bergmann (S. 103); Seite unten SWK Inv.Nr. 1843-KK1304 aus Petersen (S. 105); Seite 25 SWK GSA.LXII-12,3,BI 1867 aus Petersen S. 127; Seite 26 und Seite 27 oben SWK (Goethe-Nationalmuseum) aus Krätz (S. 98, 96); Seite 27 unten SWK Inv.Nr. 1824 aus Petersen (S.131); Seite 28 Foto Naturhistorisches Museum Wien; Seite 29 SWK (Goethe-Nationalmuseum) aus Krätz (S. 211)

Goethe und die modernen Naturwissenschaften: Seite 31 SWK T.LXXXII aus Petersen (S. 151); Seite 32 oben SWK Inv.Nr. 1627 T.LXXI aus Petersen (S. 135); Seite 32 unten

SWK Inv.Nr. 1716 T.LXXIII aus Petersen (S. 137); Seite 33 SWK Inv.Nr. 1719 T.XCII aus Petersen (S. 157); Seite 35 SWK C.Va,7,Taf.IV aus Bergmann (S.73); Seite 36 oben SWK aus Krätz (S. 38); Seite 36 Mitte Foto Deutsche Presseagentur (dpa); Seite 36 unten Foto Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem; Seite 37 SWK aus Goethe und die Kunst (S. 176)

Goethe als Patient: Seite 38 SWK aus Michel (S. 371); Seite 39 Werner Neumeister, München aus Krätz (S. 122); Seite 40 oben links FDH; Seite 40 oben rechts FDH; Seite 40 unten aus dem Archiv des Senckenbergischen Instituts für Geschichte der Medizin, Frankfurt; Seite 42 SWK **Goethe Musikanschauung:** Seite 44 SWK aus Busch-Salmen (S. 58); Seite 45 GMD; Seite 46 Erlkönig Lied aus Busch-Salmen (S. 45); Erlkönig Handschrift SWK aus Michel; Seite 47 drei Bilder GMD, Bild unten rechts SWK aus Canisius (Tafel IV); Seite 48 oben aus Konold, Wulf, Felix Mendelssohn Bartholdy, Laaber-Verlag, Regensburg 1984; Seite 48 Mitte und unten SWK; Seite 49 oben rechts GMD; Seite 49 oben links SWK aus Canisius (Tafel VI); Seite 49 unten FDH aus Busch-Salmen (S. 151); Seite 50 Deutsches Museum Fotoarchiv, München aus Krätz (S. 72 u. 73); Seite 51 SWK aus Canisius (Tafel II)

Goethe Geschichtsverständnis: Seite 52, 53, 54 und 55 oben GMD; Seite 55 unten SWK Inv.Nr.1844-KK1292 aus Petersen (S. 115);

Befreiender Goethe: Seite 58 Bayerische Staatsgemäldesammlung, München Inv.Nr. 14786 aus Bergmann (S. 188); Seite 59 aus dem Privatbesitz von Alfred Schmidt; Seite 60 oben aus dem Privatbesitz von Klaus-Jürgen Grün; Seite 60 unten links aus Scheibel, Hartmut: Theodor W. Adorno, rororo, Hamburg 1989; Seite 60 unten rechts aus Gunnir, Helmut; Ringuth,

Rudolf: Horkheim, rororo, Hamburg 1988; Seite 61 Institut für Sozialforschung; Seite 62 oben Martin Steinacker; Mitte dpa **Goethe-Bild bei Neurowissenschaftlern:** Seite 63 Quelle im Bildtext angegeben; Seite 64, 65, 66 oben, 68 Edinger-Institut; Seite 66 unten SWK aus Krätz (S. 85); Seite 67 aus Clarke, Edwin: An Illustrated History of Brain Function, Los Angeles 1972 (S. 92, 93)

Goethe-Kult: fast alle Abbildungen von Rolf Selbmann, veröffentlicht in Selbmann: Dichterdenkmäler in Deutschland, Literaturgeschichte in Erz und Stein, Metzler-Verlag, Stuttgart 1988; Seite 75 oben links Wilfried Hiegemann, Münster

Universitätsgeschichte: Materialien zusammengestellt von Michael Maaser, Universitätsarchiv, Reproduktionen überwiegend Uwe Dettmar

Rückkopplung: Seite 88 Deutsches Museum Fotoarchiv, München aus Krätz (S. 34); Seite 88 unten GMD

Alle **Autorenbilder** und Vorlagen für **Schattenrisse:** Uwe Dettmar, Frankfurt; alle **Schattenrisse:** Elmar Lixenfeld

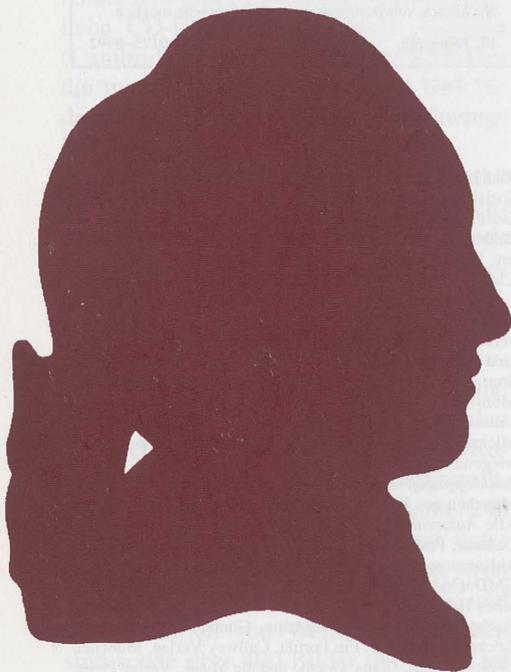
Abkürzungen: SWK=Stiftung Weimarer Klassik; GMD=Goethe-Museum Düsseldorf; FDH=Freies Deutsches Hochstift, Goethe-Museum Frankfurt

Bücher als Bildquelle: Bergmann, Günther: Goethe - Der Zeichner und Maler. Ein Porträt, Callwey Verlag, München 1999; Canisius, Claus: Goethe und die Musik, Verlag Piper, München 1998; Busch-Salmen, Gabriele; Salmen, Walter; Michel, Christoph: Der Weimarer Musenhof, Metzler Verlag, Stuttgart 1998; Krätz, Otto: Goethe und die Naturwissenschaften, Callwey Verlag, München 1998; Michel, Christoph (Hrsg.): Goethe. Sein Leben in Bildern und Texten, Insel Verlag, Frankfurt 1998; Petersen, Elisabeth (Hrsg.), Ich bin Goethe, Verlag Elisabeth Petersen, München 1998

Wes Geistes Kind im Kopf gesessen ...

Als Etienne de Silhouette im Jahre 1759 die ruinöse Hofhaltung Ludwig XV. zu sanieren begann, ahnte noch niemand, daß er zum unfreiwilligen Namensgeber eines Kunstgenres werden sollte, das vor allem im Deutschland des 18. Jahrhunderts einen Sturm der Begeisterung auslöste. Sicherlich inspiriert durch die aus Ostasien stammenden Schattenspiele, die sich zu dieser Zeit an den europäischen Höfen als Ausdruck der „China-Mode“ bereits großer Beliebtheit erfreuten, scheint die Porträtsilhouette von England ausgegangen zu sein, wo schon im 16. Jahrhundert Interesse am sogenannten Schattenschneiden aufkam.

Etienne de Silhouette, berüchtigt für seine rigorosen Sparmaßnahmen – so nannte man breits kurz nach seinem Amtsantritt alle jämmerlich aussehenden Individuen *Figuren a la Silhouette* – war ein Kenner und Liebhaber dieser Kunstgattung, und stattete die Räume seines Schloßchens Brie sur Marne mit selbstgeschnittenen Schattenrissen aus. In der



Getuschte Silhouette um 1763: Eines der frühesten Bildnisse Goethes, das den etwa Vierzehnjährigen darstellt.

adeligen Gesellschaft wurde diese Art des Wandschmuckes trotz der anfänglichen Verspottung bald zur Modeerscheinung und löste die üblichen Miniaturbildnisse, die ohnehin nur den recht Begüterten erschwinglich waren, ab. Von Frankreich ausgehend hielt Mitte des 18. Jahrhundert die Silhouette dann Einzug an den deutschen Fürstenhöfen.

Allgemeine Beliebtheit gewann die Kunst des Schattenrisses im Zeitalter der Romantik, das mit seinen vielen und tiefen Freundschaften nach dem gegenseitigen Schenken von Bildnissen verlangte – in Alben gesammelt, an Bekannte und Freunde verschenkt, stellten die Porträtsilhouetten ein beliebtes Tauschobjekt dar. Auch der im Laufe des 18. Jahrhunderts immer stärker werdende Wunsch nach Systematisierung jedweder Naturerscheinung und das starke Interesse am Physiognomischen waren Ausdruck der damaligen Zeit und fanden ihren Niederschlag in den zahlreich entstehenden großen Silhouettensammlungen.

Vorbereitende Gedanken hatte schon Christian Wolff (1679-1754) geäußert: *Wir wissen, daß nichts in der Seele vorgeht, dem nicht zugleich eine Veränderung im Leibe entspräche.* Auch Johann Georg Sulzer (1720-1779) sprach in seiner *Allgemeinen Theorie der schönen Künste*: *Nichts ist gewisser als dieses, daß wir aus der Gestalt der Menschen, vorzüglich aus ihrer Gesichtsbildung, etwas von dem erkennen, was in ihrer Seele vorgeht.* Als dann Johann Kaspar Lavaters *Physiognomische Fragmente* in den Jahren 1775 bis 1778 erschienen, fielen seine Ideen besonders am Weimarer Hof auf fruchtbaren Boden. Die Herzogin Anna Amalia (1739-1807) hatte es vermocht einen illustren Kreis von Künstlern und Gelehrten in die kleine Residenzstadt zu holen und vor allem in der Zeit als Goethe das Geistesleben am Weimarer Hof prägte, wurden die Silhouetten ständige Begleiter der Gesellschaften und galten, ganz im Sinne Lavaters, als ein zuverlässiger und unwiderlegbarer Beweis für die objektive Wahrhaftigkeit der Physiognomik. Der Gedanke, aus Porträts und Schattenrissen Schlüsse auf den Charakter eines Menschen zu ziehen, Einblicke in sein Seelen-



So werden Silhouetten hergestellt: Das Kerzenlicht wirft einen vergrößerten Schatten des Kopfes im Profil auf transparentes Papier, der dann mit Pinsel und schwarzer Farbe nachgezeichnet wird. Um dieses Bild auf Lebensgröße zu reduzieren, kann es mit einem Storchenschnabel verkleinert werden. Dies ist ein mechanisches Gerät, mit dem Zeichnungen durch Nachfahren der Kontur im Maßstab verändert werden können.

leben zu gewinnen, hatte etwas ungemein Bestechendes.

Und nicht nur Goethe begann durch die sich vertiefende Freundschaft zu Lavater nun selbst Schattenrisse zu fertigen: *Ich schicke da mein Bildnis dir, s' ist ungefähr das garst' ge Gesicht – Aber meine Liebe siehst du nicht,* schrieb er seiner Lotte. Die Bedeutung die Goethe dem Studium der Silhouette beimaß, läßt sich nicht nur an den vielen von ihm selbst angefertigten Silhouetten ablesen, sondern findet sich auch in seinen eigenen physiognomischen Studien wieder, auch wenn er sich später von Lavater und dessen Thesen distanzierte. War das Silhouettieren zu Beginn eher ein Gesellschaftsspiel, an dem sich mit mehr oder minder großem Geschick die gehobenen Stände als Dilettanten beteiligten, so entsprachen die Begriffe *Genauigkeit* und *vollkommene Ähnlichkeit* den Bestrebungen, nach denen die Goethezeit dem wahren Bild des Menschen auf die Spur kommen wollte. Doch darüber hinaus: als spezifisches Genre der bildenden Kunst zeugt die Silhouette von jener beginnenden Demokratisierung, die den Übergang vom höfischen zum bürgerlichen Zeitalter einleitete. Denn nun war nicht nur die höfische Gesellschaft darstellungswürdig, auch der Bürger wollte und konnte seine Individualität schwarz auf weiß an der Wand bestätigt sehen.

Gabriele Kloske



**BETRIEBSWIRT
WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTLER
WIRTSCHAFTSINGENIEUR ODER JURIST**

Wollert-Elmendorff Deutsche Industrie-Treuhand GmbH
Wirtschaftsprüfungsgesellschaft

Wir sind eine führende national und international tätige Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsgesellschaft in Deutschland mit rund 2.200 Mitarbeitern an 18 Standorten. Zu unseren Mandanten gehören Unternehmen aller Branchen, Größenordnungen und Rechtsformen. Weltweit sind wir über Deloitte Touche Tohmatsu mit mehr als 82.000 Mitarbeitern in über 130 Ländern vertreten. Zusätzlich zur Prüfung und Steuerberatung bieten wir Mandanten eine weite Dienstleistungs- und Produktpalette.

Wir bieten Ihnen die Chance für Ihren beruflichen Aufstieg als

in den Bereichen

- *Wirtschaftsprüfung*
- *Steuerberatung*
- *Unternehmensberatung*

Sie haben bereits Ihr Examen abgelegt oder werden demnächst Ihr Hochschulstudium mit einem überdurchschnittlichen Examen abschließen und wollen auf einer breit angelegten fachlichen Grundlage beruflich hohe Ziele erreichen. Sie können anspruchsvolle Praktika oder auch erste Berufserfahrungen nachweisen. Ausgeprägte analytische Fähigkeiten, Eigeninitiative und soziale Kompetenz runden Ihr Profil ab. Ihre Englischkenntnisse sollten bereits so gut sein, daß Sie nach Absolvierung unserer Sprachkurse gesprächssicher sind.

Sie haben erkannt, daß unsere Tätigkeit intelligente, kreative und dynamische Mitarbeiter zu besonderen Leistungen herausfordert. Unsere gezielte Fortbildung wird Ihre berufliche Entwicklung unterstützen.

Sind Sie interessiert? Wir erwarten gerne Ihre Bewerbung.

Schumannstraße 27, 60325 Frankfurt/Main
Mehr über WEDIT Deloitte & Touche erfahren Sie im Internet unter www.weditdeloitte.de

Durchgeistete Natur

Ihre Präsenz in Goethes Dichtung, Wissenschaft und Philosophie

Ein wissenschaftliches Festival
der Johann Wolfgang
Goethe-Universität
Frankfurt am Main
mit Vorträgen,
Experimenten,
szenischen
Lesungen

im Casino des
I.G.-Farben-
Gebäudes
(Poelzig-
Bau),
Eingang
Fürsten-
berger-
straße

**7. bis 9. Mai
1999**

Bitte ausführliche
Informationen
anfordern

Telefon
069/798-22472

E-Mail
presse@pvw.uni-frankfurt.de

Internet
www.uni-frankfurt.de

